



Digitized by the Internet Archive
in 2025

Otto Zierer Geschichte des Fernen Ostens

VIERTER BAND

WELTGESCHICHTE

SECHSUNDREISSIGSTES BUCH

Otto Zierer

GESCHICHTE DES FERNEN OSTENS

VIERTER BAND

I. GÖTTERWIND

Von 1912 bis zur Gegenwart

II. DER FÜNFTE KONTINENT

Geschichte Australiens und Ozeaniens

BUCHGEMEINSCHAFTS-AUSGABE

Lizenzausgabe mit Genehmigung des Sebastian Lux Verlages, Murnau
für Bertelsmann, Reinhard Mohn OHG, Gütersloh
Gesamtherstellung Mohndruck Reinhard Mohn OHG, Gütersloh
Printed in Germany · Buch-Nr. 5336'0750

I GÖTTERWIND

Von 1912 bis zur Gegenwart

Die Jahre nach 1912 bis zur Gegenwart bedeuten für die Geschichte des Fernen Ostens die Abkehr von einer jahrtausendealten Kultur und den Beginn eines neuen Zeitalters. Für die westliche Welt sind die Hauptmerkmale dieser Ära der Untergang der alten bürgerlichen Gesellschaftsordnung, der Wandel des physikalischen und philosophischen Weltbildes und der Auftritt der beiden Weltmächte mit Entscheidungsrang, der Vereinigten Staaten von Amerika und des bolschewistischen Rußlands. Gleichzeitig erhebt sich die gesamte farbige Welt, die bisher von europäischen Mächten in Kolonien und Interessensphären regiert wurde, gegen ihre weißen Herren. In Ostasien fordert Japan Weltmachtanspruch, und China wächst aus Trümmern zu bedrohlicher Größe empor.

Die Ursachen solcher Wandlungen, die die farbigen Völker allenthalben bewegen und die sich im Raum der gelben Rasse besonders deutlich zeigen, sind mannigfaltig. Das einst im Mystisch-Religiösen und Traditionellen gebundene Lebensgefühl wendet sich den Bereichen des westlichen Nationalismus und Materialismus zu. Das gesamte Lebensgefüge ändert sich durch die Industrialisierung und den Anschluß an die Weltwirtschaft, den Weltverkehr und an das moderne Nachrichtenwesen; westliche Ideologien, der Nationalismus, die Demokratie, der Sozialismus und der Kommunismus schaffen neue Bedürfnisse und Forderungen. Ein Weltzeitalter hebt an, in dem die großen Völker des Ostens wieder eine starke, unübersehbare Position einnehmen werden.

»Nippon, das heilige Land,
kämpft für den Frieden des Ostens,
für Vernichtung der fremden Mächte.
Hört zu, ihr Völker der Erde!
Einst gab es Japan und andere Länder,
bald wird es nur Nippon noch geben.
Hört zu, ihr Völker der Erde!«
(*Japanisches Schinto-Lied*)

Harakiri des weißen Mannes

Seit dem Bau des Panamakanals unter amerikanischer Regie ist es aller Welt deutlich geworden, daß die Vereinigten Staaten in Zukunft hohe Machtansprüche im pazifischen Raum stellen werden. Sie verstärken ihren Wirtschaftseinfluß in China, gleichzeitig verschließen sie ihr Land mit Hilfe einseitiger Gesetze gegen Japaner und Chinesen vor dem anwachsenden Zustrom gelbrassiger Emigranten.

Die USA treten damit als dritte bedeutende Seemacht in den Kampf um den groß-ostasiatischen Raum ein und geraten nach kurzem in einen sich rasch verschärfenden Gegensatz zu Japan, während Großbritannien geschickt zwischen den beiden Rivalen laviert. Am 13. Juni 1911 sichert sich England in einem Geheimvertrag mit den USA deren Hilfe für eine mögliche zukünftige Auseinandersetzung mit Deutschland. Englands Preis für diese Rückendeckung besteht darin, daß es sein altes Bündnis mit Japan dahin abändert, daß die gegenseitige britisch-japanische Hilfsverpflichtung im Falle eines Krieges zwischen Japan und den USA nicht in Anwendung kommen soll.

Japan und die USA stehen sich fortan mit ihren pazifischen Problemen isoliert gegenüber, Japan aber ist durch den gewaltigen, in der Meiji-Ära erfolgten Aufbau seiner modernen Armee und Flotte, seiner Wirtschaft und Verwaltung finanziell beinahe ruiniert; die USA andererseits sind militärisch zu schwach, um sich ein Kriegsabenteuer leisten zu können, darum wird die Austragung der Rivalität dieser beiden Staaten auf eine spätere Zeit verschoben.

Frankreich kommt als Konkurrenz an den pazifischen Küsten zunächst nicht in Frage. Es hat in Indochina reiche Besitzungen



Chinesische Offiziere bei der Manöverkritik 1909

erworben, seine afrikanischen Kolonien brauchen dringend Entwicklungshilfe, und die sich gefährlich zuspitzende europäische Situation verlangt die volle Aufmerksamkeit der Dritten Republik.

Deutschland spielt im Fernen Osten von Anfang an nur eine Nebenrolle und ist allseits von zu vielen und zu bedeutenden Gegnern umgeben, um von Japan oder den USA als Kontrahent ernst genommen zu werden. Die übrigen europäischen Mächte segeln im Kielwasser der Großen.

Der alte Gegner Japans, das zaristische Rußland, hat einen politischen Frontwechsel vorgenommen. Der moskowitische Bär zieht die nach dem warmen Ostmeer ausgestreckten Krallen seit der im Krieg mit Japan erlittenen Niederlage zurück. Er wittert jetzt andere Beute und vereint sich zur Jagd mit England und Frankreich. Die Allianz Petersburg–Paris–London ist eindeutig gegen Deutschland und Österreich-Ungarn gerichtet. Die Russen erhoffen sich als sicheren Anteil künftiger Kriegseroberungen den so lange ersehnten Zugang zum offenen Meer an der Ostsee durch Einverleibung des deutschen Ostpreußens und an der Adria durch das verwandte, heimlich verbündete Serbien.

Rußland fällt also zunächst als Teilhaber bei der Neuordnung Ostasiens aus; Neuordnung Ostasiens aber heißt nichts anderes als die Verteilung der chinesischen Beute unter Japan, Großbritannien und den USA.

Um die Fetzen aus Chinas Leib, um die Mandschurei, die

Küstenstädte, Südprowinzen und Randgebiete geht der Kampf. Seine Bodenschätze, landwirtschaftlichen und handwerklichen Erzeugnisse, die Arbeitskräfte seiner Menschenmassen und ein entwicklungsfähiger Markt sind der Siegerlohn.

China ist 1912 zur Republik erklärt und gleich nach dem Sturz der Mandschu-Dynastie in bürgerkriegsartige Wirren hineingerissen worden, die es den pazifischen Großmächten leicht machen müssen, ihre Ziele zu verfolgen.

Am 30. Juli 1912 stirbt in Tokio der 122. Kaiser Japans, Mutsuhito, der große Tenno der Meiji-Ära. Die Weltpresse meldet als sensationelle Begleiterscheinung seines Todes, daß in der auf die Trauerfeierlichkeiten folgenden Nacht der greise General Nogi Maresuke, der Sieger von Port Arthur, und dessen Gattin gemeinsam Harakiri begangen haben. Die europäischen Zeitungsschreiber finden die Tat des alten Getreuen entweder rührend oder unzeitgemäß; die Leitartikel der Blätter stellen wieder einmal fest, daß die japanische Seele rätselhaft und unerklärlich sei; sie sind weit entfernt von einem echten Verständnis für das Geschehnis, das dem Geist des Bushido entspricht, des altjapanischen Rittersinnes. Die Zeitungsleser im Westen lehnen den Selbstmord aus Lehenstreue als nutzlos und unbegründet ab, und sie stehen voller Entrüstung vor der Tatsache, daß die Gattin aus Gehorsam und Treue ihren Mann in den Tod begleitet.

Europa geht einer Katastrophe entgegen, obwohl es sich auf der Höhe der modernen, rationalistischen Zivilisation befindet, eine blühende bürgerliche Kultur besitzt, von Kapitalien überquillt, obwohl seine Industrie jedes Jahr größere Warenmengen erzeugt und verkauft, obwohl es fortschreitet auf allen Gebieten der Wissenschaft, Wirtschaft und des Verkehrs und über zwei Drittel des Erdballs herrscht, den es in einen Flickenteppich von Kolonien, Protektoraten und Interessensphären verwandelt hat.

England glaubt seine überragende Weltmachtstellung, sein Imperium, das ein Viertel der Erdoberfläche einnimmt, und seinen gewinnbringenden Handel noch ausweiten und festigen zu können, wenn das Deutsche Reich von den Weltmärkten verdrängt wird. Frankreich hat den Verlust von Elsaß-Lothringen nicht verwunden. Rußland will Beute machen, es wünscht nicht nur Häfen am warmen Meer und neue Eroberungen zu dem Sechstel der Erde, das es schon besitzt, es träumt vom Bund aller Slawen unter seiner Vormacht, der auf den Trümmern der Vielvölker-Monarchie Österreich-Ungarn errichtet werden soll. Das ungeschickt geführte

Deutsche Reich, dessen Kaiser säbelrasselnde Sonntagsreden und Militärdemonstrationen liebt, ohne daß er den Frieden tatsächlich stören möchte, taumelt von einer diplomatischen Unklugheit zur anderen und geht geblendeten Auges dem Abgrund entgegen.

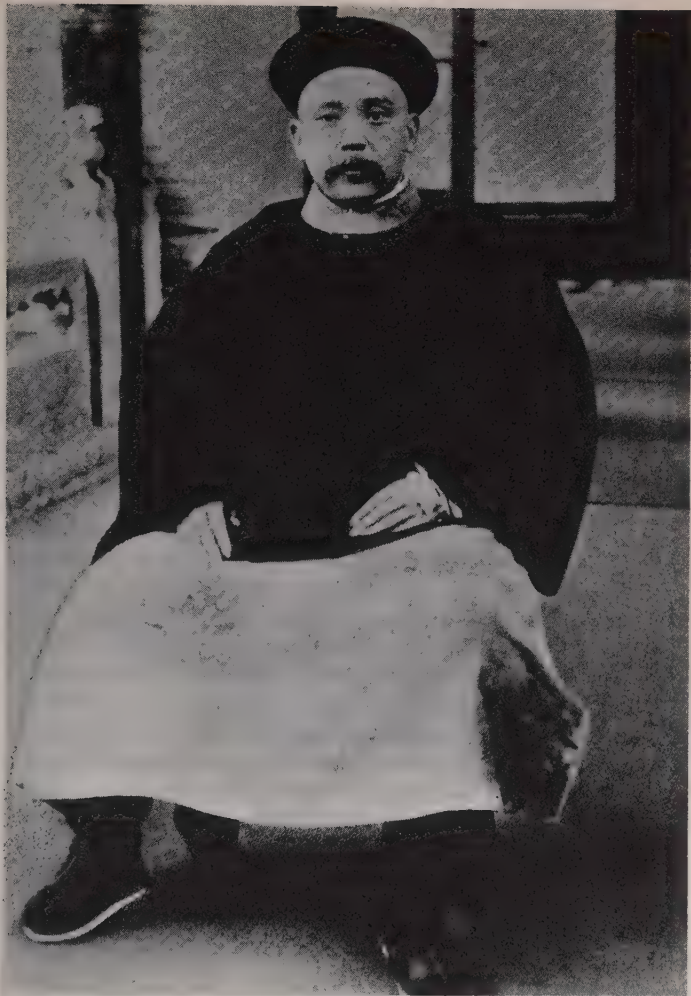
Krisen in Marokko und Kriege auf dem Balkan enthüllen die Gefährdung der gesamteuropäischen Lage. Die Grenzen zwischen Bulgarien, Serbien, Rumänien und der Türkei verschieben sich zum Nachteil der Osmanen; Bulgarien wird später von Serbien und Rumänien besiegt.

Das ganze Abendland liegt im Rüstungsfieber und ist gefangen im Netz der Bündnisverflechtungen. Die Kasernenhöfe dröhnen vom Marschtritt der Truppen, die Manövergelände vom Rollen der Geschütze und die See vom Übungsschießen der Schlachtschiffe. Auf diese Bühne des Welttheaters, von der zugleich die Deklamationen der europäischen Ideale tönt, erschallen die Lobsprüche auf die Menschenrechte, auf Freiheit, Volksliebe, Demokratie, Monarchie und Völkerrecht, starren die aufhorchenden farbigen Völker.

Das ist die Situation jener Jahre vor 1914, die Europa in behaglicher und heiterer Ahnungslosigkeit hinüberführen zu der mörderischen Verwirrung der abendländischen Völkerfamilie und zum Harakiri des weißen Mannes.

Tschiang Kai-schek war im Frühjahr 1912 nach dem Handstreich des kaiserlichen Marschalls Yüan Schih-kai, der sich an die Spitze der jungen chinesischen Republik gesetzt hatte, nach Japan gegangen, weil er sofort erkannte, daß es zwischen der Kuo-min-tang-Partei und der Yüan-Regierung kein Paktieren geben könne. Es dauerte nur wenige Monate, bis ihm seine mit Ämtern bedachten Freunde Sun Ya-tsen und Tschen Tschimei nachfolgten.

In einer Zeitschrift veröffentlichte Tschiang damals einen Artikel, den er »Darstellung einer Selbstanalyse« nannte. Er schilderte darin die gegenwärtige Situation Chinas und seine eigenen Vorstellungen von der Zukunft. In den ersten Monaten der »Präsidentschaft« Yüan Schih-kais war es, so schrieb er, schon offenbar, daß der verkappte Usurpator den Methoden treu blieb, die er einst unter den Mandschu-Kaisern angewendet hatte. Er setzte seine Anhänger in allen Provinzen als Militärbefehlshaber oder Kriegsherren ein, doch sorgte er gleichzeitig dafür, daß ihm kein General gefährlich werden konnte, indem er jeden zwar reichlich mit un- ausgebildeten und undisziplinierten Soldaten, jedoch gar nicht oder völlig unzulänglich mit modernem Kriegsgesetz versah. Der



Im Jahre 1912 wurde Yüan Schih-kai Erster Präsident der chinesischen Republik

wirkliche Vaterlandsfreund müsse jedoch – verlangte Tschiang – danach streben, kleine, straff disziplinierte, mit den besten Waffen ausgestattete Truppenverbände aufzustellen, die nicht nur in der Lage seien, die chinesischen Provinzen endlich zu befrieden, sondern auch Gewicht genug hätten, das internationale Spiel zu beeinflussen.

»Hinsichtlich der nationalen Verteidigung«, meinte Tschiang, »heißen die nächstliegenden und bedrohlichsten Probleme Chinas Rußland und Japan. China ist zwar ein großes, aber auch ein schwaches Land, dessen Zustand große Mächte geradezu heranzieht. Die Bedrohung durch Europa kommt mehr von der See; die der chinesischen Außenprovinzen besteht täglich und unmittelbar: in Sing-kiang, Tibet, in der Mandschurei und in der Äußeren Mongolei.

Eine Flotte zu schaffen, ist China nicht in der Lage; aber ein entsprechendes Landheer kann es aufbauen, um wenigstens den Gefahren an seinen Grenzen zu begegnen . . .«

Die von ihm erwähnten Beispiele für die Richtigkeit seiner Lagebeurteilung waren überzeugend, denn gerade jetzt erkannte Yüan Schih-kai die Autonomie der »Äußeren Mongolei« unter dem »Lebenden Buddha« von Urga und unter dem seit 1912 bestehenden Protektorat Rußlands an. In Sing-kiang schoben die Russen ihren Einflußraum näher an die indische Grenze heran, was die vermehrte Wachsamkeit Englands hervorgerufen hatte; schon seit einiger Zeit standen britische Kolonialtruppen in der chinesischen Provinz Tibet. Beim Sturz der Mandschu-Dynastie in China, als die Republikaner in Peking ans Ruder gekommen waren, hatte der dreizehnte Dalai-Lama den seit 1682 gültigen Vertrag, der China die Oberhoheit über Tibet einräumte, zerrissen, war mit seinem Gefolge in das von den Engländern beherrschte Darjeeling geflüchtet und hatte 1912 die Unabhängigkeit Tibets ausgerufen. Um sich das Protektorat Englands zu sichern, verhandelte er nun in Simla über eine neue indisch-tibetanische Grenzlinie, die natürlich den britischen Wünschen weitgehend gerecht werden sollte.

Die Mandschurei war zu einem Feld russischer, amerikanischer und japanischer Wirtschaftsunternehmungen geworden, die dort eigene Industrien aufbauten, wobei sich besonders die Japaner hervortaten.

Wie rasch die Entmachtung Chinas voranschritt, zeigte sich bei Verhandlungen über eine große Staatsanleihe, die Yüan Schih-kai

von den auswärtigen Mächten erbat und die offenbar dazu bestimmt war, seine persönliche Herrschaft zu stützen. Ein Konsortium von Banken aus den USA, aus Großbritannien, Frankreich, Rußland, Deutschland und Japan forderte von China so demütigende und harte Bedingungen, daß sie praktisch den Verzicht auf die Finanz- und Wirtschaftshoheit der Regierung bedeuteten. Der von weltbürgerlichen und menscheitsbeglückenden Träumen erfüllte amerikanische Präsident Woodrow Wilson war der einzige westliche Staatsmann, der sich darüber entrüstete und vom Vertrag zurücktrat. Doch Yüan Schih-kai war bereit, das Abkommen zu unterzeichnen; ihm und seiner Generalsclique ging es allein um die Masse der Silberdollars, die in ihre Hauptquartiere rollen sollten.

Die Kuo-min-tang-Partei Sun Ya-tsens wehrte sich verzweifelt gegen den Vertrag, sie besaß aber keine Mittel, ihn zu verhindern, obwohl sie im Parlament über die Mehrheit verfügte. Der Marschall ignorierte Entschlüsse des Abgeordnetenhauses, wenn sie seinen Plänen zuwiderliefen.

Da Yüan Schih-kai aber die »provisorische Verfassung« beschworen und versprochen hatte, parlamentarisch zu regieren, beschlossen die unter dem Schutz der Fremdenkonzessionen versammelten Häupter der Kuo-min-tang, eines ihrer führenden Mitglieder, Sung Tschao-ten, nach Peking zu entsenden, damit er mit Hilfe der Parlamentsmehrheit eine neue Regierung bilde.

Mit der erstaunlich einfachen und brutalen Reaktion Yüan Schih-kais hatten sie indessen nicht gerechnet. Als Sung in Schanghai den Zug nach Peking besteigen wollte, traten ein paar Soldaten an ihn heran und erschossen ihn. Das geschah am 13. März 1913, ein Jahr nach der unter Waffendrohung erfolgten Wahl Yüans zum Ersten Präsidenten der Chinesischen Republik.

Daß die Republik eine Beute der Generäle und des Militärs geworden war, konnte niemand mehr verborgen bleiben. Um so aktueller waren Tschiangs Artikel, in denen er nachdrücklich die Aufstellung einer »Nationalarmee« unter Führung der Kuo-min-tang verlangte.

Sechs Wochen nach dem Mord unterzeichnete Yüan Schih-kai im Namen Chinas, ohne sich vom Parlament oder der Regierung hindern zu lassen, den Vertrag mit dem Banken-Konsortium und strich einhundertfünfundzwanzig Millionen Dollar ein, mit denen er sich die weitere Treue seiner »Kriegsherren« erkaufte.

Die unmittelbare Folge war, daß im Süden Unruhen der Kuo-

min-tang ausbrachen, die Studenten demonstrierten und eine »Zweite Republik« sich vorzubereiten schien.

Tschiang Kai-schek und Tschen Tschimei eilten nach Schanghai und versuchten in Eile und ohne längere Vorbereitungen, die Bewegung auszuweiten. Der Kampf war entschieden, als Yüan Schih-kai seine Kanonenboote in den Hafen schickte.

Der Sturm der Aufständischen auf das Arsenal mißlang, und den Anführern blieb wiederum nur die Flucht nach Japan.

Die Kuo-min-tang-Partei wurde von Yüan verboten und das Parlament am 10. Januar 1914 aufgelöst. Der Marschall war längst davon überzeugt, daß es sich in China leichter ohne eine solche demokratische Einrichtung regieren ließe, er übernahm die absolute Regierungsgewalt und glaubte sich damit auf dem Gipfel der Macht. Viele Usurpatoren hatten in der chinesischen Geschichte auf dieselbe Weise wie er die Macht errungen und sich dann zum Begründer einer neuen Dynastie erhoben. Die Kaiserwürde schien greifbar nahe...

Am 28. Juni 1914 schlägt die Nachricht von der Ermordung des österreichisch-ungarischen Thronfolgers Erzherzog Franz Ferdinand wie ein Blitz in die schwüle Gespanntheit der internationalen Lage ein. Extrablätter jagen sich. Die Diplomaten suchen vergeblich nach einem Ausweg, und am 28. Juli erklärt Österreich-Ungarn an Serbien den Krieg, am 1. August das Deutsche Reich an Rußland, am 3. August an Frankreich. Die Verletzung der Neutralität Belgiens durch Deutschland veranlaßt den Kriegseintritt Englands am 4. August. Das Verhängnis nimmt seinen Lauf.

Die großen Nationen Europas fallen sich wütend mit der Kraft ihrer beispiellos entwickelten Kriegsmaschinerie an. Millionen ringen unter den Feuerglocken eines bisher noch nie erlebten Artillerieeinsatzes, alle Grenzen geraten in Bewegung. Das Abendland, das mit Politik, Macht, Ideen, Reichtum, Kultur, sozialem Hochstand und industrieller Überlegenheit alle Völker der Welt beeinflusste, zerfleischt sich selbst. Die ruhmvollen, für ihre Gegner furchterregenden Namen Englands, Frankreichs, Rußlands und Deutschlands, die in den fernsten Ländern bewundernd ausgesprochen wurden, werden vom Rauch der brennenden Dörfer und Städte verdunkelt. Diese Mächte, die gestern noch unerschütterlich und groß waren, spähen nach Bundesgenossen aus, die ihnen helfen könnten; die Riesen, gegen die anzukämpfen einst Torheit und Selbstmord gewesen wäre, schlagen sich tödliche



Nach schweren Kämpfen fiel 1914 das deutsche Schutzgebiet Tsingtau den Japanern in die Hand

Wunden und bieten den schwarzen, gelben und braunen Rassen das unfassbare, aufrüttelnde Schauspiel, daß auch weiße Männer hilflos sein können, daß auch für sie das Gesetz von Sieg, Niederlage, Furcht, Not und Elend Geltung hat.

Eine ungeheure moralische Wirkung geht von dem brennenden, verblutenden und sich vernichtenden Europa aus auf die von ihm beherrschten Erdteile.

Für Japan als der einzigen modern gerüsteten Großmacht Ostasiens bedeutet der erste Weltkrieg das Geschenk völliger Handlungsfreiheit. Von seinen Inseln aus gesehen, gibt es keinen Zweifel über den Ausgang des Ringens; deshalb beruft sich Japan auf seinen Bündnisvertrag mit England und fordert am 19. August 1914 vom Gouverneur von Tsingtau die Übergabe des deutschen Pachtgebietes auf chinesischem Boden.

Es erhält auf dieses Ultimatum keine Antwort. Der deutsche Kommandant Meyer-Waldeck telegraphiert an Kaiser Wilhelm II.: »Einstehe für Pflichterfüllung bis zum äußersten!«

Eine japanische Flotte erscheint vor der Schantung-Halbinsel und landet unter Mißachtung der chinesischen Neutralität sechzigtausend Mann, denen ein britisches Expeditionskorps von fünfzehnhundert Marinesoldaten zugeteilt ist. In Tsingtau, der befestigten Hauptstadt des deutschen Pachtgebietes, befinden sich knapp sechstausend Mann.

Wochenlang liegt die Stadt unter dem Feuer der Schiffsartillerie und der großkalibrigen Belagerungsgeschütze, aber die Sturmangriffe der massenhaft eingesetzten japanischen Infanterie, die Stadt und Hafen bis zum 30. Oktober, dem Geburtstag des Tenno, erobern wollen, bezwingen die Verteidiger nicht. Erst nach dreiundvierzig Tagen, am 7. November 1914, nach dem Abschluß ihrer letzten Granate, ergeben sich die Deutschen und werden in ehrenvolle Gefangenschaft nach Japan gebracht.

Die Japaner begnügen sich nicht mit der Besetzung der ehemals deutschen Konzessionsgebiete. Sie rücken auf der Schantung-Halbinsel entlang der Bahnlinien vor und verraten damit ihre Absicht, die günstige Gelegenheit auszunützen, um China unter Druck zu setzen.

Die Auswirkung des europäischen Krieges auf die Ostasienpolitik der Großmächte zeigt sich darin, daß die Engländer, Franzosen und Russen, um einen Sonderfrieden zwischen Japan und Deutschland zu verhindern, Japan freie Hand in China zubilligen müssen. Als die USA 1917 in den Weltkrieg eintreten, um ihre den Gegnern Deutschlands gewährten Anleihen zu sichern, sind auch sie genötigt, sich Rückenfreiheit im Pazifik zu erkaufen; sie geben Japan in der Mandschurei und in China volle Handlungsfreiheit.

Am 18. Januar 1915 stellt Japan an China einundzwanzig Forderungen, die seine Ziele rücksichtslos enthüllen. Es fordert politische und wirtschaftliche Vorrechte auf der Schantung-Halbinsel, in der Mandschurei, in der Mongolei und im Yang-tse-kiang-Tal.

Yüan Schih-kai muß den Vertrag am 25. Mai unterzeichnen.

Die Kuo-min-tang rast vor Empörung und sammelt den nationalen Widerstand gegen Yüan, doch dieser wehrt sich gegen die heimischen Widersacher mit den Mitteln des Geheimdienstes. Seine Agenten erfahren von einer Reise Tschen Tschimeis nach China, locken den alten Revolutionär und Mitstreiter Sun Ya-tsens in eine Falle und erschießen ihn.

Das unter dem Druck des Militärs stehende Parlament bietet Yüan im Herbst 1915 die Kaiserwürde an; das seit Jahrtausenden übliche Endziel des Aufstiegs eines starken Mannes scheint sich auch diesmal abzuzeichnen. Im Dezember wird die Verfassung der Republik außer Kraft gesetzt; für den Februar 1916 ist die Proklamation des neuen Kaiserreiches vorgesehen.

Gegen diese Pläne aber regt sich jetzt ein überraschend heftiger Widerstand. Die Südprowinzen protestieren unter dem Einfluß

der Kuo-min-tang. Die »Kriegsherren« sind mißtrauisch und eifersüchtig, und auch Japan wendet sich gegen Yüan. Tokio kann weder ein geeintes noch ein um den Thron geschartes China gebrauchen. Die Republik ist gerettet, als inmitten der ausbrechenden Wirren Yüan Schih-kai am 6. Juni 1916 einem Anschlag zum Opfer fällt.

Anstatt eines neuen Kaisers herrscht jetzt das Chaos über China. In den Provinzen machen sich die »Kriegsherren« selbständig, marodierende Truppen beherrschen Städte und Dörfer, Hunger und Pest bilden ihr Gefolge.

Die Staatsmänner der europäischen Koalition hatten geglaubt, das eingekreiste Deutschland durch ihre Übermacht rasch erdrücken, das deutsche Kolonialreich ungehindert besetzen, die deutsche Industrie und Wirtschaftskraft brechen, die österreichisch-ungarische Monarchie aufteilen und das mit den Mittelmächten verbündete Osmanische Imperium in kurzer Zeit zerstückeln zu können. Sie waren der Meinung gewesen, nach einem schnellen, heftigen Kriegsgewitter allesamt reicher und mächtiger als vorher zu sein. Diese Rechnung ging nicht auf.

Die Mittelmächte kämpften ihren Verzweiflungskampf mit solchem Heldenmut und einem so genialen Einfallsreichtum, daß die gegen das Deutsche Reich gerichtete Welt-Koalition mehr als einmal am Rand der Niederlage schwankte. Dieser wahrhaft den Erdball erschütternde Weltkrieg kostete in jeder Hinsicht mehr als irgendein Krieg vorher. Seine Bilanz weist für Europa den Verlust von zwanzig Millionen Menschenleben und die Verschwendung von 1 338 000 Millionen Goldmark aus. Wollte man eine Marschkolonie aus allen Gefallenen zusammensetzen, hätte sie ihre Spitze in Neapel, ihr Ende in Stockholm.

Die europäische Katastrophe wächst aller Staatsweisheit über den Kopf. Immer neue Hilfsmittel müssen erschlossen werden, und der Zwang der dahinrollenden Kriegslawine läßt jede politische Kalkulation sinnlos werden. Um nicht zu unterliegen, sehen sich England, Frankreich und Rußland genötigt, aus ihren Kolonial- und Hilfsvölkern Truppen aufzustellen, die nun zum erstenmal auf Aufforderung und mit Billigung ihrer europäischen Herren Weiße bekämpfen und töten werden. In Indien, Südafrika, Indochina, auf Java und in Japan entstehen mit alliierter Unterstützung leistungsfähige, dem Zugriff der Mittelmächte entzogene Kriegsindustrien. Inder, Afrikaner, Annamiten, Mongolen und

Araber werden fieberhaft an modernen Waffen ausgebildet, um gegen eine weiße Macht zu kämpfen.

Unter britischem Druck muß Siam Deutschland und Österreich-Ungarn 1917 den Krieg erklären; im selben Jahr zwingt die Entente auch China zum Krieg gegen das Deutsche Reich und Österreich und scheut sich nicht, das bis dahin streng gewährte Ansehen der weißen Rasse dadurch zu schädigen, daß sie deutsche Männer und Frauen in die von annamitischen oder chinesischen Soldaten bewachten Internierungslager einliefert.

Diese umstürzende Veränderung im bisherigen, den weißen Menschen achtenden System der Kolonialherren verschärft zusammen mit der spürbarer werdenden Beeinflussung durch europäische Ideologien den Drang der Eingeborenen zur politischen Selbständigkeit. Die Niederlande müssen 1916 der Forderung der Bevölkerung Insulindes nachgeben und der Schaffung eines eingeborenen Volksrates zustimmen, der sich nach Kriegsende seinen fortdauernden Einfluß auf die Gesetzgebung der Mynheers im Inselreich zu sichern weiß.

In Indien hat schon im Jahre 1905 Japans Sieg über die weiße Macht Rußland der nationalen, antibritischen Bewegung Auftrieb gegeben. Jetzt ziehen Volksmassen unter dem Ruf »Bande-Mataram« – Heil der Mutter Indien – durch die Städte; auf den Massenkundgebungen der indischen Freiheitsbewegung ertönen die Worte »Swaraj« – Autonomie – und »Swadesi« – Autarkie. Die indischen Mohammedaner erregt zudem der Krieg der englischen Kolonialmacht gegen die islamitische Türkei. Um die brennend notwendige indische Unterstützung zu erhalten, müssen die Briten Zugeständnisse hinsichtlich einer zukünftigen Selbstregierung ihres wichtigsten Kolonialgebietes machen.

Den indischen Radikalen, denen mit solchen Verheißungen wenig gedient ist, gelingt es, Aufstände im Pandschab anzuzetteln; überall wühlen sie das Volk auf.

In Indochina regt sich der nie ganz erloschene Volkszorn der Enkel der »Schwarzflaggen«. Vorläufig entscheiden noch die überlegenen europäischen Waffen. Alle Unruhen können unterdrückt, die Volksbewegungen gebändigt werden. Die Anführer aber fliehen – ebenso wie Tschiang Kai-shek und Sun Ya-tsen – in den Bereich der einzigen asiatischen Großmacht, die von keiner europäischen Polizei erfaßt werden kann und wo außerdem die Lehre vom freien groß-ostasiatischen Raum unter dem Ruf »Asien den Asiaten« verkündet wird, nach Japan.

Als das absolutistische Zarenreich unter den deutschen Schlägen zusammenstürzt und die russische Revolution ausbricht, starren die Augen ungezählter Millionen aus dem Dämmerbereich der kolonialen Einflußsphären nach Petersburg, wo, wie sie meinen, der blutrote Schein eines neuen Freiheitsmorgens aufsteigt.

Alle Gewichte verlagern sich. Nichts von dem, was 1914 unumstößlich in sich ruhend schien, gilt mehr.

An einem der Tage dieser erregten Zeit sitzen Tschiang Kai-schek und Sun Ya-tsen wie so oft als Gäste in Mitsuru Tôyamas Haus in Tokio. Soeben hat Tôyama, der als Leiter der Genyôschabewegung noch immer großen Einfluß auf die höchsten Behörden des Landes ausübt, zwei flüchtige indische Freiheitskämpfer – Gupta und Subdrah Chandra Bose – mit Hilfe seines »Ordens« dem Zugriff der Polizei entzogen, die bereit war, die Revolutionäre den Engländern auszuliefern.

Dem Traum vom brüderlich vereinten Groß-Ostasien unter japanischer Führung wird in den Kreisen der Genyôschaleidenschaftlicher angehangen als je zuvor.

Tôyama, der alt geworden ist und eine dicke Brille trägt, lehnt sich in die Kissen zurück, auf denen er mit untergeschlagenen Beinen sitzt:

»Ich habe das reinste Emigrantenbüro. Aber es ist selbstverständlich, daß ein Asiate dem anderen Asiaten hilft, wenn er von Briten verfolgt wird. Wir Männer des Ostens müssen immer einig sein...«

Sun Ya-tsen antwortet:

»Die Engländer sind das schlaueste und gefährlichste Volk der Welt. Solange man sie nicht aus dem ostasiatischen Raum hinauswirft und die Inder von ihnen befreit, gibt es keinen wirklichen Frieden in Asien. Den Kampf gegen die Engländer müssen wir gemeinsam betreiben. Das ist die Aufgabe unserer beiden Länder.

Betrachten Sie die gegenwärtige Lage, verehrter Freund, so sehen Sie, welch schädlichen Einfluß die angelsächsischen Mächte auf die chinesische Politik ausüben. Die Pekingener Regierung hat nur unter dem Druck Englands und der USA Deutschland den Krieg erklärt – der einzigen europäischen Nation, die keine Konzessionen mehr auf unserem Boden besitzt.«

Diese Anspielung auf das japanische Vorgehen in Tsingtau und auf der Schantung-Halbinsel ist Herrn Tôyama nicht angenehm.

Er persönlich war immer ein Gegner dieser Politik, weil er die brüderliche Vereinigung der gelben Rasse wünscht.

»Es mag Ihnen ein Trost sein, Doktor!« erwidert er, »daß die nominelle Teilnahme Chinas am Weltkrieg mit Sicherheit belohnt wird. Das Ende der unwürdigen Auslandsverträge scheint mir damit gekommen. Man kann sie gegenüber einem Alliierten nicht mehr aufrechterhalten. Wir profitieren alle von diesem europäischen Krieg!«

Tschiang Kai-shek, der schlank und schmal in seinem schwarzen, wie eine enganliegende Kutte herabfließenden Gewand auf einem europäischen Stuhl sitzt, lächelt mit leichter Ironie.

»Gewiß!« sagt er, »der Krieg macht uns alle stärker, aber der große Kriegsgewinner wird vor allem Japan sein. Es erlebt einen märchenhaften industriellen Aufschwung, wie er nur Lieferanten beschert ist, deren Preise auf jeden Fall akzeptiert werden müssen. Sein Export hat sich verdoppelt und verdreifacht, ein Strom von Gold hat seine Staatsschulden fortgeschwemmt . . .«

Hinter Mitsuru Tôyamas scharfen Brillengläsern blitzt es auf, er macht eine abwehrende Handbewegung: »Verehrter Herr Tschiang, wir erleben bereits die Nachteile dieses Wirtschaftswunders. Leider! Die Schieber, Neureichen, Großkapitalisten, Geldhyänen schießen bei uns hervor wie Bambus nach dem Regen . . .«

»Meine Aufmerksamkeit ist seit einiger Zeit auf die Vorgänge in Rußland gerichtet«, wirft Sun Ya-tsen ein. »Wie ich in meinen drei Volksgrundsätzen sagte, halte ich eine Revolution ohne gleichzeitige soziale Neuordnung für unsinnig. Mir scheint, die Russen sind dabei, diese Neuordnung von Grund auf zu praktizieren.

Um England zu vertreiben, müßte man sich Rußland nähern. Damit trifft man zugleich die USA. Man spricht jetzt so viel Schlechtes über die Russen – aber dahinter steckt nur die angelsächsische Propaganda. Ich glaube, daß die wirklichen Verhältnisse in Rußland ganz anders sind . . .«

Die aufmerksamen Augen Tôyamas ruhen durchdringend auf Dr. Sun, der bleich und abgemagert auf seiner Matte kauert. Langsam schüttelt der Japaner den Kopf.

»Ich weiß, lieber Doktor, daß Sie stets eine besondere Neigung für westliche Ideen gehabt und daß Sie jetzt sogar begonnen haben, mit der russischen Sozialrevolution zu liebäugeln, aber ich warne Sie vor diesen Freundschaftsgefühlen. Sie können gefährlich

werden, für Sie persönlich und besonders für Ihr Volk. Lassen Sie mich nur von meinem Land, von Japan, sprechen. Auch wir beobachten als Folge der weltweiten Wirtschaftsbeziehungen, die wir heute nun einmal haben, eine zunehmende Lockerung des Glaubens an die überkommene Staatsidee und einen wachsenden Internationalismus. Unsere Universitäten entwickeln sich beinahe zur Brutstätte des sozialistischen und kommunistischen Gedankengutes. Infolge unserer Hochkonjunktur verschärft sich von Tag zu Tag der Gegensatz zwischen Kapitalisten und Fabrikarbeitern.

Ein heftiges Fieber erschüttert den Volkskörper, und es ist nur natürlich, daß bei diesen Zuständen der Marxismus mit all seinen Folgeerscheinungen einen günstigen Boden findet. Besonders die Kreise der Intellektuellen begeistern sich für die neue Lehre, die jetzt in Rußland zu triumphieren scheint. Wer nicht von Marxismus redet, gilt als Reaktionär oder geistig minderwertig. Bücher über Marxismus, Kommunismus und Klassenkampf erzielen so hohe Auflagen, daß die Papierpreise in Tokio in die Höhe geschneit sind . . .

Abgesehen von der radikalen russischen Form, branden auch die Wellen der amerikanischen Demokratie an die Küsten Japans und untergraben langsam und unmerklich die Fundamente des Staates. Sogar in Kreisen der Bauern finden demokratische Gedanken Eingang . . . Die Familienbande lockern sich, und der Geist der Opferbereitschaft wird als Überbleibsel der feudalistischen Zeit verspottet und als Fessel empfunden, von der man sich befreien muß. Als Ergebnis der Berührung mit den Gedanken des Westens macht sich eine Atmosphäre des Reichtums und Behagens breit.

In Japan gilt die Familie als Einheit, und sie muß als Einheit angesehen werden. Das allgemeine Wahlrecht mag in Europa richtig sein, wo das einzelne Individuum über den Verband der Familie hinausragt. Dieses Wahlrecht ohne weiteres in Japan einzuführen, bedeutet die Zerstörung des strengen Familiensystems, der Grundlage der östlichen Gesellschaft und damit die Erschütterung des Staates. In Japan besteht das Recht nie allein, sondern nur das Recht und die Pflicht. Das Leben des Japaners beginnt und endet mit der Pflicht. In England ist es umgekehrt: es beginnt mit Recht und endet mit Recht.«

Lassen wir die Dinge weitertreiben und nehmen wir gar die russischen Verhältnisse zum Vorbild, halten wir uns an die alles um-

stürzenden Lehren Lenins, so zerstören wir nicht nur die Wurzelzelle unserer Kultur, die Familie, nicht nur die Organisation dieser Zellen, den Staat, sondern die Grundlage unseres Lebens überhaupt. Das wäre das Ende aller eigenständigen Kulturen des Ostens.«

Tschiang Kai-schek verschiebt schließlich die Debatte auf eine andere Ebene. Er erinnert daran, daß nach dem Tode Yüan Schih-kais die Verwirrung in China noch größer geworden sei, daß sich der alte chinesische Nord-Süd-Gegensatz immer schärfer abzeichne und daß die Bruderkämpfe der zahlreichen politischen Gruppen unter Führung der Militärgouverneure das Reich vollends zu zer schlagen drohen.

Was soll geschehen? Wie kann man die Lage entwirren und die zwanzigmal gescheiterte Revolution endlich zu einem glücklichen Ende führen?

China ist ein Tummelplatz der »Kriegsherren« und ihrer politisierenden Stäbe; in Peking wechseln fast monatlich die Schattenregierungen, in Kanton und Nanking tagen Gruppen von Abgeordneten, das weite Land aber gehört marodierenden Banden. Der Hunger verheert die von Dürre, Überschwemmungen und Kriegsverwüstungen längst schon heimgesuchten Gauen; in seiner Nachhut wütet die schwarze Pest.

»Was kann man tun?« Tôyama zuckt mit den Schultern. »Sie wissen, lieber Tschiang, daß man mir in gewissen Blättern des Auslandes vorwirft, ich sei ein Anbeter der rohen Gewalt und ein Verehrer der Macht. Abgesehen davon, daß meine Neigungen sich damit nicht erschöpfen, gestehe ich: Es gibt keine Lösung außer durch Macht. Wenn Sie in China etwas retten, wenn Sie Ihre ver ratene Revolution noch vollenden wollen, was bleibt Ihnen anderes übrig, als ebenfalls Gewalt einzusetzen?«

Tschiang Kai-schek nickt zustimmend und blickt Sun Ya-tsen an:

»Ja! Sie haben recht, Tôyama! Wir sollten uns ein Vorbild an Yüan Schih-kai nehmen, der mit einer Militärakademie begann und eine schlagfertige Privatarmee aufstellte. Der Weg ist klar, das Ziel kann nur durch Gewalt erreicht werden!«

Sun Ya-tsen und Tschiang Kai-schek reisen Ende 1917 nach China zurück. Der Revolutionär und sein Stabschef bleiben in Kanton, in der alten Revolutionsmetropole des Südens, und gründen dort eine Art Provinzialregierung. Sie beginnen eine Armee aufzustel-

len, Tschiang spekuliert an der Börse und versteht es, große Gewinne in Geschäften mit Kriegsanleihen und Industriepapieren zu machen. Mit diesen Beträgen finanziert er umfangreiche Munitions- und Waffenkäufe.

Inzwischen endet das Ringen in Europa.

Die Völker erwarten von den in Versailles versammelten Staatsmännern der Friedenskonferenz eine gerechte Neuordnung der politischen Verhältnisse. Die Woge von Haß und Rache aber, die der lange Krieg aufgewühlt hat, ist noch in Bewegung und reißt Gerechtigkeit und Einsicht mit sich fort. Die in Versailles neu-geregelte Welt ist ungleich schlechter beschaffen als die frühere, gegen die sich der große Kampf richtete.

Auch Chinas Hoffnungen erfüllen sich nicht. Die aus Delegierten der Nord- und Südregierung zusammengesetzte Abordnung kehrt aus Europa mit leeren Händen zurück. Weder die fremden Konzessionen noch die ehemals deutschen Gebiets- und Handelsreservate fallen an China zurück. Die siegreichen Alliierten behaupten ihre alten Positionen, und an die Stelle Deutschlands in Tsingtau und auf der Schantung-Halbinsel tritt Japan.

Aufs neue brandet die nationale Empörung in China empor. In Peking kommt es zu Studentenunruhen, und die Kuo-min-tang erhält starken Zulauf; eine radikale »Neue-Kultur-Bewegung« unter Leitung von Hu-Schih wird gegründet, die sich unter Hohn und Spott von der jahrtausendealten chinesischen Klassikerliteratur löst und die Jugend in extremer Begeisterung zu den Autoren des Westens führt.

Die Studenten beginnen sich westlich zu kleiden, sie diskutieren über Marx, Engels und Lenin; sie lesen Ibsen, Tolstoi, Shelley und Byron; sie tanzen in den Küstenstädten zu den Rhythmen amerikanischer oder europäischer Musik. Neue, immer radikalere Zeitungen schießen aus dem Boden. Viele Intellektuelle jubeln begeistert dem großen nordwestlichen Nachbarn Rußland zu, der die alte Ordnung blutig hinweggefegt und, wie sie meinen, eine kühne, junge Gesellschaftsform errichtet hat.

Die rote Revolution scheint die Welt zu erobern, obwohl die Westmächte in Polen und am Schwarzen Meer, die deutschen Freikorps im Baltikum dagegen auftreten und eine große bürgerliche Armee Rußlands unter Admiral Koltschak von Sibirien aus gegen die Sowjets kämpft. Auch Japan hat die Gelegenheit benutzt und ist angeblich zum Schutz des russischen Bürgertums an der Transsibirischen Bahn entlang bis zum Baikalsee vormarschiert.

Eine Art Weltuntergang vollzieht sich zwischen der Weichsel und dem Pazifik, kaum beachtet von Europa, das selbst in Nachkriegssorgen verstrickt ist. Hungersnöte, Fleckfieberepidemien und Kriegsgreuel suchen die Weite Rußlands heim. Von den Rändern her stoßen die von den Westmächten unterstützten und ausgerüsteten Interventionsarmeen vor, aber die Geschäftemacher des westlichen Lagers suchen im Interventionskrieg nur die Gelegenheit, ihre bei dem für sie allzu raschen Ende des Weltkrieges noch mit Kriegsmaterial gefüllten Magazine günstig ausverkaufen zu können. Als die Sowjets ihnen Konzessionen gewähren, Handelsverträge bieten und die Zahlungsfähigkeit der um ihr Leben ringenden zaristisch-bürgerlichen Armeen erschöpft ist, ziehen sie sich zurück.

Am Baikalsee erfrieren, verhungern und verbluten die alten Herren Rußlands. Ein kleiner Teil rettet sich über das Eis zu den japanischen Truppen und wird weitergeschoben in die Mandschurei, nach Peking, nach Schanghai oder nach Hongkong. Die Elendszeit der unglücklichen Weißrussen hebt an; in den Nachtlokalen Schanghais bedienen Fürsten die Gäste, sind Gräfinnen Kellnerinnen und Tanzgirls, fahren zahllose Aristokraten als Taxichauffeure.

Als Japan unter dem Druck der eifersüchtigen Westalliierten Sibirien räumen muß und sich 1922 in die Mandschurei zurückzieht, rücken die Sowjets nach. Sie entwickeln im Osten eine fieberhafte Tätigkeit, obgleich ihr Reich die furchtbarste Hungerkatastrophe seiner Geschichte erlebt. Das bolschewistische Nationalitätenprogramm wird verwirklicht, eine föderative Verfassungsform durchgeführt und ein gewaltiger Bund sozialistischer Sowjetrepubliken gegründet. Die Herren im Kreml sind klug genug, das mit dem Odium des Imperialismus belastete Wort »Annexion« zu vermeiden. Sie schaffen föderative Sowjetrepubliken, deren Anschluß an die Union unter Achtung des Selbstbestimmungsrechtes erfolgt.

Am 13. März 1921 kommt es im Verlauf dieser Entwicklung zur Bildung einer provisorischen revolutionären Volksregierung in der Außenmongolei, die sogleich die Hilfe der Sowjetunion gegen die japanischen Interventionstruppen und gegen die letzte weißrussische Armee unter Graf Ungern-Sternberg anruft. Die rote Volksarmee schlägt die Gegner, und die Mongolei tritt im November 1921 in ein enges Bündnisverhältnis mit der UdSSR.

Wieder erlebt China den Triumph militärischer Macht über das

Recht, und fast zur gleichen Zeit werden chinesische Truppen, die in Tibet eingedrungen sind, von britisch-indischen Einheiten zurückgeworfen. Der Waffenstillstand vom September 1920, den Sir Teichmann zustande bringt, zwingt China zur Anerkennung der Halbsouveränität seiner ehemaligen Provinz Tibet.

Da China den Versailler Friedensvertrag nicht unterzeichnet hat, bleibt es vorläufig außerhalb des Völkerbundes, dem sogar ein so kleines Land wie Siam als Gründungsmitglied angehört, aber Siam erscheint den Westmächten bequemer und ungefährlicher als China. Ihm erläßt man die beschämenden Exterritorialrechte der Ausländer und schließt Handelsverträge, die seine Zollhoheit herstellen.

China muß auf alle diese heiß ersehnten Souveränitätsrechte verzichten; es ist keine international anerkannte Macht, solange in seinen Provinzen Räuberbanden, revoltierende Generäle und streitende Parteien herrschen.

Die große Ernüchterung nach den Kriegsjahren zieht freilich auch in Japan ein, das glaubte, für immer einen Platz am Tisch der Weltmächte erobert zu haben.

»Die Angelsachsen, deren imperialistische Wünsche schon befriedigt sind, weil die ganze Welt durch den Krieg in ihre Hände gefallen ist, suchen mit pazifistischen Phrasen das aufstrebende Volk im Fernen Osten zu fesseln, daß es sich nicht mehr rühren kann. Der Wolf im Schafspelz entdeckt plötzlich die Schädlichkeit des Fleischessens und bekehrt sich zum Vegetarismus. Mit sattem Magen predigt er schöne Worte von Humanität und Weltfrieden. Und das Betäubungsmittel, eingewickelt in die Süßigkeit eines Friedensbonbons, verfehlt seine Wirkung nicht¹.«

Der neugegründete Völkerbund in Genf wird das Mekka der Weltpolitik, wo man alle Fragen durch Verhandlungen zu lösen hofft. Diese von Japan geduldete englandhörige Politik, die eine nur für die Großen geltende Gerechtigkeit verkündet, findet den leidenschaftlichen Widerspruch der nationalistischen Kreise der »Genyôsha« unter Mitsuru Tôyama, aber er und seine Freunde sind für eine Weile zur Ohnmacht verurteilt, weil sich in Japan eine reine Parteiregierung durchsetzt. Die beiden großen Parteien »Seiyûkai« und »Kenseikai« bilden das Kabinett.

Ist Japan schon im Frieden von Versailles nur mit magerer Beute abgespeist worden, so wird es noch mehr in die Isolation und Zweitrangigkeit zurückgedrängt, als 1921/22 die Abrüstungs-

konferenz in Washington tagt und das künftige Größenverhältnis der Kriegsflotten Englands, der USA, Japans, Frankreichs und Italiens nach der Formel $5 : 5 : 3 : 1,75 : 1,75$ festsetzt; außerdem kommt man überein, sich gegenseitig den Besitzstand im Pazifik zu garantieren. Neun Mächte schließen ferner ein Abkommen der »offenen Tür« für China; die Hauptforderung des Vertrages bezieht sich auf die Zurückziehung der japanischen Truppen vom chinesischen Festland. Damit sind auch Tsingtau und die Schantung-Halbinsel für die Japaner verloren, lediglich ihre Sonderstellung in der Mandschurei und Mongolei wird anerkannt.

Für das hochindustrialisierte Inselreich kommt eine schwere Zeit mit Wirtschaftskrisen und Absatzschwierigkeiten. Sein eigener beschränkter Raum wird von der geschlossenen Front der Westmächte bedroht.

Empört schreibt die *Tokio Times*« im Jahre 1922:

»China soll in ewiger Abhängigkeit von den angelsächsischen Staaten gehalten und in Dankbarkeit gefesselt werden, es ist bestimmt, als Gegenspieler Japans im Fernen Osten Dienste zu tun. Aber in dieser schönen Rechnung ist ein Posten vergessen worden, das neue Rußland wird die Rache der Geschichte übernehmen!«

Die Jahre nach Kriegsende sind voller Gefahrenstellen, aus deren vergiftetem Boden im hektisch-schwülen Sumpf von Umsturz, Lüge, Bereicherung und Rechtsbeugung das kommende Unheil aufsteigt. Die unseligen Friedensverträge säen den Keim zu neuen Kriegen aus. In Deutschland putschen die Kommunisten, es kommt zu blutigen Kämpfen mit den Nationalsozialisten; die SA »marschiert«, die Zahl der politischen Morde steigt beängstigend. In Italien hat seit 1919 Mussolini die faschistische Halbdiktatur errichtet. In Indien wird der Vorkämpfer der Unabhängigkeit, Mahatma Gandhi, zu sechs Jahren Gefängnis verurteilt. Das nationale Erwachen der um ihre Eigenstaatlichkeit betrogenen arabischen Völker ist nicht mehr aufzuhalten. Die kommunistischen Ideen breiten sich in den durch Krieg, Not und Revolution erschütterten Staaten aus, auch in denen der Sieger.

Auf Veranlassung von Sun Ya-tsen gründet Tschiang Kai-schek die Militärakademie zu Whampoa und beginnt damit den Aufbau einer Nationalen Armee. Die Kuo-min-tang befindet sich auf einem Tiefpunkt ihrer Geschichte und vegetiert in Kanton unter dem zweifelhaften Schutz eines »Kriegsherrn« als eine der vielen Teilregierungen Chinas.

Die rote Ideologie greift auf China über. Zum erstenmal wird in Tschangtscha ein Massenstreik ausgerufen, der straff organisiert und von einem hohen, aus Schanghai geschickten kommunistischen Funktionär geleitet ist, der die Arbeiter lehrt, wie man gegen Unternehmer kämpft.

Dieser Funktionär heißt Mao Tse-tung; er ist der ständige Generalsekretär der Kommunistischen Partei Chinas, die er mit etlichen Genossen am 1. Juli 1921 in Schanghai gegründet hat.

Mao war 1919 als Hilfsbibliothekar an der Pekinger Universität angestellt worden und hatte Zeit und Gelegenheit genutzt, sich fundierte Kenntnisse in der Geschichte, Philosophie und in den Sozialwissenschaften anzueignen. Die große Wende seines Lebens trat ein, als ihn ein Professor auf das »Kommunistische Manifest« von Karl Marx aufmerksam machte. Seither kannte er seinen Weg, den harten, schmalen Pfad eines Untergrundkämpfers.

In Kanton, in einem spartanisch eingerichteten ehemaligen Kung-futse-Tempel, haust eine Gruppe von schäbig gekleideten und kärglich ernährten Studenten, Arbeitersöhnen und Bauernjungen. Sie schlafen auf einfachen Holzpritschen, sie verwahren an diesem unbeachteten Platz ihre Gewehre, ihren Sprengstoff und die Munition; hier ist der Ort, an dem Mao seine künftigen Funktionäre und Agenten mit Hilfe der Schriften von Marx, Engels, Lenin und Trotzki schult.

Alle diese jungen Menschen glauben daran, daß dieser kahle Raum die Urzelle eines zukünftigen, gründlich veränderten Chinas ist.

Auch der zum General beförderte Tschiang Kai-schek, der nur wenige Dutzend Meilen entfernt von diesem Tempel an der Whampoa-Kriegsakademie lehrt und ein modernes Offizierskorps heranzubilden bestrebt ist, glaubt an ein neues China. Seine Vorstellungen davon sind freilich andere.

Der Vater der Revolution

Seit die Rote Armee 1921 Kyrlyun, die Hauptstadt der Außenmongolei, besetzt hat, verfolgen die Sowjets ihre revolutionären Ziele im Fernen Osten energisch und konsequent. Hinter den Streiks, die die großen Städte Chinas, vor allem Schanghai, heimsuchen, stecken die Kommunisten ebenso wie hinter der Boykot-

tierung der Ausländer. Die Jugend der Universitäten und höheren Schulen gerät rasch in den Sog der kommunistischen Lehre.

Nachdem zwei Versuche Sun Ya-tsens in den Jahren 1918 und 1920, eine Regierung in Kanton zu bilden, mißlungen sind, glückt schließlich ein dritter Versuch im Jahre 1922.

Diese Kuo-min-tang-Regierung erklärt die »Volksrevolution« zu ihrem Ziel; das Ziel soll erreicht werden durch Beseitigung der Generalsherrschaft Widerstand gegen die fremden Imperialisten den Aufbau Chinas nach den »Drei Volksprinzipien«.

Entgegen dem Rat des Generals Tschiang Kai-shek, dessen Akademie in Whampoa zunächst nur aus einigen elenden Baracken und etlichen Dutzend begeisterungsfähigen jungen Leuten besteht, entgegen auch dem Willen anderer Führungsmitglieder der Kuo-min-tang, betraut der in praktischen Dingen oft lebensfremde Sun den Kriegsherrn der Provinzen Kwantung und Kwangsi, General Tschen Tschung-ming, mit dem Schutz der Regierungshauptstadt Kanton, obschon die Geheimagenten melden, daß der General mit den Kriegsherren des Nordens verräterisch verhandelt. Die Situation in ganz China ist so ungeklärt wie nur je, und Sun Ya-tsen lebt in schweren Sorgen, die sich durch seinen bedenklichen Gesundheitszustand vermehren. Er ist stark abgemagert und wird von heftigen Leberschmerzen geplagt.

Am Morgen des 16. Juni 1922 sitzt Sun Ya-tsen schon vor Morgengrauen in seinem Arbeitszimmer im Regierungspalast und studiert beim Schein der Lampe die vor ein paar Stunden eingegangenen Berichte.

General Tschen verhandelt also, wie die Agenten melden, mit General Wu Pei-fu, dem Kriegsherrn der nördlich angrenzenden Provinzen! Wu Pei-fu ist der Befehlshaber von wilden, disziplinlosen Banden, die wie eine fremde Besatzungsarmee Dörfer und Städte brandschatzen. Er regiert wie ein mittelalterlicher Feudalherr über das von ihm beherrschte Gebiet. Wenn irgendwo Arbeiter streiken, läßt Wu Pei-fu sofort schießen. Wenn hungernde Bauern demonstrieren, stürmen seine Räuberbanden die Dörfer und knüpfen wahllos einige Dutzend Männer auf, foltern und schänden.

Sein Machtbereich grenzt an das Besetzungsgebiet des Generals Feng Yu-hsiang, dessen Armee in der Gegend von Peking operiert. Die ausländische Presse nennt ihn – da er angeblich in einer Missionsschule aufgewachsen ist – den »Christlichen General«.

Feng Yu-hsiang ist riesengroß und stark wie ein Ringkämpfer, seine Wangen sind stets von schwarzem Bartflaum bedeckt.

»Es hat niemals auf der politischen Bühne Chinas einen besseren Schauspieler gegeben als ihn. Er zeigt sich, wenn er durch die Straßen der Städte stelzt, in der einfachen Uniform eines gewöhnlichen Soldaten, trägt einen zerknitterten Strohhut, der viel zu klein für seinen Schädel ist. Am liebsten geht er zu Fuß, aber oft sieht man ihn auch auf einem Lastwagen, neben dem Chauffeur sitzend, während seine Leibgarde in nagelneuen Limousinen hinter ihm herrollt. Sein Essen ist denkbar einfach. Wenn andere Beamte bei ihren Mahlzeiten mehrere Gänge auftragen lassen, so besteht sein Essen nur aus Nudeln und Brot. Freilich sagen die Leute von ihm, er feiere heimlich Bankette und Orgien hinter Vorhängen. Aber er hält häufig Ansprachen an die Jugend des Landes gegen Ausschweifung und Luxus . . .²«

Sun ist sich nicht klar über die wirklichen Absichten dieses »Tutschun«, der seine Armee »Volksarmee« nennt. Ist er Kommunist, ein Liberaler oder einfach nur ein Scharlatan mit eigensüchtigen Zielen?

In der Mandschurei gebietet Tschang Tso-lin, der ebenfalls eine recht bedeutende Rolle spielt. Er ist in allem das Gegenteil des groben, wuchtigen Feng, ein gelehrter Beamter der alten Schule mit feiner Lebenskultur; er kleidet sich gern in die bunten Drachengewänder eines hohen Mandarins, dennoch aber kommt er aus dem Dunkel der mandschurischen Wälder, in deren unwegsamer Wildnis er als »hung-hutze«, als einer der gefürchteten »Rotbärte«, Reisende ermordete und ausplünderte. Tschang Tso-lin hat eine große, wohlausgerüstete Armee, deren Kern aus den einstigen Eliteverbänden Yüan Schih-kais besteht, um sich gesammelt und ist eine gewichtige Figur in dem großen Spiel um die Macht in China.

In den Provinzen Schen-Si und Schan-Si steht der »Kriegsherr« Tschang Tschung-tschung, die Verkörperung eines orientalischen Potentaten.

»Mit seinen beinahe sieben Fuß hätte er Hollywood begeistert. Man pflegt von ihm zu sagen, daß es drei Dinge gebe, von denen er keine Ahnung habe. Er wisse nicht, wieviel Geld er habe; er wisse nicht, wieviel Frauen er besitze; er wisse nicht, wie viele Kinder von ihm abstammten. Seine Frauenschar, die aus allen

Teilen der Welt zusammengebracht worden ist, folgt ihm gewöhnlich bei jeder Ortsveränderung, und als die Prozession einmal im Grand-Hotel in Peking einzog, sah man, wie er Rubine, Saphire, Brillanten und Broschen vor die Füße seiner zahlreichen Gattinnen warf³.«

Das sind die Gegenspieler, mit denen Sun zu tun hat und die er überwinden muß, damit das neue China entstehen kann. Wu Pei-fu, der christliche General Feng, Tschang Tso-lin und General Tschang sind allerdings nur die wichtigsten unter einigen Dutzend Kriegsherren.

Es gibt keinen anderen Weg zur Einigkeit Chinas als den der Verhandlung und Überredung. Deshalb kann man, so denkt Dr. Sun, General Tschen, dem Stadtkommandanten von Kanton, vielleicht keinen Vorwurf machen, weil er mit Wu Pei-fu verhandelt. Nur dürfte er es nicht heimlich und ohne Mitwirkung des Präsidenten tun...

Dr. Sun greift zu der Tasse Tee, die der Diener für ihn bereitgestellt hat, als er jäh auffährt. Fern vom Park her schallen Hornsignale, der Marschtritt nahender Kompanien wird hörbar und das Gewirr vieler Stimmen. Wenige Augenblicke später wird die Tür aufgerissen, und zwei seiner Wachoffiziere stürzen herein.

»Fliehen Sie, Herr Präsident!« ruft der eine, »man plant einen Handstreich gegen Sie!«

»General Tschen!« stammelt der andere, »hat Befehl gegeben, Ihre Residenz zu umzingeln und Sie zu ermorden!«

Im ersten Augenblick ist Sun ratlos, aber der Lärm nähert sich schnell. Prasselnd krachen die ersten Schüsse der Palastwache, Schreie gellen, und vom Heranwogen einer großen Menschenmenge erbebt das Zimmer.

In fliegender Hast ruft Sun die Kriegsakademie in Whampoa an und spricht mit dem einzigen Mann, auf den er sich verlassen kann, mit Tschiang Kai-schek, dann wirft er sich die Kleider eines Kulis über und verläßt, von einem Offizier geleitet, den Kuanyin-Palast durch einen Nebenausgang. Er findet Park und Vorplatz voll von Truppen, die Granatwerfer und Feldgeschütze in Stellung bringen, zusammen mit anderen Neugierigen mischt er sich unter die Soldaten und fragt, was denn eigentlich vor sich gehe.

»Wir räuchern den Präsidenten aus!« gibt man ihm zur Antwort, »General Tschen ist der neue Regierungschef!«

Während Sun den Hügel hinabeilt, um das Ufer des Perlstromes

zu erreichen, blickt er oft zurück und sieht, wie der Regierungspalast in Rauch und Flammen steht. Ein Kanonenboot am Kai erweist sich als regierungstreu und nimmt ihn, zusammen mit anderen geflohenen Regierungsmitgliedern an Bord. Als das Schiff ablegt, blickt Sun noch einmal hinüber zum brennenden Palast, wo alle seine Aufzeichnungen, seine noch ungedruckte Biographie, sein Lebenswerk in Asche versinkt. Kurze Zeit später stößt ein mit Kriegsschülern besetztes Motorboot zu ihm, in ihrer Mitte Tschiang Kai-shek.

Ein Kanonenboot mit seiner Besatzung ist alles, worüber die Kuo-min-tang in dieser Stunde verfügt. Der Tiefpunkt in Suns Laufbahn scheint erreicht. Nur Tschiang Kai-shek ist ungebrochen und macht den anderen Mut. Sechsendfünfzig Tage lang, bis sich die Lage einigermaßen geklärt hat und es sich erweist, daß der Handstreich in Kanton nur örtliche Bedeutung hat und Schanghai mit den übrigen großen Plätzen weiterhin zur Kuo-min-tang steht, bleiben Sun und Tschiang mit dem Kanonenboot auf dem Strom und knüpfen Verbindungen zur Bevölkerung an; schließlich dampfen sie aus der Nähe Kantons fort und laufen Schanghai an, das sie zu ihrem Hauptquartier machen.

Dr. Sun Ya-tsen und Tschiang Kai-shek wohnen dort zunächst im palastartigen Haus der Familie Sung. Die älteste Tochter Sung ist die Frau Suns, sie weilte während des Putschversuches in Schanghai.

Die weitverzweigte Familie Sung gilt als eine der reichsten in China. Sie hat ihr Kapital in Bergwerken, Landgütern, Eisenbahnen und Schiffahrtsgesellschaften investiert und besitzt, außer dem Bankpalast am »Bund«, eine schloßartige Villa im schönsten Vorort der Hafenstadt. Noch nie zuvor hat Tschiang einen solchen Reichtum gesehen. Die Töchter der Familie gehören zu jener jüngeren Frauengeneration Chinas, die sich emanzipiert hat und mit Haß und Abscheu die traditionelle Unfreiheit und die unwürdige Stellung der Frauen in den alten Familien bekämpft. Beide sind freiheitlich und modern erzogen. Bei ihnen gibt es keine geschnürten Füße mehr und keine sklavische Unterwürfigkeit unter den Willen der Männer. Die zwanzigjährige jüngere Tochter Mei-ling ist nicht nur eine nach neuester westlicher Mode gekleidete Schönheit, sie hat auf einer amerikanischen Universität studiert, spricht mehrere Sprachen und bewegt sich mit der Sicherheit einer Dame von Welt.

Zu seiner Überraschung entdeckt Tschiang, daß er mit diesem

jungen Mädchen über alle politischen, philosophischen und sozialen Probleme so gut wie mit wenigen Männern diskutieren kann. Er sieht in ihr eine Verheißung des jungen Chinas, von dem er träumt. Von der Achtung zur Liebe ist nur ein Schritt, aber eine Ehe zwischen ihm und der Tochter der vornehmen Sung scheint unmöglich zu sein. Noch hat er keine der Aufgaben gelöst, die er sich gestellt, außerdem ist er Anhänger des Kung-futse, und Mei-ling ist Christin; ihre alte Mutter wendet sich von Anfang an gegen den Bewerber, und auch Tschiang selbst hält eine Verbindung mit dem reichen Mädchen eigentlich für eine Unmöglichkeit.

Die einzige Hoffnung ist, daß Mei-ling offenbar seine Gefühle erwidert. Doch der Weg bis zur Erfüllung ihrer Wünsche wird lang sein . . .

Während sich Tschiang mit großem Eifer und Organisationstalent an die einzig wichtige Aufgabe begibt, eine Kuo-min-tang-Armee zu bilden, nimmt sich Sun der politischen Vorbereitung zur Macht-ergreifung an. Auch ihm ist durch den Anschlag des Generals Tschen klargeworden, daß das Ziel der Kuo-min-tang nie erreicht werden kann ohne militärische Macht. Nur wer das Gewicht einer Armee auf die Waagschale zu legen vermag, wird mit den Kriegsherren des Nordens und Südens erfolgreich verhandeln können.

In diesen entscheidenden Wochen taucht ein willkommener Bundesgenosse in Schanghai auf, der Beauftragte der Sowjetunion, Adolf Joffe, nach China entsandt vom Volkskommissar für auswärtige Angelegenheiten in Moskau, Leo Karakhan.

Die UdSSR hat soeben als einzige auswärtige Macht freiwillig auf alle Sonderrechte in China einschließlich der Konsulargerichtsbarkeit verzichtet – ein »diplomatischer Donnerschlag« für die Welt! Das neue Rußland vollzieht damit für den Osten dasselbe, was es im Westen am 17. April 1922 zu Rapallo gegenüber dem ausgeplünderten und entrechteten Deutschland getan hat, indem es auf alle ihm laut Artikel 116 des Versailler Vertrages zustehenden Reparations- und Schuldforderungen freiwillig verzichtete.

Auf China, das sich um die Loslösung aus den Ketten der Vergangenheit schon so lange vergeblich bemüht, wirkt diese großzügige Geste der Sowjets wie die dargereichte Hand eines Freundes.

Die Russen verkünden:

»Nur die Sowjetrepubliken, nur das russische Volk wünschen China stark und mächtig, im Besitz einer großen Armee zu sehen

und instande, die Interessen und die Souveränität seines Volkes zu verteidigen . . .

Das große chinesische Volk mit seiner Kultur, seiner Friedensliebe und seinem außerordentlichen Fleiß ist der beste Verbündete des russischen Volkes in Asien. Die Freundschaft Rußlands und Chinas ist die beste Gewähr für den Frieden in Asien.«

Die russischen Erklärungen werden von allen Parteien Chinas mit größter Erleichterung und Freude entgegengenommen. Als Joffe in Peking seinen Antrittsbesuch macht, äußert sich der Kanzler der alten Hanlin-Universität, Yuan-pei, ein Mitglied der Kuo-min-tang, froh und erregt:

»Seit dem Eindringen der europäischen Gedanken in China hat sich ein Prozeß sozialer, wirtschaftlicher und politischer Veränderungen im Lande entwickelt. Die chinesische Revolution war bisher eine politische Revolution. Jetzt gehen wir einer sozialen Revolution entgegen. Rußland hat uns ein gutes Beispiel gegeben, und China hält es für angebracht, sich die Lehren der russischen Revolution zunutze zu machen . . .«

Am 26. Januar 1923 unterzeichnen Sun Ya-tsen und Joffe eine gemeinsame Erklärung, die richtungweisend für die nächste Zukunft sein wird.

»Dr. Sun Ya-tsen ist der Ansicht, daß die kommunistische Ordnung oder gar das Sowjetsystem in China derzeit nicht eingeführt werden können, weil hier die Bedingungen für eine erfolgreiche Einführung des Kommunismus oder des Sowjetsystems nicht vorhanden sind. Diese Ansicht wird von Herrn Joffe geteilt, der überdies die Meinung vertritt, daß es Chinas dringlichstes und wichtigstes Problem ist, die nationale Einigung zu vollenden und die volle nationale Unabhängigkeit zu erlangen. Er versicherte Dr. Sun Ya-tsen, daß China bei dieser ersten Aufgabe die ganze Sympathie des russischen Volkes genieße und auf Rußlands Unterstützung zählen könne.«

Damit scheint das Freundschaftsverhältnis genau abgegrenzt: China und Rußland wollen zusammen marschieren, um die nationale chinesische Einheit und Freiheit wiederherzustellen, ohne daß China dabei kommunistisch oder gar ein Satellit Rußlands wird.

Kuo-min-tang und Kommunisten reichen sich die Hände zur Erreichung eines gemeinsamen Zieles.

Tschiang Kai-schek, der getreueste Mitkämpfer Sun Ya-tsens, wird auf eine Moskaureise geschickt, um die russische Situation an Ort und Stelle zu studieren und Bericht zu erstatten.

Als der General Ende des Jahres nach Schanghai zurückkehrt, findet er Dr. Sun als Schwerkranken. Er sieht erschüttert den körperlichen Verfall des großen Mannes, der ihn, dünn und gebeugt, das Antlitz von tiefen Falten gezeichnet, empfängt und mit fiebrigen Augen die politische Situation erläutert.

Die Verhältnisse haben sich inzwischen für die Kuo-min-tang sehr günstig entwickelt. Ein Aufstand der Anhänger Suns fegte den verräterischen General Tschen aus Kanton fort, die Geschlossenheit der südlichen Regierung ist wiederhergestellt. Der Feudalherr Wu Pei-fu im Hoang-Ho-Gebiet ist von den anderen Kriegsherren geschlagen und seine Armee zersprengt worden. Die Verbindung von Süd- und Nordchina ist damit ermöglicht. Die neuen Machthaber des Nordens, die Kriegsherren Tschang Tso-lin und der »christliche« General Feng, setzten einen Anhänger der Kuo-min-tang namens Tuan Tachiiui in Peking als Regierungschef ein, der die Einheit des Reiches erstrebt und Sun zu Besprechungen nach der Nördlichen Hauptstadt eingeladen hat.

Eine der wichtigsten Fragen ist das Verhältnis zu Rußland. Was hat man von der russischen Freundschaft zu erwarten und was vom Bündnis mit den Kommunisten?

Mit brennender Neugier bittet Sun seinen Gast, ihm von seinen Moskauer Eindrücken zu berichten.

Der General im schwarzen Seidengewand blickt den Doktor mitleidig an und spielt nervös mit seinen schmalen langen Händen.

»Doktor«, sagt er, »ich habe in Moskau ein Wort Lenins gehört, das mir als authentisch verbürgt wurde. In vertrautem Kreise schilderte Lenin die Lage so: ›China ist heute im Sieden. Es ist unsere Politik, den Topf am Kochen zu erhalten, um unsere Suppe gar werden zu lassen!‹ – Ziehen Sie selber die Schlüsse!«

Sun Ya-tsen hebt die Schultern.

»Hören Sie, Tschiang! China hat keinen Raum für das gleichzeitige Bestehen von Kommunismus und Kuo-min-tang. Wir sind dieses Bündnis nur zum Wohle des Landes eingegangen, um für eine gewisse Übergangszeit gemeinsam zu operieren – aber das Endziel lautet anders. Wir müssen die Kommunisten zulassen und sie gleichzeitig bekehren. Meine ›Drei Volksgrundsätze‹ sind das

geeignete Mittel für eine Verschmelzung von Kommunismus und Kuo-min-tang, wobei die Kuo-min-tang den Geist bestimmen wird...«

»Das sind Illusionen, Doktor Sun!« erwidert Tschiang. »Ich habe in Moskau die Kraft dieser neuen Ideologie erlebt, ich habe Einblick in die rücksichtslosen und verschlagenen Methoden der Sowjets bekommen, und ich habe die Gesinnung der führenden Männer erforscht. Ihre Träume, daß die Kuo-min-tang den Kommunismus verschlinge, werden auch von den Männern in Moskau geträumt – nur im umgekehrten Sinne. Die Machthaber im Kreml sind die zielsichersten Realisten, die es je gab. Wenn wir nicht sehr aufmerksam sind, werden uns die Kommunisten unterwandern, aushöhlen, überspielen und vernichten...«

»Das glaube ich nicht, Tschiang...«

»Darf ich Ihnen eine Rede Trotzki's zitieren, Doktor Sun, deren Abschrift mir Freunde verschafften? Denn auch diese Rede wurde hinter verschlossenen Türen und nicht für fremde Ohren gehalten; sie enthüllt die wahren Absichten Rußlands. Trotzki sagte:

»Die Chinesische Kommunistische Partei ist durch das Abkommen Joffe – Dr. Sun gegen ihren Willen gezwungen worden, sich der bürgerlichen Kuo-min-tang anzuschließen und sich ihrer militärischen Disziplin zu unterwerfen. Die Gründung von Sowjets ist verboten. Die Kommunisten sind angehalten, keine agrarische Revolution durchzuführen und die Arbeiter nicht ohne Erlaubnis der Bourgeoisie zu bewaffnen... Ich verlange daher den Austritt der Kommunisten aus der Kuo-min-tang...⁴«

Und Tschiang fährt fort, indem er die Stimme hebt:

»Wissen Sie auch, Doktor, was Stalin und Bucharin, die nächsten Mitarbeiter Lenins, darauf geantwortet haben? Sie gaben den gegenteiligen Rat, indem sie forderten, die Kommunisten sollten in möglichst großer Anzahl in die Kuo-min-tang eintreten, um sie allmählich zu beherrschen und zu zersetzen; in entlegenen Provinzen sollten sie mit der Bodenreform und der Bewaffnung der Bauern und Arbeiter beginnen, Zeit gewinnen durch Verhandlungen, um im günstigsten Moment zusammen mit den durch Propaganda beeinflussten Truppen gegen die Regierung loszuschlagen.«

Sun Ya-tsen sinkt erschöpft in seinem Stuhl zurück und atmet schwer. Er schüttelt müde den Kopf.

Fräulein Mei-ling, die in einem Sessel vor dem Kamin sitzt und aufmerksam zugehört hat, wendet sich temperamentvoll an ihren Schwager.

»Ich glaube, der General hat richtig und scharf beobachtet«, sagt sie. »Wir haben in der letzten Zeit einige Beobachtungen gemacht, die sich durchaus mit seinen Feststellungen decken. Als kürzlich der ›Kongreß der Weltvereinigung christlicher Studenten in Peking‹ stattfand, den ich besuchte, traten Diskussionsredner auf, die sich später zum Kommunismus bekannten. Die Ausbreitung des Christentums und die Tätigkeit der Missionen müßten eingedämmt werden, weil sie nur Vorläufer der imperialistischen Ausbeutung und der fremden Interessen seien, forderten sie. Einer der Redner zitierte Lenin: Religion ist Opium fürs Volk! Halten Sie solche Äußerungen nicht auch für Zersetzung? Glauben Sie ernsthaft, daß die Kuo-min-tang einer so gewissenlos werbenden Ideologie standhalten kann?«

Suns Gesicht ist totenbleich und mit Schweiß bedeckt; er macht eine abwehrende Bewegung.

»Laßt mich in Ruhe! Ich kann nicht mehr kämpfen, ich brauche das Bündnis. Ich will nach Peking reisen und noch die Einheit erleben – dann mag es Nacht für mich werden.«

Die beiden Jüngeren blicken sich stumm an, sie wissen, dieser Mann ist ein Sterbender.

Eine wichtige Erkenntnis hat Tschiang Kai-schek aus Moskau mitgebracht, die er jetzt in der Militäarakademie zu Whampoa verwirklicht: Das neue Offizierskorps muß nicht nur in Strategie, Taktik und Waffentechnik, sondern ebenso intensiv politisch und weltanschaulich geschult werden, wenn es die erhoffte Nationalarmee schaffen und das Rückgrat der chinesischen Republik werden soll.

Genauso bedeutsam wie die Armee erscheint außerdem ein gutfunktionierender Geheimdienst und eine nach Muster der russischen GPU organisierte Politische Polizei. Auch dieser Gedanke wird realisiert, denn als einige Zeit später die Nationalarmee ihren Vormarsch antritt, zeigt sich,

»daß ein einheimischer Geheimdienst darauf wartet, die einmarschierenden Soldaten zu unterstützen; verlässliche Führer stehen überall zur Verfügung, wo man sie braucht; in manchen Fällen werden Städte und Dörfer mit Hilfe einer Handvoll Lokalmilizen

noch vor Ankunft der Armee von kleinen Gruppen Begeisterter im Namen der Nationalregierung in Besitz genommen«⁵.

Die Lehrtätigkeit an der Akademie wird in zwei Hauptgebiete geteilt: in das militärische und das politische Fach. Aus dem Stabe der Lehrer ragen hervor Wang Tsching-wei, der spätere Verräter und Mitspieler Japans, und die beiden russischen Instruktoren Borodin und Galen, die Tschiang Kai-shek bei seiner Rückreise aus Moskau wie zufällig im Transsibirien-Expresß kennengelernt hat.

Diese Hochschule der neuen Republik war ursprünglich nur für die Aufnahme von dreihundert Studenten gedacht, doch wächst binnen kürzester Frist der Andrang der Anwärter so sehr, daß in Whampoa schließlich fünfeinhalbttausend junge Männer studieren, teilweise in Zelten oder Erdhütten wohnend.

Tschiang Kai-shek sagt von ihnen:

»Sie schlafen im Tau und schlucken als Nahrung den Wind! Aber das alles ist nur eine Frage der Disziplin, und nur mit Disziplin werden wir Wunder vollbringen...«

Anfang November 1924 läßt Sun Tschiang zu sich rufen, um sich vor seiner Abreise nach Peking zu verabschieden. Der General ist tief erschüttert von dem fortschreitend raschen Körperverfall des Doktors. Von Fräulein Mei-ling hat er erfahren, daß Sun Ya-tsen an Leberkrebs leidet und sich als ehemaliger Arzt der Hoffnungslosigkeit seines Zustandes bewußt ist.

»Ich gehe jetzt nach dem Norden«, sagt Dr. Sun zu Tschiang, »ob ich zurückkehre, ist fraglich; aber ich gehe hin, um meinen Kampf fortzusetzen und selbst, wenn ich sterben sollte, werde ich zufrieden und glücklich sein.«

»Warum sagen Sie solche Dinge?« fragt Tschiang.

»Ich hoffe, die »Drei Grundsätze« verwirklicht zu sehen«, erwidert Sun, ohne auf Tschiangs Frage einzugehen, »ob das sein wird, hängt völlig von Ihnen und den Studenten der Militärakademie ab. Vor zwei oder drei Jahren hätte ich noch nicht sterben wollen, aber jetzt weiß ich, daß ihr alle meinen Kampf fortsetzen werdet. Schließlich bin ich ein Mann von neunundfünfzig Jahren und werde nicht mehr lange leben...«⁶«

Den ganzen Abend spricht der Doktor von seiner Reise, die er nach Japan unternommen hat.

Auf seine Bitte war der alte Mitsuru Tôyama von Tokio nach Kobe gekommen. Die beiden Männer saßen auf der Hotelterrasse im sanften Schein des herbstlichen Nachmittags, ein starker Duft von Chrysanthemen und grünem Tee hüllte sie ein. Unter ihnen, an den blauen Wassern der Inlandsee, breitete sich die Stadt aus. Sie unterhielten sich, bis die Perlenkette der elektrischen Lichter den Strand entlang aufblühte und die Schiffe mit ihren Scheinwerfern zu spielen begannen.

Tôyama hatte offen zugegeben, daß seine nationale Bewegung in die Opposition gedrängt sei, daß Japan von Leuten beherrscht werde, die auf Demokratie, westliche Spielregeln und Völkerbund eingeschworen seien, er hatte aber auch prophezeit, daß am Tage der großen Ernüchterung der Buschido und der Nationalismus um so heftiger von den Seelen der Japaner Besitz ergreifen werden. Immer wieder hatte er mit beinahe beschwörender Gebärde die Grundidee seiner großasiatischen Politik wiederholt:

»China muß sich mit Japan zusammenschließen! Nur so wird man Asiens Feinde schlagen können !«

Er hatte zugleich eine Mahnung ausgesprochen, die Tschiang besonders interessieren werde, der ja mit ähnlichen Gedanken aus Moskau zurückgekehrt sei. Herr Tôyama hatte gesagt:

»Der gefährlichste Gegner ist für beide Länder heute der Kommunismus! Wir müssen ihn gemeinsam ausrotten. Wenn ein Chinese dem Kommunismus verfällt, wird er zum Feind Japans. Ohne China gibt es aber kein Japan und ohne Japan kein China.«

Überrascht blickt Tschiang in das zerstörte Antlitz des Sprechers. Hat Sun sich gewandelt? Aber die nächsten Worte beseitigen alle Zweifel. »Bis wir die Einheit geschaffen haben, Tschiang, müssen wir mit den Kommunisten gehen . . ., doch geben Sie acht auf Borodin und Galen! Halten Sie ein scharfes Auge auf die Tätigkeit der Kommunisten!«

Völlig erschöpft steht Sun Ya-tsen auf und entläßt den alten Freund mit einer letzten Umarmung.

Todkrank reist der Doktor mit dem Zug nach Norden. In Peking erwarten ihn wichtige Besprechungen mit den Machthabern der anderen Hälfte Chinas, aber er muß sogleich nach seiner Ankunft ins Krankenhaus fahren, wo man vergeblich versucht, den Schwerkranken zu operieren.

In hoffnungslosem Zustand läßt er sich in die Villa seines Freundes Dr. V. K. Wellington Koo bringen. Die Besprechungen mit Tschang Tso-lin und General Feng, mit dem Präsidenten Tuan-Tachiiui und den übrigen Führern des Nordens können nicht mehr stattfinden.

Eine Nachricht aus dem Süden trifft den Sterbenden schmerzlich ins Herz.

In Kanton – so berichten die Depeschen – hat sich abermals der Kriegsherr Tschen Tschung-ming erhoben und mit seinen Horden die Regierung zu stürzen versucht. Die ersten verwirrten Meldungen besagen, General Tschiang habe sich den Meuterern an der Spitze der Kriegsschüler entgegengeworfen und sei gefallen. Sun Ya-tsen ruft schmerzerfüllt aus: »Lieber hätte ich hunderttausend Soldaten als den einen Mann Tschiang Kai-schek verloren!«

Zum Glück erweist sich die Botschaft als falsch, Tschiang ist noch am Leben.

Mit seinen Militärschülern hat er das beinahe Unmögliche vollbracht und die Revolte niedergeworfen.

Sun Ya-tsen erfährt die Nachricht kurz vor seinem Ende; der Vater der Revolution weiß nun, daß sein Werk in guten Händen liegt.

Er stirbt am 12. März 1925, betrauert von ganz China.

In einem entscheidenden Augenblick ist die Kuo-min-tang ohne verantwortlichen Leiter. Das Zentral-Exekutiv-Komitee und der Politische Rat der Partei treten in Kanton zusammen, um den neuen Parteiführer zu wählen.

General Tschiang, der die Putschversuche soeben niedergeworfen hat, ist starker Favorit in der Nachfolge Dr. Suns; in den Sitzungen der Kuo-min-tang stößt er aber auf einen geschickten und raffinierten Gegner, den Russen Borodin.

»Dieser Borodin ist ein breitschultriger, ruhiger Mann mit der natürlichen Würde eines Löwen oder Panthers; er besitzt die Eigenschaft, nicht im Kampf, sondern über dem Kampf zu stehen... Er spricht langsam und entschieden, läßt sich weder durch Übereilung noch durch Aufregung leiten... Und das alles gibt seinen Worten eine Weite, eine Gewichtigkeit, die sie hoch über die Seichtheit des Journalistischen und die Hysterie der Politiker erhebt...⁸«



中國國民革命軍總司令部出品 歡迎蘇俄 1925

»China trägt die Lasten der Welt.« Chinesisches Plakat in Peking 1925

Der Russe überzeugt die Versammlungen und Ausschüsse, daß es notwendig sei, einen Mann an die Spitze der Partei zu stellen, der die nötige Erfahrung in Organisationsfragen besitze. Den General Tschiang, den er seiner militärischen Fähigkeiten wegen freundschaftlich lobt, verweist er auf sein Spezialgebiet, die Kriegsakademie; hier sei Tschiang unentbehrlich, er dürfe von dieser Aufgabe nicht abgelenkt werden.

Die eigentliche Leitung der Parteiarbeit, die politische Führung gleitet in die Hände Borodins, der sich mehr und mehr in den Vordergrund der Wahldiskussion gestellt hat.

Der Russe geht sofort an die Reorganisation der Kuo-min-tang und überschwemmt China mit einer bald unübersehbaren Zahl von Hilfsorganisationen. Die eine heißt zum Beispiel »Liga für die Freiheit der Rasse«, eine andere »Studentenorden«, eine dritte »Vereinigung der Studenten, Bauern und Arbeiter zur Förderung der revolutionären Bewegung«.

In enger Zusammenarbeit mit der sowjetischen Botschaft in Peking werden in Moskau geschulte Chinesen an die Spitzen dieser Verbände geschoben. Auch in der Militärakademie zu Whampo tauchen solche Lehrer in der »politischen Abteilung« auf. Die Abteilungen der entstehenden Nationalarmee erhalten nach so-

wjetischem Muster »politische Kommissare«, die darüber wachen, daß der Geist der Truppe den Vorstellungen der Partei entspricht, und die Partei gerät immer deutlicher in jene Bahn, die Genosse Borodin bestimmt.

Der Rote Drache entfaltet seine Flügel drohend über China . . .

Die beiden Männer treffen sich in einem abgelegenen zweitrangigen Hotel Kantons. Niemand beachtet den schlanken Chinesen im blauen Arbeitskittel mit der Schirmmütze, der durch die armselig eingerichtete Halle hereinkommt, eine Zimmernummer nennt und, ohne auf Antwort zu warten, die Treppe hinaufeil.

Mao Tse-tung erhielt die Nachricht, die ihn zu dieser Besprechung rief, durch einen Boten in seiner Heimatprovinz Hunan. Er hat diese Provinz das ganze Jahr 1925 bis ins Frühjahr 1926 ununterbrochen bereist, um kommunistische Zellen unter den Bauern zu bilden. Seit langem ist ihm klar, daß sich die Kommunisten auf dem flachen Land lediglich auf die Lohnarbeiter, Zwergbauern und Dorfarmen verlassen können. Wo immer es zu Unruhen gekommen ist, haben nur die Dorfproleten bedenkenlos angegriffen. Wollte der Kommunismus in China jemals siegen, so mußte er seine Verbündeten unter den Millionenmassen der landlosen oder landarmen Ackerpächter suchen, die, von Steuern, Wucherzinsen, Pachtschulden und von den durch das Militär erpreßten Kontributionen zur Verzweiflung getrieben, mit ihren vielen Kindern zwischen Hungertod, Überarbeitung und Sklaverei hin und her gestoßen werden.

Während die Kuo-min-tang in den Städten politisierte, hat Mao, unterstützt von seinen Gesinnungsfreunden, in Hunan Hunderttausende von Kleinbauern und Knechten in Bündeln und Geheimgesellschaften organisiert.

Vor knapp zwei Wochen erst erhielt er die Einladung, die einem Befehl gleicht. Er muß sich vor einem neuen Kommissar, der ihn hier in Kanton erwartet, verantworten. Über seine Mittelsmänner hat Mao erfahren, daß der geheimnisvolle Kommissar, der wie die meisten im Fernen Osten tätigen Agenten Moskaus unter einem Tarnnamen lebt und sich »Maring« nennt, eigentlich Sneeveliet heißt und ein emigrierter deutscher Kommunist ist. Der neue Mann im Kreml – Josip Stalin – hat ihn nach China geschickt.

Als Mao dem großen blonden Mann mit den eiskalten Augen im schäbigen Hotelzimmer gegenüber sitzt, weiß er, daß man Rechenschaft von ihm fordert und ihm Anweisungen geben will.

Er ist ein kleiner Funktionär, den der Marionettendraht der großen Spieler im Kreml bewegt.

Zunächst spricht Mao über die Lage auf dem Lande.

Die Kuo-min-tang muß seiner Ansicht nach scheitern, weil ihr Programm viel zu maßvoll ist und ihre Methoden zu langsam und bürokratisch sind. Es hat keinen Zweck, die proletarische Revolution in China auf die großstädtischen Massen zu stützen. Bei der verhältnismäßig geringen Industrialisierung des Landes bilden die Arbeiter einen zu bedeutungslosen Faktor. Alle siegreichen Revolutionen der chinesischen Geschichte kamen vom Dorfe her – dort wohnen achtzig Prozent der Bevölkerung.

Südlich des Yang-tse-kiang sei die Not der Landleute besonders groß. Die Bauern dort befänden sich in einer aussichtslosen Lage; die Gutsherren verlangten Pacht, die Steuerbeamten Abgaben, die Geldverleiher wucherten mit Saatgut und barer Münze, und die das Land durchziehenden Horden der Kriegsherren erhöhten willkürliche Kontributionen. Dazu komme die durch die Wirren bedingte Vernachlässigung der Dammbauten, die zu immer gefährlicheren Überschwemmungskatastrophen führe. Das Maß der Not sei voll, und wenn es überlaufe, so müsse die zu erwartende Hochflut der Empörung nur ins rechte Bett gelenkt werden.

Mao erzählt, daß einige hunderttausend Bauern unter der gemeinsamen Flagge der Kuo-min-tang und der Kommunisten organisiert seien. Eine bäuerliche Widerstandsbewegung sei im Entstehen, deren Ziel die Selbsthilfe gegen die örtlichen Machthaber sei.

Er spricht von der großen Bodenreform, die kommen müsse, von der Neuverteilung des Grundbesitzes, der denen gehören solle, die den Acker wirklich bebauen.

»Ich sage Ihnen, Genosse«, ruft Mao, »es werden sich in kürzester Frist Hunderte von Millionen Bauern in ganz China erheben, und das wird wie ein wilder Sturm und plötzlicher Regenschauer über das Land hinfegen und alle Imperialisten, Kriegsherren, die bestechlichen Beamten wie die kleinen Dorftyrannen zerschmettern. Und wir – die Parteileitung – werden an diesem Tag der großen Abrechnungen unseren dörflichen Genossen nicht in den Arm fallen...«

Der Kommissar zeigt zum erstenmal einen Anflug von Lächeln und nickt lässige Zustimmung, als Mao temperamentvoll erklärt:

»Ja, so wird es sein, Genosse! Revolution ist keine Einladung zum

Essen, kein literarischer Aufsatz, keine Malerei oder Stickerei. Revolution ist Aufruhr, sie ist ein gewalttätiger Akt der Überwältigung einer Klasse durch eine andere . . .«

Der Abgesandte Moskaus scheint mit der Tätigkeit des Funktionärs zufrieden; er geht auf das Gehörte nicht weiter ein und beginnt nun seinerseits zu sprechen. Das geschieht kurz und in zwingendem Ton, der auf die Tischplatte klopfende Bleistift unterstreicht noch das Diktatorische der Anordnungen, die sich nur äußerlich in die Form von Empfehlungen kleiden.

Die Kommunisten sollen mehr als bisher in die verschiedensten Organisationen der Kuo-min-tang eintreten, ihre Zugehörigkeit zur KPC, der Kommunistischen Partei Chinas, aber aufrechterhalten und genau festgelegte Zersetzungsarbeit leisten. Genauestens müßten die Maßnahmen General Tschiang Kai-scheks und der mit ihm zusammengehenden rechten Gruppe der Kuo-min-tang unter Wang Tsching-wei, der über ein gefährliches Machtinstrument in der wachsenden Nationalarmee verfüge, beobachtet werden. Deshalb solle unter den Bauern mit der Rekrutierung einer »Roten Armee« schleunigst begonnen werden; sie werde eines Tages imstande sein, Tschiang Kai-schek entgegenzutreten.

Für die Bewaffnung werde gesorgt werden; der Karawanenweg von der Außenmongolei über Setchuan sei frei, und er beginne in Rußland. Auch über die Mandschurei, ja sogar über die Hafenstädte könne man angesichts der wirren Zustände Material einschleusen.

Der Rote Drache wird Krallen bekommen.

Im oberen Yang-tse-kiang-Tal beobachten Regierungsagenten in den folgenden Monaten das Vorhandensein roter Abteilungen unter Führung von Tschu En-lai; in den Provinzen Kiang-si und Fu-kien stellen Mao Tse-tung und sein Freund Tschu-Tse rote Truppen auf.

Auch in Kanton, Schanghai und Han-chow regen sich zu Beginn des Jahres 1926 die Kommunisten stärker denn je. Die Kreise des Großbürgertums, die Bankiers, Importeure und Großkaufleute, die Reeder und Fabrikbesitzer der Küstenstädte fühlen sich hier zwar von den fremden Kriegsschiffen in den Häfen noch einigermaßen geschützt, auch ihnen aber wird die Atmosphäre unheimlich. Streiks flackern auf, Demonstrationzüge wälzen sich unter roten Fahnen durch die Straßen.

Das Innere Chinas ist für fremde Kaufleute, Missionare und Wissenschaftler beinahe unbetretbar geworden. Niemand weiß mehr, wo die Macht der Kriegsherren endet und die der roten Milizen beginnt. Die Zustände treiben rasch einer Explosion entgegen.

Am 1. Januar tritt ein Kongreß des Zentral-Exekutiv-Ausschusses der Kuo-min-tang in Kanton zusammen, der bis zum 20. Januar tagt. Das Bündnis mit der Sowjetunion wird neuerdings bestätigt, es kommt aber zu heftigen Angriffen des rechten Parteiflügels unter Wang Tsching-wei gegen die rote Politik, so daß Genosse Borodin es für ratsam hält, Kanton zu verlassen und sich nach dem fernen Nordwesten des Reiches zu begeben, wo inzwischen General Feng die Macht an sich gerissen und sich den Sowjets genähert hat.

Gelingt es Borodin, diesen Bundesgenossen zu gewinnen, so kann er gemeinsam mit der rasch anwachsenden »Roten Armee« im Innern des Landes Fuß fassen.

Tschiang Kai-shek nützt entschlossen die Abwesenheit Borodins aus und läßt durch seine Kriegsschüler am 15. März eine Anzahl russischer Kommissare überraschend verhaften und die exponiertesten Kommunisten der Kuo-min-tang festsetzen.

Die Situation hat sich damit jäh verändert. In Moskau hält Sinowjew eine sorgenvolle Rede:

»Ich kann die Chinafrage nicht übergehen. Bedauerlicherweise muß ich Ihnen mitteilen, daß sich die Lage in der chinesischen Revolution plötzlich verschlechtert hat. Die Stellung der feindlichen Kräfte ist stärker, der Gegner ist unverschämter geworden. Man wird die Vorgänge in China mit größter Aufmerksamkeit beobachten müssen...«

Genosse Borodin, der fern vom Schauplatz der sich rasch entwickelnden Lage die ihn bestürzenden Nachrichten empfängt, liest noch einmal die Beurteilung, die Genosse Stepanow kurze Zeit vorher über Tschiang Kai-shek abgegeben hat.

»Seine hervorstechendsten Merkmale sind Ehrgeiz und Machtgier. Er verlangt danach, in den Augen ganz Chinas als Held dazustehen. Er bedient sich unserer und der chinesischen Kommunisten, aber er wird es nur so lange tun, als er uns braucht und wir ihm von Nutzen sind. Zuerst ist Tschiang Kai-shek Chinese, er wird chinesische Politik betreiben...«

In einem russischen Flugzeug landet Genosse Borodin am 5. Juni wieder in Kanton. Er spricht sich mit Tschiang aus, und man vereinbart eine Art Waffenstillstand. Da sich jedoch die Stellung des Generals auch im Zentral-Exekutivrat erheblich verstärkt hat, kann Borodin nicht mehr verhindern, daß in einer Sitzung am 4. Juli der langgeplante militärische Vormarsch nach Norden beschlossen und Tschiang Kai-shek zum Oberkommandierenden der Nationalen Befreiungsarmee ernannt wird.

Mit seinen ehemaligen Kriegsschülern als Kern mobilisiert Tschiang eine Armee von einigen hunderttausend Mann, die zum Teil mit russischem Kriegsmaterial und mit Vorräten, die noch aus den Tagen der chinesisch-russischen Bruderschaft stammen, ausgerüstet wird.

Die beste Waffe der Nationalarmee ist ihre strenge Disziplin. Die Bauern sind freudig erstaunt, daß diese Soldaten weder rauben noch plündern, wie man es in China seit jeher von Soldaten gewohnt ist.

»Es zeigte sich, daß die nationalistischen Truppen niemals plünderten. Die Dörfler und Städter rieben sich erstaunt die Augen; so war also die Propaganda richtig gewesen, und diese Leute waren eins mit dem gewöhnlichen Volk. Das Volk erwiderte diese Haltung durch offene Herzlichkeit, es war nicht ungewöhnlich, daß oft wenige Stunden nach dem Einmarsch in eine Stadt oder ein Dorf die Soldaten auf die freundschaftlichste Art mit den Bürgern und Bauern plauderten und sich verbrüderten . . .⁹«

Die Früchte des Geheimdienstes und der politischen Propaganda reifen jetzt. Häufig erheben sich schon vor dem Erscheinen der Nationalarmee örtliche Gruppen der Kuo-min-tang und sorgen dafür, daß die demoralisierten Horden der Kriegsherren oder anderer Gegner Tschiangs die Waffen strecken und die Tore kampflos geöffnet werden.

Das erste Ziel des Marsches nach Norden ist die kommunistisch verseuchte Provinz Hunan. Am 12. August rückt Tschiang in die stark befestigte Stadt Tschang-tscha ein, in der Mao Tse-tung sich einst seine revolutionären Sporen verdient hat; dann folgen Schlag auf Schlag die Schlachten gegen die Horden des wiedererstarkten Generals Wu Pei-fu. Bis Ende September hat die Nationalarmee in einem einzigen glänzenden Feldzug alle Kriegsherren und Banden südlich des Yang-tse-kiang niedergeworfen und die Einheit des Landes im Süden wiederhergestellt.

Die »Rote Armee« hat sich, den Anweisungen ihrer Kommissare folgend, den Operationen des Generalissimus angeschlossen.

Am Jahresende sind auch die Verhältnisse in den großen Städten Schanghai, Nanking und Han-chow geklärt. Zur maßlosen Überraschung des Auslandes hat der Generalissimus in sieben Monaten in ganz Südchina die Autorität der Kuo-min-tang-Regierung aufgerichtet, deren Verwaltung jetzt von Kanton nach Han-chow verlegt wird.

Die große Frage, die alle Welt bewegt, ist die Frage nach der politischen Kräfteverteilung innerhalb der Kuo-min-tang.

Das Wetterleuchten im Frühling 1926, das mit der plötzlichen Verhaftung der russischen Kommissare und verschiedener chinesischer Kommunisten begann, gespenstert noch immer am Horizont. Der Feldzug war nur gemeinsam erlebte Episode in der Auseinandersetzung zwischen dem rechten und dem linken Flügel der Partei, die nun deutlich in die beiden gegensätzlichen Gruppen auseinanderbricht, aus denen Sun Ya-tsen sie einst, dank seines Bündnisses mit den Russen, zusammenbauen konnte.

Um die Jahreswende 1926/27 kommt es zu fremdenfeindlichen Ausschreitungen der Linksextremisten, die den militärischen Sieg mit einer radikalen sozialen Revolution und vor allem mit der Austreibung der ausländischen »Imperialisten« krönen wollen. In Nanking, Schanghai und Kanton ziehen demonstrierende Studenten und Arbeiter vor die englischen, portugiesischen und amerikanischen Konsulate, Handelskontore und Banken. Fenster werden eingeworfen, Fremde verprügelt und ausländisches Eigentum zerstört. Der Scheideweg der Kuo-min-tang ist erreicht. Der Generalissimus setzt seine Truppen zur Aufrechterhaltung von Ruhe und Ordnung ein.

»Der Befreier läßt die streikenden Studenten und Arbeiter verhaften und in Massen hinrichten. Auf Grund seiner Verhandlungen mit den Kapitalisten Schanghais wird die Ausrottung des Kommunismus schonungslos und grausam durchgeführt, Hunderte von Arbeitern werden erschossen, und lähmender Schreck legt sich wochenlang über die Städte . . .¹⁰«

Als Tschiang im März 1927 siegreich in Nanking einmarschiert, verlegt er die neue nationale Zentralregierung in diese Stadt, während die Kommunisten im oberen Yang-tse-kiang-Tal die Stadt Wu-han zu ihrer Hauptstadt machen. Die Spaltung ist damit offenkundig. Beide Regierungen stehen sich feindlich gegenüber.

»Unablässig halten Streiks und Demonstrationen der Bauern die zentralen Provinzen in Spannung, während die Vergeltungsmaßnahmen, welche der Volksgerichtshof unter dem Schutz der Kommunisten gegen alte Feinde wie Wucherer und einflußreiche Geldleute anwendet, so drastisch sind, daß sie das Vertrauen des Volkes in die kommunistische Justiz zerstören. Dazu kommt, daß die Armee der Provinz Hunan, die die Hauptstütze der kommunistischen Regierung ist, sich immer lauter über den zersetzenden Einfluß der ›Roten‹ beklagt.«

Der endgültige Bruch steht vor der Tür.

Auch im Norden Chinas, wo Marschall Tschang Tso-lin unterdessen alle seine Konkurrenten unter den Kriegsherren geschlagen hat, sind die Zeichen der Zeit begriffen worden. Am 6. April dringt die Polizei Tschang Tso-lins überraschend in die Pekingener Sowjetbotschaft ein und durchsucht die Räume. Eine Anzahl von Kommissaren, Agenten und Funktionären der KPC wird verhaftet und erschossen. Unter den aufgefundenen Geheimakten der Botschaft befinden sich höchst aufschlußreiche Schriftstücke, die Tschang Tso-lin augenblicklich der Presse übergibt.

Nun lernt ganz China die wahren Pläne Rußlands kennen und ist entsetzt über die harte Sprache dieser Dokumente.

Im Juni enthüllt der indische Kommunist Manabendra Nath Roy, der Leiter der Fernöstlichen Sektion der Komintern, eine Geheimanweisung, die an den Genossen Borodin adressiert ist. Die Veröffentlichung wirkt wie ein Donnerschlag. Das Dokument konzentriert sich auf fünf Punkte:

- »1. Der Boden von Hunan und Hupeh soll von den Bauern beschlagnahmt werden, ohne die Regierung zu benachrichtigen. Die Kommunistische Partei wird dabei Hilfe leisten.
2. Die Kuo-min-tang soll eine neue Führung bekommen, die ausschließlich aus Kommunisten besteht.
3. Die Kuo-min-tang soll neu organisiert und so umgebaut werden, daß ihre ursprünglichen Grundsätze verschwinden und nur noch das kommunistische Programm übrigbleibt.
4. Es soll ein Volksgerichtshof aus Kommunisten aufgestellt werden, um die reaktionären Politiker und Militärs zu liquidieren.
5. Die Armee ist mit Kommunisten zu durchsetzen und durch die Bewaffnung revolutionärer Arbeiter zu ergänzen.«

Das ist die endgültige Demaskierung Moskaus und der Sturz des Genossen Borodin.

Am 13. Juli 1927 tritt der Zentralrat der Kuo-min-tang zusammen und beschließt auf Tschiang Kai-scheks Vorschlag, daß die kommunistische Partei in China außerhalb des Gesetzes gestellt sei. Borodin flieht nach Rußland, und eine große Zahl von Kommissaren folgt ihm nach. Die chinesischen Kommunisten sind ohne Hilfe von außen sich selbst überlassen und werden im Machtbereich des Generalissimus rücksichtslos verfolgt. Mit knapper Not entrinnt Mao Tse-tung, aber seine Frau Yan Kai-hoi und sein Sohn fallen in die Hände der nationalistischen Geheimpolizei und werden »liquidiert«.

Er selbst flüchtet in die Dickichte der Provinz, wo seine geheimen Bauernbünde noch immer bestehen. Versprengte Trupps seiner Mitkämpfer stoßen zu ihm; mit ihnen und anderen kleinen Gruppen der »Roten Armee« organisiert er den Partisanenkampf in den Provinzen Hunan, Kiang-si und Fu-kien.

Die ganze Heeresmacht Mao Tse-tungs zählt etwa zweitausend Bewaffnete. Ihr Spiel scheint beendet zu sein, sie aber glauben an eine neue Zukunft.

Am 12. August 1927 bringen die großen Zeitungen der Welt eine Nachricht, die außerordentliches Aufsehen erregt: Sie melden Tschiang Kai-scheks Rücktritt von all seinen Ämtern. In den Extrablättern Schanghais heißt es: Tschiang zieht sich zurück, um die Einheit zu wahren! Oder man liest: Tschiang Kai-shek legt Oberkommando nieder! Die amerikanischen Journale vergleichen den Marschall mit George Washington, der sich als einfacher Bürger an das Ufer des Potomac zurückgezogen hatte; in Europa spricht man von einem zweiten Diokletian, der als römischer Kaiser der Politik entfloh.

Bevor der Generalissimus den unerwarteten Schritt unternimmt und sich an der Stätte seiner Kindheit bei Tschikau niederläßt, veröffentlicht er eine Erklärung, in der es heißt, er mache den Weg frei für eine wirkliche Versöhnung Chinas. Die Propaganda der Kommunisten habe von »Militärdiktatur« und »Tyrannei« gesprochen, viele Kuo-min-tang-Mitglieder seien diesen Parolen erlegen, und ihr Mißtrauen gefährde die Einheit der Partei; so wolle er das Hindernis seiner Person beseitigen, nachdem der Sieg im Süden errungen und die Lage geklärt sei.

In drei Punkten faßt er sein Vermächtnis zusammen:

1. Die Kuo-min-tang möge die Geschlossenheit wahren und der linke Flügel sich mit der Nanking-Regierung aussöhnen;

THE ILLUSTRATED LONDON NEWS

REGISTERED AS A NEWSPAPER FOR TRANSMISSION BY THE OVERSEA CABLES AND TO CARRIAGE AND NEWSPAPER BY RAIL OR POST

SATURDAY, AUGUST 13, 1927.

The Copyright of all the Editorial Matter, both Representations and Letterpress, is Strictly Reserved in Great Britain, the Colonies, Europe and the United States of America.



A LEADER OF NEW CHINA VISITS OLD CHINESE MONUMENTS: GENERAL CHIANG KAI-SHEK (CENTRE) AT THE GATEWAY OF THE MING TOMBS AT NANKING, WITH TWO OF HIS GUARDS.

General Chiang Kai-shek is the young Chinese Nationalist leader who, after visiting the Peking government, has returned to Nanking to set up a government of his own at Nanking, and has since been advancing northward towards Peking, with varying success. As noted on page 281, he is said to have been making overtures to the Peking government, with a view to an

agreement. It was reported on August 5 that regular delegates were holding a conference near Nanking. The "Times" said: "If Chiang Kai-shek is finally defeated north of the Yangtze, great changes may be anticipated, involving declarations of independence by various commanders and a general reversion to the militarism of the past."

General Tschiang Kai-shek besucht 1927 die Minggräber bei Nanking

2. Die Armeen sollten nicht mehr rivalisieren, sondern den geplanten Vormarsch gegen den Norden fortsetzen und Peking einnehmen;

3. Die Behörden in den kommunistisch verseuchten Provinzen Hunan, Hupeh und Kiang-si sollten sich von den Kommunisten säubern und zur Parteilinie Sun Ya-tsens zurückkehren.

Tschiang Kai-schek bezieht einen alten Konfuziustempel nahe Ning-po, auf einer mit Kiefern bestandenen Anhöhe gegenüber rauschenden Wasserfällen, die in einen See hinabstürzen, den Bambus säumt. Er trägt das traditionelle schlichte Kleid der chinesischen Gelehrten und sucht in Versenkung, Meditation und Stille jene Selbstbesinnung, die so viele große Männer des Ostens in der Einsamkeit gefunden haben.

Die Welt und ihr Getriebe lassen ihm aber wenig Ruhe. Ein unablässiger Strom von Besuchern erscheint mit Wagen, Auto oder zu Fuß am Hügel der Stille und steigt zum Einsiedler hinauf. Wenn Tschiang aus dem Tor des alten Tempels tritt, blitzen die Lampen der Pressephotographen und lärmt der Fragechor der Journalisten.

Ein Zeitungsmann fragt Tschiang nach seinen Zukunftsplänen. Der Marschall antwortet, er werde gern nach Amerika reisen, er habe viel vom phantastischen Aufstieg dieses großen, industriell und wirtschaftlich führenden Landes gehört. Ein Vertreter der Associated Press drängt sich nach vorn. »Sie sehen also in den USA keine imperialistischen Feinde Chinas?« fragt er.

»Das chinesische Volk hat sich von der traditionellen Freundschaft mit Amerika abgewendet und die Angebote Rußlands angenommen. Dafür gab es natürlich Gründe, die Sie alle kennen. Doch jetzt hat uns Rußland verraten, und wir müssen Amerika als unseren einzigen wirklichen Freund unter den Nationen ansehen. Ich hoffe, daß Amerika diese Freundschaft erwidern wird...«

Der Kommunismus beunruhigt in dieser Zeit die Völker in aller Welt. Im Mai – beinahe gleichzeitig mit dem Vorgehen Chinas gegen die russische Botschaft in Peking – ist auch in London die Polizei in die sowjetrussische Handelsvertretung und in die Gebäude der russischen Gesellschaft »Arcos« eingedrungen, hat schwer belastende Dokumente beschlagnahmt und die umstürzlerische Betätigung beider Organisationen bewiesen. Auch in Indien gärt es. Die fortschreitenden Unruhen unter Gandhis Führung haben zwar nationalen Charakter, die Zusammenstöße zwischen

Moslems und Hindus jedoch scheinen von kommunistischen Agenten geschürt zu werden.

Aus dem indonesischen Kolonialreich der Niederlande kommt die Meldung von schweren kommunistischen Rebellionen. Ein Kreuzer der niederländisch-indonesischen Flotte, die »Zeven Provinzen«, hat gemeutert und die rote Fahne aufgezo-gen.

Die 1920 gegründete kommunistische Partei Indonesiens kämpft mit der Waffe in der Hand gegen die Kolonialherren, deren Stellung durch die 1927 von Sukarno gegründete Nationalpartei geschwächt ist, die sich soeben mit allen nichtkommunistischen Parteien der Inselwelt gegen die Regierung zusammengeschlossen hat.

Auch in China wird die kommunistische Bedrohung wieder akut. Wang Tsching-wei hat abermals eine Schwenkung voll-zogen, ist zum prokommunistischen Flügel der Kuo-min-tang übergegangen, hat sich zum Haupt der roten Wu-han-Regierung aufgeworfen und steht nun im Städtedreieck Wu-han, Han-chow und Han-yang mit starken militärischen Kräften. Aus Kanton kommt die Schreckensnachricht von einem kommunistischen Putschversuch und die Meldung von der Ausrufung der Räte-regierung in Kiang-si.

Verbindungsleute aus Moskau berichten, daß dort die Ausein-andersetzung zwischen Stalin und Trotzki, Radek und Sinowjew rasch ihrem Höhepunkt zustrebt.

Alle Dinge geraten jetzt auch für Tschiang Kai-shek neuerlich in Fluß. Stürmischer wird das Drängen der Freunde, die ihm vor-halten, in dieser Zeit dürfe der Generalissimus nicht als Einsiedler im Tempel zu Ning-po ein Asketendasein führen – China brauche ihn. Er sei der einzige Mann, der die Lage meistern könne.

An einem späten Herbsttag besucht T. V. Sung, der Bruder der schönen und klugen Mei-ling, den General und hat eine lange Unterredung mit ihm. Tags darauf erklärt Tschiang den erstaun-ten Journalisten, er habe sich entschlossen, nach Schanghai zurück-zukehren, um eine kurzfristete Japanreise zu unternehmen.

Nach den Gründen für seine Reise befragt, antwortet Tschiang mit einem Lächeln.

Auf demselben Schiff wie er reist auch Fräulein Mei-ling. Das Ziel der Fahrt ist Yokohama, wo die alte Dame Sung zu Besuch weilt.

Die Familie Sung – Haupt der Kapitalisten und des Großbürger-tums Südchinas – hat den Widerstand gegen die lang geplante

Verbindung Mei-lings und Tschiangs aufgegeben. Der Mann, der im Frühjahr dem Roten Drachen die flammenspeienden Häupter abschlug, der das Bürgertum vor der roten Revolution bewahrt hat, der Held und Retter des Landes, scheint als Schwiegersohn annehmbar. Er ist nicht mehr der untergeordnete militärische Adjutant Sun Ya-tsens, heute verfügt er wohl als einziger in ganz China über Ansehen und Macht genug, um dem Kommunismus wirksam entgegentreten zu können.

Nach der Rückkehr aus Japan, wo sie den Segen der Mutter empfangen hat, kann Fräulein Mei-ling bei einem Abendessen in Gegenwart vieler Presseleute bekanntgeben, daß sie sich mit dem General Tschiang Kai-schek verlobt habe.

Die Zeitungen der Welt haben eine neue Sensation. Die »New York Times« widmet den Ereignissen eine Großaufnahme unter dem Titel:

»Der zurückgetretene Führer der Nationalisten kehrte gestern nach Schanghai zurück, aber nicht Mars, sondern Cupido war sein Schutzpatron!«

Die Hochzeit findet am 1. Dezember 1927 im »Majestic«, dem berühmtesten Hotel Schanghai, in Gegenwart von tausend Gästen statt. Man flüstert sich zu, der Generalissimus sei vor seiner Vermählung zur Religion seiner Braut übergetreten und Christ geworden.

Die Verbindung des ehemaligen Bauernjungen aus Tschikau mit einer der reichsten Erbinnen des Landes ist mehr als ein persönliches Happy-End. Zwei gewaltige Kräfte vereinigen sich hier zum Bund: der Führer der nationalen Armee und Partei und das in seinem Lebenskern bedrohte Großkapital. Rund um die Hochzeitstafel der Sung sitzen gewichtige Männer, die zusammen etwa drei Milliarden Dollar repräsentieren.

Von nun an nehmen die Dinge einen konsequenten Verlauf.

Ein neuer Kommunistenaufstand in Kanton wird am 11. Dezember 1927 von den Militärschülern der Akademie Whampoa blutig niedergeworfen. Am 9. Januar 1928 ernennt der Zentralrat der Kuo-min-tang den Marschall Tschiang Kai-schek neuerlich zum Oberbefehlshaber der Armee, die den Marschbefehl nach Norden erhält.

Im Zusammenwirken mit dem Kriegsherrn Yen Hsi-schan und dem abermals umgeschwenkten General Feng operiert die Natio-

nalarmee Tschiangs nun in den Nordprovinzen. In raschem Vorgehen nähern sich die Truppen der nördlichen Hauptstadt Peking, die Marschall Tschang Tso-lin am 3. Juni verläßt. Noch steht er an der Spitze eines Heeres von 250 000 Mann, das er langsam in die Mandschurei, wo er noch große Kraftreserven bereithält, zurückführt.

Tschang Tso-lin hat nicht mit Japan gerechnet, das an der wirtschaftlichen Entwicklung der reichen mandschurischen Gebiete stark interessiert ist. Die Genyôsha bereitet seit langem die künftige japanische Expansion vor, und sie ist nicht geneigt, in Mukden, der mandschurischen Hauptstadt, das Armeehauptquartier eines Kriegsherrn zu dulden. Erfahrungsgemäß haben die Truppen Tschang Tso-lins bisher schon vier Fünftel des Steuereinkommens des Landes verschlungen. Wenn sich nun das Schwergewicht des Marschalls ganz nach Mukden verlagert, müssen die dortigen Verhältnisse noch undurchsichtiger, noch chaotischer werden. Japan hat andere Pläne mit der Mandschurei.

Als der Panzerzug Tschang Tso-lins am 4. Juni 1928 über die Eisenbahnbrücke bei Mukden fährt, explodieren Bomben; der Zug stürzt in den hochgehenden Linu-ho-Strom, und unter den zahlreichen Toten findet man auch den Marschall.

Am 8. Juni marschieren die siegreichen Truppen der Nationalregierung in Peking ein. Der Norden ist befreit und Chinas Einheit endlich wiederhergestellt.

Angeichts dieser Entwicklung erklärt der »junge Marschall« Tschang Hsue-liang, der Sohn und Erbe Tschang Tso-lins, seinen Anschluß an die Nanking-Regierung und unterstellt sich dem Oberbefehl Tschiang Kai-scheks.

Die Mandschurei scheint für China gerettet.

Während die militärischen Ereignisse wie ein Sturmwind über die Ebenen des Nordens fegen, wachsen dem Roten Drachen im Süden neue Köpfe. In den Gebirgen der Provinzen Kiang-si und Fu-kien ist unter der Führung Mao Tse-tungs und Tschu-Tses eine Art Sowjetstaat entstanden. Eine unwälzende Bodenreform wird dort bereits durchgeführt und eine neue rote Armee aufgestellt. Im Jahre 1931 wird zusätzlich eine »Rote Räterepublik Juichin« gegründet.

Tschiang Kai-schek, der indessen die »Periode der erziehenden Regierung« verkündet hat und mit einer langsamen und vorsichtigen Umformung des Reiches beginnt, ist gezwungen, mit



Der alte Mandschupalast in Mukden wurde nach der Revolution von den Truppen des Generals Tschang Tso-lin als Kaserne benutzt

zusammengefaßten Kräften diese neue Gefahr zu bekämpfen. In den folgenden Jahren wirft der Generalissimus fünf Offensiven gegen die rote Bastion.

Der Kampf wird zäh und mit asiatischer Grausamkeit geführt. Die roten Verbände stellen sich nicht in Feldschlachten; sie lösen sich in Partisanengruppen auf, sobald die nationalen Streitkräfte erscheinen, und wenn ihre Gegner abziehen, fließen sie wieder zu größeren Verbänden zusammen.

Tschiangs Feldzug gegen die rote Gefahr bleibt der Enderfolg versagt. Das Nest des Drachens gleicht einer schwärenden Wunde des Staates.

Als der Generalissimus sich auf Beschluß der im Mai 1931 zusammengetretenen Nationalversammlung zu einer großen – wie er hofft – letzten und erfolgreichen Offensive rüstet und die Nationalarmee schon in langen Zügen nach Kiang-si und Fu-kien rollt, erfolgt hoch im Norden plötzlich ein zweiter Angriff, der Tschiang zu einem Zweifrontenkrieg zwingt: Am 18. September 1931 beginnen die Japaner mit der militärischen Besetzung der Mandschurei.

Zwischenspiel in Mandschuria

Die Nachricht vom Ausbruch des mandschurischen Konfliktes erweckt überall in der Welt Besorgnisse. Das Jahr 1931 scheint ein Jahr des Unheils zu werden.

Gleich einem ins Rutschen geratenen Berghang nach einem furchtbaren Erdbeben erfaßt die Weltwirtschaftskrise alle Länder der Erde. Sie begann im Winter 1929/30 mit dem Aschermittwoch an der New Yorker Börse, als die Kurse jäh ins Bodenlose stürzten.

Im März 1931 versucht man in Genf Zollfriedensabkommen zu schließen, scheitert jedoch an den gar zu widerspruchsvollen Interessen der Wirtschaftsgruppen. Daraufhin vereinbaren die Deutschen und Österreicher eine Zollunion, die sofort den eifersüchtigen Protest Frankreichs, Italiens und der Tschechoslowakei hervorruft. Im April beseitigt die Revolution in Madrid die alte spanische Monarchie; im selben Monat bricht die Österreichische Creditanstalt zusammen. Hoover, der Präsident der USA, versucht mit Hilfe eines einjährigen Schuldenmoratoriums die allgemeine Lawine der Bankzusammenbrüche aufzuhalten. Dazu ist es jedoch bereits zu spät. Im Juli bricht der deutsche Nordwollekonzern zusammen, der Bankrott der Danat-Bank folgt. Im August werden Bankfeiertage eingeführt, im September muß unter dem Druck der Franzosen und ihrer Verbündeten die deutsch-österreichische Zollunion aufgegeben werden. In Frankreich, England, Italien und in den USA liquidieren angesehene Firmen, und zahlreiche Bankhäuser geraten ins Schwanken.

Italien schlägt einen Rüstungsstopp für ein Jahr vor, um wenigstens die Heereslasten zu mildern. Die Sowjets unter Stalins harter Führung stehen mitten in der Liquidation des selbständigen Bauerntums und im Umbau der Landwirtschaft und Industrie. Hungersnöte, Massendeportationen und Schauprozesse quälen das russische Volk.

In den deutschen Straßen marschieren kommunistische und nationalsozialistische Kampfverbände; zuweilen gleichen ihre Zusammenstöße Gefechten eines latenten Bürgerkrieges.

Kein Land des Erdballs scheint im Jahre 1931 kräftig und gesund genug, um sich militärische Aktionen leisten zu können; alle sind sie in ihre eigenen Sorgen abgrundtief verstrickt.

Und dennoch marschiert Japan in ein fremdes Hoheitsgebiet ein. Es ist wie ein Schlag ins Antlitz der erschöpften, kranken Menschheit.

Die englischen, amerikanischen und französischen Zeitungen mißbilligen Japans Verhalten aufs schärfste; sie übersehen dabei, daß sich, von Japan aus betrachtet, die Sachlage anders ausnimmt.

Japan war als Siegermacht des Weltkrieges am Tisch der Friedenskonferenz mit kargem Lohn abgespeist worden, während sich die mächtigen Kolonialreiche England und Frankreich sowie das wirtschaftlich ungeheuer reich und zum Gläubiger der Welt gewordene US-Amerika an der Beute gesättigt hatten. Befriedigt über ihren Gewinn, erklärten nun diese Hauptsieger, die Tage der Expansion und Bereicherung auf fremde Kosten seien zu Ende; künftig müßten alle politischen Veränderungen streng rechtlich gehandhabt und im Genfer Völkerbund beraten werden.

Diese nicht uneigennützigen Gründe überzeugten weder die unterdrückten Kolonialländer, weder das betrogene China noch die Habenichtse unter den Industrievölkern wie Japan oder Italien, ganz zu schweigen von Deutschland.

Trotzdem war in Japan nach dem Krieg eine stark westlich beeinflusste, die englische Bündnistradition pflegende Partei ans Ruder gelangt; sie glaubte an die Wohlmeinung der großen Völker, an die Allmacht und Gerechtigkeit des Völkerbundes.

Die Washingtoner Flottenkonferenz von 1921, die Japan als zweitrangige Macht einstufte, brachte die erste Enttäuschung. Die angelsächsischen Mächte bildeten stets eine gemeinsame Front, wenn es galt, japanische Ansprüche zurückzudämmen. Das war so, als man Japan zwang, seine Intervention gegen die Sowjets einzustellen und das von ihm besetzte Ostsibirien zu räumen; es wiederholte sich, als England und die USA Tokio zur Räumung Wladiwostoks und der Mongolei zwangen.

Japan versuchte darauf, der hektischen Wirtschaftskrise und dem immer schwieriger werdenden Problem seines Bevölkerungsüberschusses durch eine verstärkte Handelsexpansion mit Hilfe der Völkerbundsgremien zu begegnen. Es steigerte seinen Export und schickte seine Söhne in menschenarme fremde Räume.

Man antwortete ihm mit Entrüstungstürmen, mit dem Boykott seiner Waren und mit Schutzzollmauern. Als im Jahre 1923 ein großes Erdbeben Tokio und Yokohama fast ganz zerstörte, als dort hunderttausend Tote unter den Trümmern lagen, Japan durch diese Katastrophe vor neue, fast unlösbare Fragen gestellt wurde und sich kaum mehr zu helfen wußte, erneuerten die Engländer das auf ihre Kolonien bezogene Einwanderungsverbot für Japaner und sperrten für die »Japs« die Grenzen ihrer indischen, südafri-

kanischen, australischen und malaiischen Besitzungen. Die USA erließen 1924 ein neues Einwanderungsgesetz, das die japanische Einwanderung in Hawaii, Amerika und auf den Philippinen untersagte; sie hoben sogar das »Gentlemen's Agreement« auf, das Studenten, Gelehrten, Künstlern und Touristen die Einreise erlaubte.

Es war kein Wunder, daß sich dieses allseits von fremden Mauern beengte, enttäuschte Japan von der Demokratie und vom Völkerbund abwendete und die Opposition gegen die Parteienregierung des Barons Kijuro Schidehara leidenschaftlicher wurde.

Die Weltwirtschaftskrise von 1929/30 ergreift Japan infolge der Zahlungsunfähigkeit seiner ausländischen Kunden und infolge der allgemeinen Einschränkung der Importe wie eine tödliche Krankheit. Das Inselreich hat auf die Karte der Industrialisierung gesetzt, und es kann sich nicht mehr zurückverwandeln in ein Land des Feudalsystems mit Reiskulturen und friedlichen Fischern.

Die Ansichten über den richtigen Ausweg aus der Krise gehen in Tokio stark auseinander.

Die demokratischen, an Englands Vorbild orientierten Kreise der Hochfinanz, geführt von den Vertretern der beiden Großbanken Mitsui und Mitsuibischi, wünschen eine friedliche Wirtschaftsexpansion. Sie haben zum Beispiel jenen 1925 mit der Sowjetunion geschlossenen Vertrag über die Rückgabe Nordsachalins durchgesetzt, der als Gegengabe reiche Kohle- und Ölkonzessionen einbrachte. Dieselben Kreise wollen auch die Mandschurei auf friedliche Weise mit den goldenen Kugeln des Kapitals und der aufbauenden Waffe der Industrie-Investition erobern.

Die nationalistischen Gruppen, die vom alten Buschidogeist erfüllten Anhänger der Genyôsha, die sich um den alten Mitsuru Tôyama scharen, träumen einen stolzeren Traum, der rascher und mit größerer Sicherheit zum Ziele führen soll. Sie sprechen vom Lebensrecht einer Nation, die mit ihren fast achtzig Millionen Menschen nicht mehr auf den kargen Inseln zu leben vermag – sie nehmen das vom deutschen Schriftsteller Hans Grimm geprägte, auf die ebenso beengten Deutschen bezogene Wort vom »Volk ohne Raum« auf und folgern daraus die moralische Berechtigung, sich zu nehmen, was sie brauchen.

Aus der Schule der Genyôsha gehen auch die Wortführer der neuen Politik hervor. Die zur Macht drängenden Nationalisten handeln ganz so wie einst Yüan Schih-kai oder heute Tschiang Kai-schek in China; sie versichern sich durch Erziehung der Unter-

stützung durch die junge Generation der Militärs; sie sprechen die Samurais an, die Vorkämpfer Japans von morgen.

In Japan rückt die Gefahr einer nationalen Explosion schnell näher. Die Ventile des überhitzten Kessels, in dem sich das Volk zusammendrücken muß, sind von der Politik der angelsächsischen Mächte gar zu dicht zugeschraubt worden. Eine neue Flottenkonferenz hatte 1930 in London stattgefunden; ihre Japan aufgezwungenen Abmachungen besagten, daß kein Staat weiter rüsten dürfe; das bedeutete die Einstellung des Baues von Panzerschiffen und U-Booten in einem Augenblick, in dem England und die USA die eindeutige militärische Überlegenheit zur See besaßen.

Als nach dem Sieg Tschiang Kai-scheks in Nordchina und nach dem Anschluß des »jungen Marschalls« Tschang Hsue-liang an die Nanking-Regierung die Mandschurei enger an China gebunden wurde, der japanische Einfluß in dieser als Rohstoff- und Industriebasis unendlich wichtigen Provinz jedoch ernstlich gefährdet schien, gingen die nationalistischen Kreise der Kwantung-Armee zur Tat über. Mitsuru Tôyama, der lange im Hintergrund auf seine Stunde gewartet hatte, setzte die militärische Lösung der Krise durch. Als Zeitpunkt des Losschlagens wählte das japanische Heer den Augenblick, in dem sich Tschiangs Nationalarmee nach Süden zur neuen Offensive auf die Sowjets in Kiang-si und Fu-kien in Marsch setzte. Jetzt oder nie mußte die Mandschurei japanisch werden. Die Welt würde aufschreien und protestieren, sie war aber zerrissen und zu schwach, um über papierene Proteste hinauszugehen. Soweit glaubten die Männer der Genyôsha die Fähigkeiten des Genfer Völkerbundes inzwischen kennengelernt zu haben.

Es sollte sich bald zeigen, daß sie richtig gerechnet hatten.

Am Abend des 18. September 1931 halten japanische Truppen nördlich von Mukden, längs der Eisenbahn, deren Bewachung vertragsgemäß zu ihren Aufgaben gehört, eine Übung ab. Auf dem Rückmarsch in die Quartiere dröhnen plötzlich einige Detonationen, und eine Patrouille mit einem Leutnant und sechs Mann eilt zur vermutlichen Sprengstelle. Als sie wiederkehrt, meldet der Leutnant, man sei auf einige flüchtende Chinesen gestoßen, die die Patrouille beschossen hätten.

Der Sprengstoffanschlag hat den Bahnkörper zerrissen, den ein von Hsinking kommender Transportzug in Kürze passieren muß.

Eine Kompanie wird an die Bahnlinie geschickt, feuert auf



Das Haupttor der mandschurischen Hauptstadt Mukden, die von den Japanern im September 1931 besetzt wurde

etliche verdächtige Chinesen und hält den bedrohten Zug auf. Oberstleutnant Schimamoto, ein Genyôschamann, ist der Kommandeur des hier stationierten Bataillons. Er gibt sofort Befehl, das nahe gelegene Truppenlager des Generals Tschang Hsue-liang anzugreifen. Dort biwakieren zwar zehntausend Chinesen, aber da sie unvorbereitet sind, trifft sie der japanische Überfall auf die furchtbarste. Sie räumen nach kurzem, wirrem Kampf den Platz, und die Japaner nehmen das Lager in Besitz.

Die nun folgenden japanischen Schläge fallen zu rasch, zu exakt und gleichzeitig in den verschiedensten Landesteilen, als daß jemand an einer seit langem vorbereiteten Aktion zweifeln könnte.

Noch in derselben Nacht besetzen japanische Truppen aus Liaoyang das Arsenal und den Flugplatz von Mukden. Andere Einheiten stürmen den altertümlichen Wall Mukdens, der die Chinesenstadt umschließt; dabei werden fünfundsiebzig chinesische Polizisten getötet.

In Hsinking dringen die Japaner, nur zwei Stunden nach dem angeblichen Sprengstoffattentat, in die chinesischen Kasernen ein und nehmen zehntausend Mann gefangen.

Dasselbe geschieht in allen übrigen mandschurischen Städten.

»Eine Sprengbombe, die keinen wesentlichen Schaden anrichtet und ein paar Gewehrscüsse, die niemand verwunden, genügen also, um die ganze Mandschurei in Besitz zu nehmen. Die Schnelligkeit und Planmäßigkeit, mit der dies geschieht, ist erstaunlich.

Dieses Vorgehen der Japaner löst Kämpfe aus, die sich über mehrere Monate und über einen großen Teil der Mandschurei erstrecken und die sich bald in Freischärlerkämpfe auflösen, die nun jahrelang das Land in Unruhe halten . . .¹¹«

Die japanischen Truppen schwärmen in das weite Land aus; die Eisenbahnstrecken zeichnen ihnen die Hauptstoßrichtungen vor. Quer durch den Norden der Mandschurei verläuft eine Zweiglinie der Transsibirischen Bahn nach Wladiwostok. Sie hat russische Breitspur und wird von den Sowjets verwaltet und bewacht. Bei Harbin wendet sich ein Ast der Linie südwärts, kreuzt bei Mukden die Peking-Korea-Bahn und endet im japanischen Pachtgebiet von Dairen am Gelben Meer. Diese Strecken haben Normalspur und werden japanisch verwaltet.

Fast ohne Widerstand zu finden, marschieren die japanischen Regimenter durch die endlos scheinenden Ebenen mit den spärlichen kleinen Reisfeldern und Sojabohnenäckern, auf denen die mandschurischen Bauern in Bastumhängen, mit spitzen Strohhüten auf den Köpfen, hinter den Pflügen gehen. Oft haben sich Menschen vor die Pflüge gespannt, manchmal sieht man Maulesel, Pferde oder Esel, seltener Wasserbüffel, denn »Mandschukuo« – dessen Name wörtlich »Land des Überflusses« bedeutet – ist in den Jahren des Bürgerkrieges und der Banditenherrschaft arm geworden. Die nach chinesischem Vorbild erbauten Dörfer ducken sich hinter ihre mit Schießscharten versehenen Lehmmauern, und häufig sieht man das geschweifte Holzgebälk eines Tempels zwischen den Schilfdächern.

Die Sachverständigen, die den Truppen folgen, wissen, daß in der Erde des besetzten Landes riesige Rohstoffschätze lagern, die jeden Feldzug lohnen. Um ihre Ausbeutung braucht man angesichts der Arbeitskraft der Bevölkerung von rund 35 Millionen nicht besorgt zu sein. In der Mandschurei gibt es nach vorsichtigen Schätzungen 1,7 Milliarden Tonnen Steinkohle und vierhundert Millionen Tonnen Eisenerz. Die dunklen, großen Urwälder bieten Holz in Fülle, einen Rohstoff, an dem die japanischen Inseln arm sind.

Die Japaner marschieren in Harbin ein, in jene verwüstete Stadt, die wie ein Höllentor zwischen der blutroten Welt der Sowjets und den gelben mongolischen Siedlungsräumen liegt. Harbin mit seinen Opium- und Lasterstätten ist ein Tummelplatz der Geheimdienste, ein Zufluchtsort für die aus dem sowjetischen Machtbereich Entronnenen, für zahllose dieser Flüchtlinge aber auch die letzte Station ihres Weges ins Verderben ¹².

In Tokio hält der alte Mitsuru Tôyama die Fäden in Händen. Einer seiner Meisterschüler ist General Doihara, der Leiter des japanischen Geheimdienstes. Diesen Mann schickt Tôyama nun aus, den genialsten Schachzug im Spiel um Mandschukuo zu tun.

Der General geht im Januar 1932 nach Tientsin und sucht einen beinahe Vergessenen auf. Es ist Pu-yi, der entthronte letzte Kaiser der Mandschu-Dynastie, der dort im Schutz der japanischen Botschaft mit seiner Frau und seinen wenigen verbliebenen Mandarinen recht ärmlich in einer Villa lebt.

Pu-yi war vier Jahre alt, als ihn der Tod seiner Urgroßmutter, der Kaiserinwitwe Tsu-hsi, auf den bereits schwankenden Thron erhob. Als er sieben Jahre zählte, brach die Revolution aus. Seither war der »Boy-Emperor« – der Knabenkaiser – ein Spielball der Politik geworden. Unter tausend Gefahren hatte er noch eine Zeitlang in der Verbotenen Stadt gelebt. Mandarine und buddhistische Priester mühten sich um seine Erziehung; der Engländer Johnston vermittelte ihm die Kenntnisse des Westens. 1924 aber – zwei Jahre, nachdem der Siebzehnjährige die schöne Tochter eines alten mandschurischen Fürstengeschlechtes geheiratet hatte – kamen die Truppen des Generals Feng und drangen in die Verbotene Stadt ein. Pu-yi floh unter mancherlei Gefahren mit der Bahn nach Tientsin und fand als Flüchtling im deutschen Hospital Aufnahme.

Jetzt zählt er knapp siebenundzwanzig Jahre; er will nichts anderes mehr sein als Privatmann und verlangt von seinem Schicksal nichts, als in Ruhe gelassen zu werden.

General Doihara ist es, der ihn zurück auf die Bühne der Weltgeschichte ruft. – Zusammen mit Doihara landet Pu-yi in einer dunklen Februarnacht in Kwantung. Ein Sonderzug steht dort für ihn bereit, Militärkapellen spielen, Fahnen flattern. Mit großem Gefolge fährt der Mandschu-Prinz nach Mukden, in die Hauptstadt der Mandschurei. Er ist für eine große Rolle im politischen Spiel ausersehen.

Am 1. März 1932 rufen ihn die Japaner zum Präsidenten des neuen Staates Mandschukuo aus, ein Jahr später machen sie ihn zum Kaiser. Er nimmt den Namen Keng-teh an und schließt den Schicksalsbogen seines Geschlechtes, das vor dreihundert Jahren aus der Mandschurei auszog, um das große China mit Heeresgewalt in Besitz zu nehmen.

Pu-yi aber weiß, daß er nichts weiter als ein mit Glanz behängter Strohhalm der Japaner ist, die ihre brutale Annexion einer fremden Provinz tarnen wollen, er bietet ihnen den Schatten der Legalität, dessen selbst der Eroberer zu bedürfen scheint, wenn er vor den Augen der Welt Unrecht begeht.

Japans Vorgehen in der Mandschurei löst in China einen einmütigen Sturm der Empörung aus. Überall wird zum Boykott der Japaner aufgerufen, die Geschäfte weigern sich, japanischen Kunden Lebensmittel oder Waren zu verkaufen; die Banken sperren die japanischen Konten, die Kulis in den Häfen löschen keine Fracht mehr, die aus Japan kommt, und verladen keine Ware, die dorthin gehen soll. Besonders in Schanghai schlägt der Volkszorn hohe Wogen. Leidenschaftlich demonstrieren die Studenten vor den japanischen Gebäuden und Firmen. Wilde Schlägereien brechen aus, und die Polizei hält sich betont abseits.

Japan schlägt mit voller Wucht zurück. Seine Panzerschiffe erscheinen vor Schanghai und speien Tod und Verderben. Das Gebäude der »Commercial Press« und die »Östliche Bibliothek«, eine Sammlung frühchinesischer Handschriften und Drucke, gehen in Flammen auf. Der japanische Befehlshaber teilt den europäischen und dem amerikanischen Gesandten mit, daß er innerhalb vier Stunden Schanghai besetzen lassen werde.

Nach Landung der Truppen kommt es bei den Chapei-Forts, längs der Bahnlinie Schanghai–Nanking zu einer Schlacht mit der neunzehnten chinesischen Armee. Eine Woche lang scheint es, als werde sich daraus ein allgemeiner Krieg zwischen China und Japan entwickeln, da jedoch beide Teile nicht willens und auch nicht in der Lage sind, in diesem Augenblick und in diesem Landesteil auf breiter Front gegeneinander anzutreten, nehmen sie die Vermittlung des britischen Botschafters an und schließen in Schanghai einen Waffenstillstand.

Ganz China ist entrüstet und klagt die Nationalregierung und den Oberkommandierenden Tschiang Kai-schek an, weil sie die Japaner nicht vertrieben haben. Tschiang aber, der die Gesamtlage

besser überblickt, kann jetzt keinen Krieg mit Japan gebrauchen. Die kommunistische Rebellion in Kiang-si, Fu-kien und Hu-pei hat auch auf Hunan übergegriffen; die Nationalarmee steht in schweren Kämpfen mit den Roten und hat die Hände nicht frei für einen Krieg mit dem Landesfeind. Deshalb wirft Tschiang alle seine Hoffnungen auf den Völkerbund in Genf, bei dem er schärfsten Protest einlegt.

Für das Völkergremium in Genf ist wieder einmal eine Stunde der Bewährung gekommen; es müßte jetzt zeigen, ob es in der Lage ist, einen ernsten Konflikt kraft seiner höheren Autorität zu bereinigen. Aber wie früher in ähnlichen Fällen gibt es nur schöne Phrasen, aber keine Taten.

Der Völkerbund, vom nordamerikanischen Staatspräsidenten Wilson mit vielen Idealen und wenig Macht ausgestattet, krankt daran, daß er aus dem Unrecht des Versailler Friedensvertrages vorwiegend als Vereinigung der Sieger zur Niederhaltung der Besiegten entstanden war, daß dieselben Staaten, die durch das höhere Völkerrecht gebändigt werden sollen, zugleich dazu bestimmt sind, es durchzusetzen, und daß die mächtigsten von ihnen über das Vetorecht verfügen, womit sie alle Beschlüsse, die ihnen nicht zusagen, blockieren können.

Das einzig wirksame Mittel, um den Angreifer Japan im Zaum zu halten, wäre der Einsatz militärischer Kräfte. Dazu ist aber vor allem Großbritannien nicht bereit, auf dessen überlegene Flotte sich ein derartiges Vorhaben stützen müßte. Die USA, die als einzige pazifische Großmacht die Entsendung von Kriegsschiffen anbieten, sind nicht Mitglied des Völkerbundes, obgleich ihn ihr einstiger Präsident gegründet hat.

¹³ »So kommt es zu einer ebenso lahmen wie verlogenen Maßnahme: Der Völkerbund ernennt eine Sonderkommission unter Lord Lytton zur Überprüfung der Sachlage an Ort und Stelle; Amerika indessen operiert nach dem Prinzip der »Nichtanerkennung«, als ob damit etwas Tatsächliches geschehen könnte.«

Später einmal sagte der Staatssekretär der USA, Cordell Hull, über die Haltung der Weltorganisation im mandschurischen Konflikt:

»Der Weg vom Überfall auf die Mandschurei zum Angriff Mussolinis auf Äthiopien 1935, zu Hitlers Rheinlandbesetzung 1936, zum Einmarsch in Österreich 1938, zur Sudetenkrise im selben

Jahr und zur Annexion der Tschechoslowakei 1939 und zum Angriff auf Polen führte geradeaus in den Weltkrieg Nummer zwei. Es ist klar, daß die Mandschurei in den verhängnisvollen Tagen der Jahre 1931 und 1932 ein Wendepunkt der Weltgeschichte war.«

Für die freundliche Einstellung des chinesischen Volkes zur Demokratie und zum Völkerbund bedeutet das Versagen Genfs einen schweren Schlag. Die Enttäuschung der Chinesen wird durch den kühlen und vorsichtigen Lytton-Bericht vom Oktober 1932 noch verstärkt. Damit aber beginnt gleichzeitig eine Abkehr von den bisher herrschenden politischen Ansichten und eine herbe Kritik an der Nationalregierung. Von nun an verstummen die Vorwürfe gegen Tschiang Kai-schek nicht mehr, daß er auf das falsche Pferd gesetzt habe und den Japanern gegenüber zu nachgiebig gewesen sei. Die kommunistische Propaganda greift diesen Tadel geschickt auf und wirbt für eine »Volksfront«, in der sie sich mit der Kuomin-tang gegen den gemeinsamen vaterländischen Feind, die Japaner, zusammenschließen möchte, eine Idee, aus der sich später dramatische Ereignisse entwickeln werden.

Die Japaner freilich sehen sich in ihrem übersteigerten Nationalismus durch die Bankrotterklärung des Völkerbundes bestätigt und triumphieren. Jetzt wagen sich ihre Machtpolitiker an die Vorbereitung des nächsten Schlages heran, ganz im Sinne des Tanaka-Plans. Vorher aber sorgen sie für Rückenfreiheit im eigenen Land.

Die Gegensätze zwischen der älteren, zur westlichen Demokratie neigenden Generation der Parteipolitiker und den jungen, aus der Schule der Genyôsha stammenden Offiziers-Samuraigruppen sind seit Jahren offenkundig. Jetzt werden diese Gegensätze zur blutigen Tat. Im Februar fällt der frühere Finanzminister Inouye einem Attentat zum Opfer, am 5. März der Generaldirektor der Mitsui-Bank, Baron Takuma Dan; am 15. Mai dringen rebellierende Leutnants in das Regierungsgebäude ein und erschießen den Ministerpräsidenten Inugai.

Japans Jugend, heimlich gelenkt von Mitsuru Tôyama, fordert die Beseitigung der Parteienherrschaft, den nationalen Aufbruch und die Eroberung Ostasiens.

Im Frühjahr 1933 überschreiten japanische Regimenter die Grenzen der innerchinesischen Provinz Jehol und schieben sich bis auf acht Kilometer an die Stadtmauern Peking her an.

Als sie auch in Hopei eindringen, stoßen sie auf den erbitterten Widerstand der neunundzwanzigsten chinesischen Armee, auf die sogenannten »Großen Schwerttruppen«, die dem Befehl des Kriegsherrn Yang Hu-tscheng unterstehen, der gemeinsam mit dem »jungen Marschall« Tschang Hsue-liang gegen die Japaner manövriert. Yang ist einer jener erbitterten Nationalisten, deren Haß auf die Angreifer so ausgeprägt ist, daß sie bereit wären, selbst mit dem Teufel Bündnisse zu schließen, um die auswärtigen Feinde zu verjagen. Dieser wilde, bedenkenlose Zorn, der damals in Yang aufwächst, trägt kurze Zeit später schreckliche Früchte.

Die Stimmen mehren sich, die Tschiang Kai-schek auffordern, endlich den nationalen Krieg gegen Japan zu erklären. Seine Lage wird schwierig; die Zentralregierung in Nanking büßt täglich an Ansehen ein.

»Aber: ›Erst muß China geeint sein, ehe es fremden Angreifern Widerstand bieten kann!‹ – ist der ständig wiederholte Ruf der Nationalregierung, der auch Tschiang zustimmte. Eine derartige Haltung – wie vernünftig sie auch sein mochte – konnte von der Bevölkerung nicht mehr geteilt werden, insbesondere nicht von den jungen, hitzköpfigen Elementen. In den Jahren, in denen die Japaner ständig vorrückten, ging eine Unmenge prächtiger Jungen und Mädchen zu den Kommunisten über und vermehrte damit die Probleme der Zentralregierung...¹⁴«

Unterdessen dringen die Japaner immer tiefer in die Mandschurei ein. Die chinesische Bahnlinie mit ihren russisch besetzten Stützpunkten steckt allerdings noch gleich einem Pfahl im Fleisch des neuen Staates Mandschukuo. Japan hat längst die mandschurische Grenze gegen Sibirien gesperrt und zwingt die Sowjetrussen damit, den Hafen von Wladiwostok über den großen Amurbogen, also auf einem riesigen Umweg, zu versorgen; es ist eine Taktik des Aushungerns, eine sehr erfolgreiche Maßnahme, denn als Japan 1934 versucht, die Russen zum Verkauf ihrer Anteile an der nordmandschurischen Bahn zu bewegen, geben die Sowjets nach und überlassen ihre Rechte den neuen Herren auf dem mandschurischen Boden.

Die chinesischen Provinzen Hopei, Schantung und Schan-Si, Schahar und Sui-yüan sind die nächsten Marschziele der Japaner. In den Zeitungen Tokios taucht um diese Zeit sogar der Plan eines »Autonomen Nordchinesischen Staates« auf.

Die im Völkerbund zusammengeschlossene demokratische Welt

schweigt oder beschränkt sich auf papierene Proteste, auf Ablehnung und »Nichtanerkennung« des neuen Kaiserreichs Mandschukuo. Japan hat bereits nach Veröffentlichung des Lytton-Berichtes den Völkerbund unter Protest verlassen. Seine Politik findet Unterstützung, als das Deutsche Reich unter Hitlers Kanzlerschaft und das faschistische Italien, das sich rüstet, den Völkerbund mit dem Angriff auf Abessinien zu brüskieren, ebenfalls den Völkerbund verlassen und Mandschukuo diplomatisch anerkennen.

Der lange Marsch

Wo bleibt Tschiang Kai-schek, der Generalissimus der Kuo-min-tang?

Warum steht er nicht auf und zerschmettert die fremden Eroberer, die Provinz um Provinz vom Leibe Chinas reißen?

Millionen in China stellen diese Frage, und Millionen machen aus ihrer Enttäuschung über die abwartende Haltung des Generals kein Hehl. Anstatt mit der ganzen Kraft des Landes gegen die vordringenden Japaner zu kämpfen, schließt die in Nanking sitzende Zentralregierung, deren militärischer und politischer Repräsentant Tschiang Kai-schek ist, den Waffenstillstand von Tangku ab, der stillschweigend die bereits besetzten Gebiete in den Händen der Japaner beläßt.

Ein Wutschrei geht durch China. Die Kommunisten,¹ die sich zu Wortführern der nationalen Gefühle machen, klagen den Generalissimus des Verrates an und deuten mit allen zehn Fingern auf die starken wirtschaftlichen und finanziellen Fäden, die das Haus Sung, aus dem seine Frau stammt, mit den großen Bankkonsortien Japans verknüpfen.

Wie könnte Tschiang Kai-schek zu einem Ringen auf Leben und Tod gegen das straff organisierte, in sich einige Japan antreten – angesichts der trüben Lage Chinas! Ein solches Wagnis wäre nicht zu verantworten.

General Feng, der Kriegsherr des Nordens, ernennt sich nach Bekanntwerden des Waffenstillstands aus eigener Machtvollkommenheit zum Oberbefehlshaber der antijapanischen Volksarmee; und die Zentralregierung muß seine Eigenmächtigkeit akzeptieren. Im Süden geht General Tsai Ting-kai, der Kommandeur der ruhmreichen neunzehnten Armee, die den Japanern die Schlacht

von Schanghai geliefert hat, vom Generalissimus enttäuscht, zu den aufständischen Kommunisten der Provinz Fu-kien über. In den großen Städten wälzen sich wieder einmal die Demonstrationzüge der Studenten, Arbeiter und entlaufenen Soldaten durch die Straßen; sie fordern den nationalen Krieg, den Tschiang Kai-schek vermeiden muß, wenn er das uneinige und schwache China nicht vollends in den Abgrund führen will.

Die Kommunisten wiederholen mit propagandistischer Lautstärke ihr Angebot, sie seien bereit, der Nationalregierung die Bündnishand gegen Japan zu reichen. Die große Masse des Volkes findet das Angebot zeitgemäß und loyal; die Führung der Kuomintang aber ahnt, daß ein solches Bündnis die Sowjetisierung Chinas bedeuten könnte. Wenn der Kampf mit Japan aufgenommen werden soll, muß zuerst der Rücken freigekämpft und das rote Heer in den Bergen von Kiang-si und Fu-kien zertreten sein – das ist die Politik, an der die Zentralregierung festhält.

Der Marschall erlebt schreckliche Jahre. Er vergleicht sich selbst mit einem Wanderer im Sumpf, dem der Boden unter den Füßen versinkt, während Bestien am Ufer lauern.

Er ist der Schwiegersohn der reichen Sung-Familie geworden, und er hat es nicht vermeiden können, daß sich seither ein Schwarm von Sung-Vettern, Sung-Oheimen und Sung-Abkömmlingen in wichtigen politischen Ämtern, wirtschaftlichen Positionen, in der Finanzverwaltung und in den Handelsbehörden breitgemacht hat. Tschiang kann nicht mehr in allen Dingen so verfahren, wie er möchte, und manchmal glaubt er selbst die Gründe zu verstehen, warum ihn die radikalen Sozialisten verdächtigen, den dritten der »Drei Volksgrundsätze« Sun Ya-tsens verraten zu haben: den Sozialismus.

Er will das Beste für sein Land, er kämpft gegen Widersacher auf allen Seiten, und er ist ohnmächtiger, als viele wissen. In der Außenpolitik steht er zwischen japanischer Aggression und kommunistischer Bedrohung, zwischen Nord und Süd; in der Innenpolitik muß er sich ebenso gegen den reaktionären Geist der ihm verschwägerten und befreundeten Hochfinanz wie gegen den Radikalismus der Linkssozialisten wehren.

Noch immer meint er, nach alt-chinesischer Art durch Volks-erziehung und mit Appellen an die traditionellen Tugenden wirken zu können. Mitten in den Wirrnissen seines Vierfrontenkampfes gründet er deshalb die sittliche Erneuerungsbewegung »Neues Leben«.

Es sind uralte konfuzianische Ideen, von den Weisen vor Tausenden von Jahren in hundertfältiger Form entwickelt, Prinzipien, die in dreitausendjähriger Geschichte das Volk, wenn auch nicht zur Vollkommenheit verwandelt, so doch vor der Verwandlung zum Schlechten bewahrt haben.

Tschiang, der vor ein paar Jahren seine Kriegsschüler zum Marsch gegen den Norden geführt hat und als Sieger heimgekehrt ist, schickt jetzt Offiziere des neuen Geistes in die Provinzen und läßt die vier Tugenden verkünden, die China retten sollen:

»LI – bedeutet Achtung und Höflichkeit, die Fähigkeit, sich an das Gesetz zu halten und die Vorschriften zu beachten;

YI – bedeutet Dienst an der Menschheit, edel und großmütig zu sein gegen andere . . .;

LIEN – bedeutet Reinheit und Sauberkeit des Denkens, die Unterdrückung jeder Falschheit und die Vermeidung von Verschwendung in der Wirtschaft . . .;

TSCHIH – bedeutet den instinktiven Haß gegen alles Böse, die Ablehnung alles moralisch Tiefstehenden und Unschönen . . .«

Auf diesem abstrakten Lehrgebäude bauen sich recht praktische Nutzenwendungen auf. Erzieher, die Tschiang in Städte und Dörfer entsendet, sollen die Menschen lehren, vernünftig zu kochen, im Trinken Maß zu halten, kein Opium zu genießen und den Verbrauch von Tabak einzuschränken. In den neu errichteten Ortsgruppen der Frauen lernt man einfache Kleider zu nähen, sie sauber zu halten, man zeigt die besten Methoden des Waschens, Schneiderns und der Haushaltsführung. Der Generalissimus verkündet:

»Das Haus soll makellos sauber gehalten werden. Bei Sonnenaufgang soll man aufstehen und sogleich baden. Es ist eine Sache der Disziplin, sich täglich das Gesicht mit kaltem Wasser zu waschen . . . In den Zimmern ist für ordentliche Ventilation zu sorgen, die Küche rein zu halten, die Fliegen sind zu vertreiben, das Ungeziefer auszurotten . . .«

Diese seiner Nation verordneten Lebensgrundsätze liegen dem Generalissimus so sehr am Herzen, daß er auf den Straßen wiederholt Passanten anspricht, die unordentlich gekleidet sind. Er läßt Hüte zurechtrücken, Knöpfe schließen und fordert von einem Halbwüchsigen die Adresse seiner Eltern, als er ihn mit einer Zigarette im Mund antrifft. Die Eltern erhalten einen scharfen Tadel.

Zweifellos sind seine Maßnahmen von hohem Idealismus getragen; in der gegenwärtigen Lage jedoch eine derartige Bewegung ins Leben zu rufen, heißt Pflaster auf Pestbeulen kleben, ohne die Seuche selbst zu kurieren.

China ist schwerkrank; man kann es nicht mit Aufrufen, moralischen Regeln und Ratschlägen der Lebenspraxis heilen, so richtig diese Weisungen auch sein mögen. Vielen erscheinen die Bemühungen Tschiang Kai-scheks wie ohnmächtige Versuche eines Mannes, der das Gute will und sich vor Radikalkuren scheut.

Nachdem sich vor Jahren die Spaltung der Kuo-min-tang in einen rechten und einen linken Flügel vollzogen hatte, verlagerte sich die Tätigkeit der Kommunisten in die gebirgigen und unwegsamen Küstenprovinzen, nach Kiang-si, südlich vom Tung-ting-See, und nach Fu-kien, südlich von Kanton.

Gegen die dort gelegenen Zentren des roten Widerstandes richtete Tschiang Kai-shek eine Reihe von Offensiven, die zwar stets erfolgreich waren, jedoch keine Endlösung herbeizuführen vermochten.

Als der mandschurische Zwischenfall Tschiangs Truppen nach Norden zurückrief und die Divisionen in Schanghai und um Nanking band, witterten die Kommunisten Morgenluft und traten in Kiang-si im November 1931 zu einer Rätekonferenz zusammen, aus der eine »Provisorische Sowjetregierung Chinas« hervorging. Auf dieser Zusammenkunft wurde Mao Tse-tung zum Präsidenten gewählt.

In den folgenden Jahren baute sich unter den Sowjets von Kiang-si und Fu-kien dieser rote Staat, der fünfzig Millionen Menschen beherrschte, weiter aus.

»Da die Kommunistenführer Tschu En-lai und Peng Te-huai mit ihren Truppenverbänden zu Mao gestoßen waren, verfügte er Anfang 1934 immerhin über eine Streitmacht von rund hunderttausend Mann¹⁵.«

In den armen Gebirgsdörfern wurde eine Bodenreform durchgeführt, der Großgrundbesitz enteignet und der Ackerkuli zum erstenmal zum Herrn der Scholle gemacht, die er mit unendlicher Mühe bestellte. Eifrig wurde überall geschult, sei es an den Waffen, sei es in den Parteizellen. Die Organisation der Kommunisten erfaßte auch den letzten Fischer der Fu-kien-Küste und den einsamsten Hirten der Nan-schan-Berge.

Der Druck der japanischen Invasion verminderte sich inzwischen, der Waffenstillstand von Tang-ku wurde geschlossen und bot beiden Parteien eine erwünschte Erholungspause, doch China geriet nun in sich rasch verschlimmernde Wirtschaftsschwierigkeiten.

Während der Weltwirtschaftskrise und als Antwort auf den mandschurischen Zwischenfall hatte Großbritannien den Goldstandard 1931 aufgegeben und das Pfund abgewertet. Japan war dem Beispiel 1932 gefolgt. Und als gegen Ende der Krise Roosevelt 1933 Präsident der USA wurde, gab auch er den Goldstandard auf und setzte den Wert des USA-Dollars herab. China besaß seit Jahrtausenden die Silberwährung; Silber war jedoch auf dem Weltmarkt plötzlich knapp geworden, und da die inländische Silberproduktion ganz unwesentlich war, ergab sich ein gefährlicher Geldmangel.

»Die Preise der Waren begannen zu stürzen. Die Produktionskraft des Landes litt, und die internationale Handelsbilanz stellte sich so ungünstig, daß es in ganz China ernsthafte wirtschaftliche Störungen gab...¹⁶«

In dieser Situation erschien der Hochfinanz die Belebung der Konjunktur durch einen Feldzug das richtige Mittel zu sein. Plötzlich sprach man allenthalben von der bevorstehenden entscheidenden Schlußoffensive gegen die Sowjets in Kiang-si und Fu-kien.

Tschiang Kai-shek sagt in einer Rede in Kanton:

»Die Kommunisten morden und plündern, wohin sie nur kommen. Sie wollen alles zerstören, was chinesische Kultur bedeutet. Sie wollen unsere althergebrachten Tugenden auslöschen: Loyalität, kindliche Ergebenheit, Wohlwollen, Liebe, Treue, Mut, Friedfertigkeit und Gerechtigkeit gegen andere, aber auch Disziplin und Höflichkeit, den Sinn für öffentliche Pflichten, Reinheit und Ehrgefühl...«

Im Sommer 1934 setzt Tschiang eine den Roten weit überlegene Heeresmacht zum zangenförmigen Angriff auf den chinesischen Sowjetstaat an. Seine Truppen sind mit Panzern, Flugzeugen und schwerer Artillerie ausgerüstet. Die »Rote Armee« Maos besitzt dagegen fast nur Handfeuerwaffen, Handgranaten und Maschinengewehre. Die Sowjetsoldaten schlagen sich trotzdem mit unerhörter Tapferkeit und großem Geschick.

Die Offensive beginnt der Generalissimus mit dem Bewußtsein,

»daß nur dreißig Prozent der uns gestellten Aufgaben militärischen, siebzig Prozent jedoch verwaltungstechnischen Charakter haben...«

In seinen Ansprachen und in den an die Kompanien verteilten Flugblättern verlangt Tschiang von den Soldaten eine gute Haltung in jeder Lage, hervorragende Disziplin, um die Besiegten innerlich zu gewinnen. Er erklärt, den Feldzug nicht allein mit Flugzeugen, Kanonen und Panzern entscheiden zu können:

»Jetzt erkennen wir, daß wir in unseren eigenen Herzen radikaler Reformen bedürfen und gute Sitten pflegen müssen, bevor irgendeine militärische Operation wirksam sein kann.«

Dem aufmerksamen Beobachter wird auch bei dieser Unternehmung deutlich, was in den letzten Jahren so häufig Tschiangs Verhalten kennzeichnet: der Zwiespalt, unter dem er leidet, die Flucht vor der letzten Wahrheit, die er aus naheliegenden Gründen nicht aussprechen darf oder kann.

Er verweist auf die Notwendigkeit von »radikalen Reformen in unserem eigenen Herzen«, und seine Freunde wissen, daß er damit die ihm wohlvertraute Erkenntnis der Notwendigkeit durchgreifender sozialer Reformen meint, die jedoch für ihn als Repräsentanten des Besitzbürgertums ein sehr heißes Eisen bedeuten.

Dieselbe Neigung zum Ausweichen auf ein zweitrangiges Problem zeigt sich, wenn der Generalissimus von der »Agrarreform« spricht:

»Von der gesamten Bodenfläche Chinas sind nur siebenundzwanzig Prozent urbar; von diesen werden zur Zeit nur sieben bebaut...«

Die Aufgabe der friedlichen Zukunft, sagt er, müsse darin liegen, nicht nur diese zwanzig Prozent unbestellten Bodens zu bebauen, sondern auch Neuland dazuzugewinnen. Er malt das Bild komender Bauernregimenter, die Sümpfe urbar machen, die in langen Kolonnen Erde auf die Berge schleppen, um neue Reisterrassen anzulegen, die Hochwasserdämme errichten, um weitere Täler für den Ackerbau zu sichern, und Staudämme aufführen, um trockene Ebenen zu bewässern und das Land mit Kraftstrom zu versorgen. Er rührt damit ein besonders wichtiges Problem an, doch schweigt er vom Zunächstliegenden, von dem, was der armen,

landhungrigen Bauernmasse am greifbarsten vor Augen liegt und sie beunruhigt: daß von der bebauten und fruchtbaren Bodenfläche nur ein geringer Teil Eigentum der arbeitenden Ackerbauern ist; denn den besten und größten Teil der Felder besitzen städtische Kapitalisten oder Dorfwucherer als Darlehenspfand.

Mao Tse hat sich die Sympathien der bäuerlichen Massen mit einem Schlag errungen, als er die Bodenreform, das heißt die Neuaufteilung des Grundes unter die werktätigen Bauern, auf Kosten der Gutsherren und Kapitalisten durchführte.

Für Tschiang ist Eigentum unantastbar; der Schwager und Freund von Bankiers und Industriellen kann die Pacht- und Gutsherren und die großen Geldverleiher in Kiang-si und Fu-kien nicht verjagen; er muß sich auf »die radikale Reform der Herzen« beschränken.

Trotz ihrer zahlenmäßigen und technischen Unterlegenheit kämpfen die Bauernsoldaten der südlichen Sowjetrepublik verbissen, weil sie für die Äcker streiten, die ihnen Mao gegeben hat. Sie wissen, daß hinter den Truppenkolonnen Tschiang Kai-scheks die rächende und zinsfordernde Schar der einstigen Gutsherren, die Gläubiger und Wucherer in ihre Dörfer zurückkehren werden.

Die kommunistischen Truppen müssen zwar überall vor den Flugzeugen und Panzern weichen, das Volk wird jedoch von Tschiang Kai-scheks Erfolgen nicht gewonnen. Ein chinesischer Diplomat, der um diese Zeit in Tschiangs Hauptquartier zu Kiang-si reist, beschreibt seine Eindrücke von dem Feldzug recht überzeugend:

»... Als ich durch das Gebiet von Nan-tschang kam, das von den Kommunisten unsicher gemacht wurde, begriff ich zum erstenmal die schwere und anstrengende Aufgabe, sich in diesem hartnäckigen Guerillakrieg zu behaupten. Wir fuhren durch Dörfer, die den Kommunisten abgenommen worden waren, und dennoch mußten dort Besatzungen gehalten werden, die immer auf der Hut vor den Guerillas sein mußten. Die Regierungstruppen Tschiang Kai-scheks verfolgten die Roten unablässig bei Tag und manchmal auch bei Nacht. Sie mußten Täler und Gebirge überqueren, doch wenn sie weiter ins feindliche Gebiet eindringen, fanden sie keine Spur vom Gegner...¹⁷«

Der Feind machte auch das Gebiet hinter den Linien der Nationalarmee unsicher. Niemand konnte dem pflügenden Bauern, dem Hirten oder dem Fischer auf dem See unter den Bastumhang ins

Herz blicken, das sehr oft für die Roten schlug und den Tag der Rache erwartete.

Im Oktober 1934 beginnen die roten Truppen, Kiang-si und Fu-kien zu räumen und in fünf gewaltigen Kolonnen mit Frauen, Kindern, Vieh und Karren über die unwegsamen Gebirge nach Hunan zu ziehen; es ist eine der großen Völkerwanderungen dieses Jahrhunderts der Flüchtlinge. Die Aufklärungsflugzeuge des Generalissimus berichten von wimmelnden Scharen unter roten Fahnen in vielen Tälern, sie fotografieren das ameisenhafte Hinströmen des fliehenden Volkes, das sich nach Westen retten will.

Eine rastlose Verfolgung hebt an. Die Panzerketten der nationalen Spitzenverbände klirren über die steinigten Hänge. Infanterie in grüngrauer Uniform schwärmt über die kiefernbestandenen Bergkämme und ergießt sich, von Flugzeugen umkreist, in die jenseitigen Täler. Auf den staubigen Landstraßen rollt Artillerie, rasseln Lastwagen voll Soldaten, die manchmal absitzen und die kleinen, wie Schwalbennester an Berghöhen geklebten Dörfer durchsuchen. Unablässig, Tag und Nacht, bleibt die Nationalarmee den fliehenden Roten auf den Fersen.

Als der Winter mit bitterer Kälte und Stürmen einfällt und die kämpfenden Armeen in Frost, Schneegestöber und Eis hüllt, wandern die Schwärme der Fliehenden bereits durch die rauen Gebirge der Provinz Kueitschou und nähern sich dem Oberlauf des Yang-tse-kiang.

»Die Gefahr besteht, auf tibetisches Gebiet abgedrängt zu werden. Da ändert Mao die Marschrichtung nach Norden. Es dauert Monate, ehe es gelingt, sich vom Feind zu lösen...¹⁸«

Niemals vorher hat sich in der chinesischen Geschichte etwas Vergleichbares ereignet. Mit hunderttausend Soldaten und ebenso vielen Frauen, Kindern, Greisen und Nichtkämpfern, mit Viehherden und Vorräten waren die Kommunisten aufgebrochen. Eine Armee von mehreren Hunderttausend folgt ihnen breit auseinandergefächert über Gebirgszüge und Ströme und versucht immer wieder, sie zu überholen, in ihre Flanke zu gelangen, sie zur Schlacht zu stellen.

Manchmal dröhnen die Täler vom Donner der Geschütze und von den Detonationen der Fliegerbomben; Kleingewehrfeuer knattert in den Wäldern, Rauchfahnen brennender Dörfer mischen sich mit dem wirbelnden Flockenfall der Schneestürme. Kleine, verbissen ringende Abteilungen der Roten Armee halten die Ver-

folger auf, um den mit letzter Kraft marschierenden Flüchtlingen einen Vorsprung, ein Untertauchen in Urwäldern, ein Verschwinden in der Hochgebirgswildnis oder den Übergang über einen eisigen Bergstrom zu ermöglichen.

Bei den Flußüberquerungen verlieren die Roten beinahe alle Karren, einen Großteil der Viehherden und ihre Lebensmittelvorräte. Tausende werden abgeschnitten oder bleiben erschöpft am Wege liegen, doch der Kern der Armee entkommt und rettet sich aufs Nordufer des Yang-tse-kiang.

Sechstausend Meilen folgen die Verbände Tschiangs den Fliehenden, dann setzen nur noch schnelle, berittene Abteilungen die Treibjagd fort. – Auf fünfzigtausend Mann schätzt man die Stärke der Roten, die nun ins wilde Setchuan hinüberwandern.

Das Frühjahr 1935 beginnt mit Regenschauern und eisigen Nächten. Die Bergwasser rasen von den Höhen und wälzen sich brausend zu Tal. In den Ebenen des Ostens werden Yang-tse-kiang und Hoang-Ho bald ihre Dämme sprengen, ungeheure Überschwemmungen verursachen und derartiges Elend über die Massen bringen, daß der Widerstandswille ganzer Provinzen sowohl gegen die Japaner als auch gegen Banditen, Kommunisten oder Kuo-min-tang-Truppen erlahmt.

Jetzt können die Japaner unten in den flachen Lehmgebieten Chinas, ohne auf einen nennenswerten Kampfgeist zu stoßen, den Operettenstaat »Ost-Hopei« gründen. Auch die Weltöffentlichkeit wird sich nicht mehr darum kümmern. Die chinesische Frage ist uninteressant geworden, man hat sich an die endlos wiederkehrenden Wochenschauberichte von den verwirrenden Kämpfen im Fernen Osten, an die Abenteuergeschichten aus China und daran gewöhnt, daß Japan immer wieder Gebiete annektiert, deren geographische Lage kaum jemand kennt. Außerdem haben der Völkerbund und die Weltöffentlichkeit andere Sensationen, seitdem Mussolini in Äthiopien einmarschiert ist.

Immer noch wandern die letzten Zehntausende der flüchtenden Roten durch regenüberströmte Gebirge, sie waten in Lumpen und barfuß durch Wildwässer; sie ernähren sich von Baumrinde und Wurzeln und kennen nur eine Richtung: den Norden.

Sie sind zu Skeletten abgemagert, hungernd und frierend taumeln sie am Rande der Erschöpfung dahin. So erreichen die dahinschmelzenden Scharen der Überlebenden das Yüen-lin-Gebirge, den Oberlauf des Hoang-Ho und die abgelegenen Gebiete zwischen den Ausläufern der Wüste Gobi und der Provinz Schen-Si.

Es ist Sommer geworden, die Sonne brennt glühend vom Zenit; die Kolonne schleppt sich durch weite, wasserarme Sandstrecken – kein Maß menschlichen Leidens bleibt ihr erspart. In diesen Tagen schreibt Mao jene berühmtgewordenen Verse vom »Langen Marsch« nieder, die später jedes chinesische Kind singen wird:

»Nicht fürchtete das rote Heer
des weiten Marsches Schwierigkeiten,
nicht Strom noch Berg, ob tausendfach
sie Hindernisse ihm bereiten.
Weit streckten die fünf Ketten sich;
die Hügelwellen sich verschlangen.
Hoch ragt Wu-meng, das Rabengrab,
durch dessen Schlamm wir vorwärtsdrangen.
Durch Klippenüberhänge zwängt
sich heiß des Yang-tse Flut in Eile.
Kalt spannen ob dem Tatu sich
der Kettenbrücke Eisenseile.
Noch glücklicher sah'n weithin wir
des Min-schan Schneegeköber wehen.
Und als das Heer vorüberzog,
schien er uns strahlend anzusehen.«

Im Gau Yenan sind sie endlich ihren Verfolgern entronnen.

Nur zwanzigtausend, ein knappes Fünftel von denen, die ausgezogen, erreichen das neue Ufer. Ein Marsch von 13 000 Kilometern, mehr als ein Viertel des Erdumfangs, liegt hinter der Roten Armee.

In Yenan, im Nordwesten Chinas, errichten die Kommunisten die neue Sowjetrepublik; hier bleiben sie, bis das Schicksalsjahr 1948/49 sie zu neuem Aufbruch ruft.

Die Rote Armee wird reorganisiert. Mao selbst schreibt das militärische Handbuch des klassischen Partisanenkrieges und verwertet dabei die Lehren des »Langen Marsches«. Sein Freund und Kampfgenosse Tschu En-lai erzieht die geistige Elite für die kommende Revolution.

Der rote Staat nimmt eine Schlüsselstellung im Nordwesten ein. Die angrenzenden Gebiete in Schen-Si und Schan-Si bis hinauf zur Großen Mauer sind das Operationsgebiet der von den Japanern geschlagenen Kriegsherren Tschang Hsue-liang, des Generals Feng und des grimmigen Yang Hu-tscheng.

Als die Japaner bald darauf ihren Vormarsch nach Innerchina



Dieses chinesische Plakat zeigt Tschiang Kai-schek als Retter des von den Rebellen generalen des Nordens unterdrückten Volkes. Im Hintergrund Sun Ya-tsen als Begründer der nationalen Bewegung

fortsetzen, bildet die disziplinierte und harte Rote Armee das Rückgrat des Abwehrkampfes und macht sich damit zum natürlichen Verbündeten der Kriegsherren.

»Hätte Tschiang Kai-schek nicht im Jahre 1934/35 die Kommunisten unter Mao und Tschu an der Spitze nach Nordchina getrieben, dann wäre der Chinafeldzug der Japaner voraussichtlich sehr viel günstiger verlaufen, und niemand weiß, ob das Land der aufgehenden Sonne sich unter solchen Umständen in das Abenteuer des Pazifischen Krieges gegen die Übermacht der Amerikaner gestürzt hätte...¹⁹«

Tschiang Kai-schek ist unterdessen wieder einmal als Sieger nach Nanking zurückgekehrt. Kuo-min-tang und Großbürgertum feiern ihn als den Überwinder des Roten Drachens.

Trotz der fortgesetzten japanischen Angriffe und der Überschwemmungskatastrophe im Norden hat er sich eine kurze Atempause erkämpft, die er dazu verwendet, seine Bewegung »Neues Leben« voranzutreiben. Das Programm, das er in Reden und Zeitungsartikeln verkündet, nimmt greifbare Gestalt an.

Im Frühjahr 1936 demonstrieren in Schanghai wieder kommunistische Studenten; sie fordern von der Nanking-Regierung, daß sie gegen Japan aktiv vorgehe und Krieg führe, anstatt Reformprogramme zu verkünden. Tschiang muß die Unruhen durch Militär niederwerfen lassen.

Im Februar dieses Jahres siegen bei den Wahlen in Spanien die Republikaner und andere Linksparteien, die sich zu einer »Volksfront« zusammenschließen, und errichten eine Volksfrontregierung. Im März läßt Hitler Truppen ins entmilitarisierte Rheinland einmarschieren und kündigt den Locarnopakt. Im Juli bildet sich in Burgos eine »nationale« Gegenregierung der Anhänger des Putschgenerals Franco. Der Bürgerkrieg bricht aus, beide Parteien werden vom Ausland mit Kriegsmaterial versorgt. Eine internationale, von Rußland und Frankreich unterstützte Brigade kämpft auf der Seite der legitimen »roten« Regierung, Deutschland schickt den nationalen Streitern Fliegerverbände und Schlachtschiffe, Italien Hilfstruppen. Im November überraschen Japan und Deutschland die Welt mit dem Abschluß eines Anti-Kominternpaktes, der sich gegen die UdSSR richtet.

Neben der roten Ideologie und als ihr Todfeind breiten sich faschistische Ideen in Europa und bald auch in anderen Erdteilen weiter aus. Kommunismus und Faschismus haben das eine gemeinsam, daß sie ohne Rücksicht auf Recht oder Unrecht die Belange ihrer Idee verfechten.

Dies alles ist kein gutes politisches Klima für geruhsam durchzuführende Reformen und für den erfolgreichen Wiederaufbau eines durch Kriege und Revolutionen erschütterten Chinas.

Am wichtigsten erscheint dem Generalissimus gerade in diesem Augenblick die unbedingte nationale Einigkeit. Um diese Einigkeit bei den Menschen des ganzen weiten Landes zu propagieren, unternimmt er im Flugzeug eine Rundreise, sucht Provinzstatthalter, Gouverneure, Politiker und Generäle auf, beschwört sie und sucht sie zu überzeugen, daß alles zurückstehen müsse vor der Aufgabe, den Frieden, die Einigkeit und die ruhige Arbeit zu sichern. Bei vielen Flügen begleitet ihn seine Frau Mei-ling, eine kluge, beredte und tapfere Helferin.

In diese Zeit fällt sein fünfzigster Geburtstag, der in ganz China festlich begangen wird. Tschiang entzieht sich den Feiern in Nanking und reist nach Loyang, aber auch hier erwarten ihn Verehrung und Huldigung.

Der Präsident der Provinzialregierung führt ihn und seine

Frau unter einem Vorwand auf den Flugplatz. Dort stehen in blitzender Reihe siebenzig moderne Jagdflugzeuge, die das chinesische Volk dem Generalissimus zu seinem Ehrentag schenkt. Musik erklingt, Tausende singen einen Festhymnus. Die Maschinen starten und brausen in den blauen Oktoberhimmel hinauf.

»Die Menge sieht auf und erblickt am Firmament, wie die Flugzeuge die beiden Zeichen von Tschiangs Namen (Tschung-tscheng) bilden. Einige Minuten später ändern sie in tadelloser Formation die Schrift in die Zeichen für fünfzig – die Zahl von Tschiangs Lebensjahren. Niemals hat das China unserer Zeit eine so große und rührende Ehrung eines einzigen Mannes mit angesehen²⁰.«

Die Festlichkeiten dieses 31. Oktobers 1936 sind erhebende und unvergeßliche Ereignisse, wie sie das Leben großer historischer Persönlichkeiten zuweilen krönen.

Er schöpft neuen Mut und frische Kraft aus den ungezählten Zeugnissen der Liebe und Zuneigung, die ihm nicht nur das chinesische Volk, sondern ein großer Teil der Welt entgegenbringt. Er glaubt wieder an seinen guten Stern und hofft zuversichtlicher als zuvor, die Einheit des Reiches herstellen und erhalten zu können.

Eine besonders wichtige diplomatische Expedition will er noch unternehmen.

Im Nordwesten Chinas steht eine große Armee unter dem Kommando des »jungen Marschalls« Tschang Hsue-liang, zu der auch die Verbände des Generals Feng und des Oberkommandierenden der »Volksarmee gegen Japan«, Yang Hu-tscheng, gehören. Die Armeeführung hat den Generalissimus seit langer Zeit stürmisch zum Vorgehen gegen Japan gedrängt. Tschiang will diese Männer im Nordwesten von der Richtigkeit seiner abwartenden und unkriegerischen Politik überzeugen, so wie ihm und Mei-ling das bei den anderen Kriegsherren und Gouverneuren bereits geglückt ist. Frau Mei-ling wünscht ihn auch diesmal zu begleiten, aus einem geringfügigen Anlaß aber bleibt sie zurück und fährt nach Nanking.

Nur mit seinem engsten Stab und einer kleinen Leibwache fliegt Tschiang Kai-shek mit drei deutschen Junkersmaschinen am 4. Dezember 1936 von Loyang nach Sian, ins Hauptquartier Marschall Tschang Hsue-liangs. Er ahnt nicht, daß ihn das gefährlichste Abenteuer seines Lebens erwartet.

Die dreizehn Tage von Sian

Die dreimotorige Maschine zieht brummend ihre Bahn am glasklaren Winterhimmel. Wenn sie sich manchmal sanft in eine Kurve legt, sieht man hoch oben zarte Dunststreifen vorüberschwimmen. Im Zurückschwanken auf den Kurs taucht das verschneite Stromtal des Gelben Flusses auf. Schachbrettartig, von Gebüschgruppen, Maulbeerbäumen und Bambusschilf belebt, gleitet in der Tiefe die wellige Ebene dahin. Kleine, von kahlen Obstbäumen durchsetzte Dörfer ducken sich unter die Schilfdächer. Ein grauer Feldtempel steht auf einem Hügel. In der Ferne erblickt man hinter mittelalterlichen Türmen, Toren und Mauern die Silhouette einer kleinen Stadt. Braunschwarze Wege schlängeln sich durch die schneeüberstäubten Felder. Wenn man genau hinsieht, erkennt man das unendlich langsame Gekrabbel von Ochsenkarren, von Menschen, klein wie Ameisen, oder das Dahintreiben von Dschunken, Flößen und Sampans auf dem Silberband des Stromes, der um diese Jahreszeit kaum einen gelblichen Schimmer zeigt.

Die Hügel werden dunkler, die Schatten länger. Das Hoang-Ho-Tal besäumt sich mit bewaldeten Bergrücken. Der Blick über das Tragdeck der Maschine hinweg oder durch die wirbelnde Scheibe der Propeller ruht schon auf den ersten Kämmen der Drachentorberge. Bald wird die Stelle erreicht sein, wo der Hoang-Ho scharf nach Norden abbiegt und der Wei-ho aus dem Gebirge heraustritt, um sich mit dem Strom zu vereinigen. Dort liegt Tung-kuan, die erste Etappe der Expedition.

Der Generalissimus streckt sich müde in seinem Sitz. Die Offiziere hinter und vor ihm unterhalten sich leise. Er hört sie so wenig wie seinen alten Bekannten Tschiang Po-li, der neben ihm sitzt und von den Eindrücken berichtet, die er auf einer soeben beendeten Europareise gewonnen hat. Tschiang Po-li hat sich in Loyang der Expedition angeschlossen; er ist Diplomat, Philosoph, Künstler, wie so viele der führenden Chinesen der Gegenwart.

Er spricht von den »unerhörten Wundern«, die Hitler und Mussolini vollbracht haben, von den endlosen Marschkolonnen ihrer Anhänger, die das Pflaster der großen und kleinen Städte erzittern lassen, von wogenden Fahnenwäldern und der Brandung millionenfacher Heilrufe.

Unerhört eindrucksvoll seien die Olympischen Spiele in Berlin

gewesen – ein Zulauf von Massen aus aller Welt, erfüllt von einer gemeinsamen Idee. Für viele Teilnehmer sei später der nationalsozialistische »Parteitag der Ehre« in Nürnberg, den Tschiang Po-li als Gast der deutschen Reichsregierung miterlebt hat, von unheimlicher und fast beängstigender Wirkung gewesen. Welche Macht, die sich hier den Augen der Welt darbot, und von der man nicht wußte, wie sie einmal gebraucht und gegen wen sie sich richten würde. Auf den Ehrenplätzen habe man nicht nur die Diplomaten des Westens, sondern auch eine starke japanische Delegation gesehen neben den Schwarzhemden aus Italien.

Während sein Nachbar von seiner eindrucksvollen Reise durch die deutschen Provinzen berichtet, wandern die Gedanken Tschiangs zu seinem besieigten Widersacher Mao Tse-tung. Mao hat in seinem kommunistischen Probestaat in Kiang-si und Fu-kien auf ähnliche Weise wie Hitler und Mussolini oder der rote Diktator Stalin versucht, die Einheit mit Gewalt durchzusetzen. Einigkeit kann durch verschiedene Mittel erreicht werden, durch Unterdrückung der Andersdenkenden oder durch Überzeugung, durch Gewalt, Hinrichtungen, Konzentrationslager oder aber durch Propaganda, Schulung, Lenkung der Nachrichtenmittel und durch unaufhörliches Einhämmern gewisser Parteiprinzipien und Ziele.

War eine solche Einheit und eine solche Macht den Preis wert, der dafür bezahlt werden mußte? Das neue China mit Gewaltanwendung zu schaffen, hieße das Erbe Sun Ya-tsens verraten und von der Tyrannei der Mandarine in jene der Funktionäre verfallen.

Der Generalissimus kennt die chinesische Geschichte. Seine Überlegungen wandern die Straße der Jahrtausende zurück und beschäftigen sich mit der Stadt, die das Ziel seiner Reise ist.

Sian ist das alte Hsien-yang oder Ch'angan, die einstige Hauptstadt der Ch'in. Dort residierte im dritten Jahrhundert vor Christus Kaiser Schih Huang-ti, der Erbauer der Großen Mauer. Ist Sian nicht ein Symbol für den Geist der Diktatur und der Vergewaltigung, der jedoch zur größten Machtentfaltung der chinesischen Geschichte führte?

Vor Schih Huang-tis Thronbesteigung war China zerrissen und ohnmächtig, ein Spielball der Hunnen und Tataren. Erst der große Tyrann machte es so stark, daß die Mauer gebaut, die ersten Nationalstraßen errichtet und die siegreichen Eroberungsheere aufgestellt werden konnten.

Die Methoden Mao Tse-tungs lagen dem chinesischen Staatsgeist nicht fern; sie waren bereits von dem Philosophen der Ch'in-Zeit, Schang-Yan, ausgesprochen worden, und sie waren vorgezeichnet in den Methoden des Kanzlers Li-Szu. Auch damals gab es Planwirtschaft, Bodenreform, Überwachung eines in Fünfer- und Zehnergruppen gegliederten Volkes durch sich selbst, staatliche Zuteilung von Arbeit, Feld und Werkzeug, gab es Bücherverbrennungen, Arbeitslager und Zwangsarbeit, Denunziation als Staatsbürgerpflicht und das ideologische Banner der Einheit, deren vorherrschender Sinn die Machtentfaltung war.

Solcher Art sind die Gedanken, die Tschiang Kai-schek bewegen; sie führen ihn zum ewig alten Kern aller politischen Fragen und lassen ihn grübelnd ins Leere starren, indessen sein Reisegefährte in der farbigen Schilderung der westeuropäischen Entwicklung schwelgt.

Die Maschine hat nunmehr Kurs auf die Sonne genommen, die wie ein roter Ball über den sich höher hebenden Graten der Drachentorberge hängt. Dem Generalissimus erscheint ihre Färbung fast sinnbildlich, denn dort drüben, hinter den Ketten der Gebirge, liegt das rote Yenan.

Die Grenze der Provinz Schen-Si ist überschritten. Die Junkers fliegt über dem Kommandobereich des Marschalls Tschang Hsue-liang. Die Gedanken Tschiang Kai-scheks laufen jetzt in einer anderen Richtung.

Im Frühjahr, als der Feldzug gegen die Kommunisten abgeschlossen war, hatte er als Oberbefehlshaber der nationalen Streitkräfte Tschang Hsue-liang befohlen, nach Schen-Si zu marschieren und den Kampf gegen die Resttruppen Mao Tse-tungs fortzuführen. In den Drachentorbergen bis hinauf zum westlichen Teil der Großen Mauer lagen die Truppen der Kriegsherren Feng und Yang Hu-tscheng. Beide waren schwierig zu behandeln und faßten ihre Entschlüsse fast selbständig. Feng entwand sich jeder Einladung an den Sitz der Zentralregierung nach Nanking durch fadenscheinige Krankmeldungen, und Yang hatte sich aus eigener Machtvollkommenheit zum Oberkommandierenden der »Volksarmee gegen die Japaner« ernannt. Über ihre politische Einstellung gingen die Meinungen auseinander, vermutlich änderte sie sich je nach den Machtverhältnissen. Gegen die fremden Eindringlinge, die Japaner, empfanden beide zweifellos heftige Feindschaft.

Tschang Hsue-liang galt als intelligent, aber ungebildet. In den

kriegerischen Zeitläufen, in denen er groß geworden war, konnte er sich keine Gelehrtenbildung erwerben, wie sie sein Vater Tschang Tso-lin besessen hatte. Als Tschiang Kai-shek ihn nach dem tragischen Tod Tschang Tso-lins kennenlernte, war der »junge Marschall« dem Opium und Kokain verfallen gewesen, ein haltloser, schwankender Mensch von unberechenbarem Charakter. Dennoch mußte man mit ihm rechnen, weil er die mandschurische Armee Tschang Tso-lins gewissermaßen geerbt hatte.

Der Generalissimus hatte ihn damals überredet, sich einer Rauschgiftentziehungskur zu unterwerfen, die angeblich Erfolg hatte. Seitdem hatte sich Tschang Hsue-liang als treu und verlässlich erwiesen, deshalb war ihm der Oberbefehl in Schen-Si übertragen worden.

Während Tschiang Kai-shek zur Feier seines fünfzigsten Geburtstages in Loyang weilte, liefen jedoch besorgniserregende Meldungen der nach Schen-Si entsandten Verbindungsoffiziere ein. Zwischen den kommunistischen Truppen in Yenan und den im angrenzenden Schen-Si stehenden Einheiten der Generäle Feng, Yang und Tschang Hsue-liang war es, wie sich aus den Meldungen ergab, mehrfach zu Verbrüderungsszenen gekommen.

Offenbar begann Maos Propaganda in der Nordarmee zu wirken.

Man hörte die längst bekannte Forderung wieder öfter: Nationalarmee und Kommunismus sollten, anstatt sich gegenseitig aufzureiben und zu schwächen, gemeinsame Sache gegen die Japaner machen.

Die Verbindungsoffiziere des Generalissimus berichteten nach Loyang, es seien Abordnungen verschiedener Truppenteile im Hauptquartier des »jungen Marschalls« erschienen und als Sprecher eines angeblich allgemeinen Volksbegehrens aufgetreten, das die Errichtung einer gesamtchinesischen Front gegen den Landesfeind Japan forderte. Der »junge Marschall« schien seitdem in seiner Haltung schwankend geworden zu sein.

Es ist höchste Zeit, daß Tschiang Kai-shek selbst eingreift und die Kommandeure der Nordarmee wieder auf seinen Kurs zwingt...

Aus dem Lautsprecher der Maschine kommt die Aufforderung des Piloten an die Fluggäste, sich zur Landung anzuschallen. Die Ju 52 befindet sich bereits im Gleitflug. Das Flugfeld von Tungkuan taucht in der Ferne auf.

Tung-kuan ist der Endpunkt der im Bau befindlichen Nebenbahn, die von Schanghai dem Lauf des Hoang-Ho folgt, und zugleich der erste größere Ort der Provinz Schen-Si, eine von alten Lehm-mauern und Wassergräben umgebene Stadt am Zusammenfluß von Wei-ho und Hoang-Ho, der hier seine scharfe Biegung nach der genau östlich gelegenen Provinz Schan-Si macht.

Durch Telegramme hat der Generalissimus die Befehlshaber der gegen die Kommunisten eingesetzten Armeen aus Schen-Si und Kan-su, General Feng, Yang Hu-tscheng und den früheren mandschurischen General Yu Hsuen-tschung, nach Tung-kuan befohlen. Erst nach der Vorbesprechung mit diesen Unterbefehlshabern soll die Unterredung mit Marschall Tschang Hsue-liang in Sian stattfinden.

Als die Maschine zum Stehen kommt und die beiden Schwesterflugzeuge aufsetzen, rollt die Gangway heran. Der Generalissimus tritt auf die Plattform und überfliegt mit einem schnellen Blick die Situation.

»Mit seinem kahlgeschorenen Kopf und im traditionellen chinesischen langen Rock wirkt er mehr wie ein Gelehrter oder Einsiedler als ein Soldat, der über eine Nation von vierhundertfünfzig Millionen Menschen herrscht²¹.«

Grüßend schwenkt Tschiang Kai-shek den europäischen Hut und mustert die kleine Versammlung am Rand der Piste.

Die Musikkapelle schmettert einen Präsentiermarsch. Scharfe Kommandos schrillen über das windüberwehte Flugfeld. Die Ehrenkompanie präsentiert das Gewehr. Fahnen senken sich. Mit dem ersten Blick bemerkt Tschiang, daß in der Gruppe der hohen Offiziere, die langsam näher kommt, die Riesengestalt des Generals Feng fehlt. Der listige Intrigant läßt sich wahrscheinlich wieder wegen Krankheit entschuldigen, ein Zeichen dafür, daß die Dinge nicht gut stehen und daß es schwere Spannungen zu überwinden gilt. Feng erscheint erfahrungsgemäß immer erst dann, wenn sich die Machtverhältnisse völlig geklärt haben und feststeht, welche Partei gewinnen wird.

Der hochgewachsene General Yang geht einige Schritte vor den anderen Offizieren, als sei ihm die Führerrolle zuerteilt. In seinem Gefolge befinden sich zwei Stabsoffiziere, die Tschiang nicht anzutreffen erwartet hat – die Korpskommandanten Yen Hsi-schen und Fu Tso-yi, die eigentlich bei ihren Truppen an der Front gegen die Rote Armee stehen müßten.

General Yang wendet dem Oberkommandierenden sein maskenhaftes, grobgeschnittenes Gesicht zu, ein Antlitz voller Starrheit und wildem Trotz. Die Begrüßung verläuft kühl und gemessen. Mit dem Hut in der Hand schreitet Tschiang Kai-shek die Front der Ehrenkompanie ab. Er ist der einzige Mann in Zivil inmitten der militärischen Eskorte.

Verblüfft und beunruhigt, erkennt er im Vorübergehen, daß einige Soldaten an der Brust kleine rote Sterne tragen. So weit ist also die Verbrüderung mit den Kommunisten schon gediehen.

Eine Autokolonne wartet vor dem Flughafengebäude. General Yang öffnet den Schlag des vordersten Wagens und steigt hinter dem hohen Gast ein. Unterdessen hat die Leibwache des Generalissimus die beiden Junkersmaschinen verlassen; sie besteigt zwei Lastwagen, die der Autokolonne der Generäle nach Tungkuan folgen. Dort ist im ehemaligen Statthalterpalais ein Abendessen vorbereitet; die Fenster sind hell erleuchtet, der Saal erstrahlt im Licht der vielen Kerzen.

Dünn und unlustig klingt das Heilrufen der Bevölkerung von der Straße herauf. Schweigend nehmen die Offiziere ihre Plätze an der Tafel ein.

Schon während des Essens, ganz unkonventionell und aller chinesischen Tradition zuwider, spricht der Generalissimus über die sachlichen Probleme, deretwegen er hier ist.

Er redet wie gegen Watte, seine Worte verhallen wie im Nebel.

General Yang versteht es geschickt, sich einer unerwünschten Auseinandersetzung mit altchinesischen Höflichkeitsfloskeln zu entziehen. Auch die anderen Kommandeure beantworten die Äußerungen Tschiangs nur mit einem Lächeln, mit unverbindlichen Redensarten und Phrasen.

Tschiang sieht sich einer Verschwörung der guten Umgangsformen gegenüber und wird entgegen seinem Vorsatz schärfer im Ton. Da erstarren die Mienen in eisiger Kälte, und General Yang meint, der ehrenwerte Generalissimus sei sicherlich müde von der Reise und wolle sich ausruhen.

Es ist die einzige Unhöflichkeit des Abends, daß General Yang ein Recht in Anspruch nimmt, das dem Höchstkommandierenden gebührt hätte; er hebt die Tafel auf und beendet damit die Besprechung.

Zwei Tage bleibt Tschiang in Tungkuan.

Er hat seine ursprünglich auf gütliche Überredung gegründete Taktik geändert und tritt jetzt schroff als Oberbefehlshaber auf.

In einem langen, eindringlichen Referat versucht er den Offizieren klarzumachen, daß es kein Zusammengehen mit den Kommunisten geben könne.

»Zuerst befragt er die Kommandeure über die Verhältnisse an der Front gegen Yen-an und sagt ihnen, daß der Kommunistenfeldzug, der nun insgesamt acht Jahre gedauert habe, kurz vor seinem Abschluß stehe. Wenn sie seine Befehle durchführten und mit Entschlossenheit und Mut kämpften, so würde alles in wenigen Tagen vorüber sein; und sei Mao erst vernichtet, so habe die Nation den Rücken frei, sich gegen die Japaner zu wenden...²²«

Er tadelt, daß sogar Angehörigen von Eliteverbänden das Tragen roter Sterne an der Brust erlaubt werde. Wieder antwortet General Yang ausweichend, es handle sich um im Kampf erbeutete Trophäen, nicht um Abzeichen einer Gesinnung.

Bei allen sonstigen Fragen berufen sich die Generäle auf angebliche Anordnungen des Marschalls Tschang Hsue-liang.

Der Generalissimus sieht sich veranlaßt, strengen Befehl zu erteilen, daß jede Verbrüderung mit den Yen-an-Kommunisten zu unterbleiben habe; dagegen müsse der Endkampf gegen die Rote Armee verschärft und an der Front müßten klare Verhältnisse geschaffen werden. Die Generäle schweigen, doch widersprechen sie nicht.

Zwei Tage verhandelt Tschiang Kai-schek in Tung-kuan, bis er einsieht, daß die Mißverständnisse erst dann beseitigt werden können, wenn er mit Tschang Hsue-liang selbst gesprochen hat. Er befiehlt den Generälen, ihn nach Sian zu begleiten, um im Hauptquartier des »jungen Marschalls« bindende Vereinbarungen zu treffen.

Eine lange Kolonne schwerer Kraftwagen fährt über die Drachentorstraße am Wei-ho entlang. Vor und hinter den Fahrzeugen der Generalität rollen die Lastautos der Leibgarde des Generalissimus.

Unterwegs begegnen ihnen marschierende Truppenabteilungen. Wieder bemerkt Tschiang Kai-schek, daß zahlreiche Soldaten rote Sterne an der Brust tragen. Er wendet sich mit grimmigem Lächeln an den neben ihm sitzenden General Yang und meint, die Soldaten hätten in letzter Zeit wohl reiche Beute bei den Kommunisten gemacht.

Yang bejaht es mit steinerne Miene. Die meiste Zeit schweigen beide während dieser Fahrt.

Die Stadt Sian, oder wie sie amtlich genannt wird, »Ch'an-gan«, breitet sich langgestreckt am Wei-ho-Fluß aus, der bis hierher schiffbar ist und von zahlreichen Dschunken befahren wird. Als Hauptumschlagplatz des Handels mit Innerasien und als Endpunkt der ehemaligen Seidenstraße war Sian zu allen Zeiten ein bedeutender Ort. Jetzt wohnen mehr als 450 000 Menschen innerhalb seiner Bannmeile.

Die Vororte und Außenstraßen sind wie in den meisten chinesischen Städten armselige und traurige Ansammlungen lehm-gemauerter Kangs, ein Gewirr von Strohhütten, Elendsvierteln und schmutzigen Baracken. Je weiter aber die Straße in den Kern der Siedlung vordringt, um so stattlicher werden die Gebäude. Große Marktplätze, Kaufhäuser, Magazine und festungsartige Patrizierpaläste wechseln mit öffentlichen Bauten, unter denen die 1924 errichtete Universität, das Statthalterpalais und das neue archäologische Museum besonders stattlich erscheinen.

Sian, der einstige Kaisersitz eines halben Dutzends von Dynastien, ist reich an Ausgrabungen und Altertümern. Wenn man von der Talstadt hügelwärts blickt, sieht man zwischen den Wipfeln des Parks die Ruinen des großen, von Schih Huang-ti errichteten »Palastes der himmlischen Herrlichkeit«.

Am Abend des 8. Dezember erreicht die Autokolonne des Generalissimus die Stadt. Einige Fußgänger erkennen ihn, winken und rufen ihm zu. In rascher Fahrt und unter ständigem Hupen durchqueren die Wagen die stark belebten Straßen und Plätze.

Fast genau im Zentrum Sians steht das Regierungsgebäude, der sogenannte Kao-Palast, in einem weiten Park. Eine Ehrenkompanie präsentiert. Die Militärkapelle vor der Eingangshalle schmettert einen Marsch, und die Fahnen senken sich vor dem Gast.

Marschall Tschang Hsue-liang, in Paradeuniform, angetan mit allen Orden, erwartet den Generalissimus an der Spitze seines Stabes.

Wieder folgen zwei Tage der Verhandlungen, die sich recht aussichtsreich zu gestalten scheinen. Der Marschall ist entgegenkommender als die Generäle in Tung-kuan. Er ist nicht nur von verbindlichster Höflichkeit, sondern geht verständnisvoll auf die Anregungen Tschiangs ein.

Enttäuscht war der Generalissimus in den ersten Stunden des Gespräches, als er in den starren und verengten Pupillen des



Marschall Tschang Hsue-liang meuterte gegen die Regierung von Nanking

»jungen Marschalls« die Merkmale der Rauschgiftsucht erkannte; Tschang Hsue-liang zeigt sich aber einsichtig, betont ausdrücklich seine Treue und erhebt keinen Widerspruch gegen die Anordnungen des Oberbefehlshabers. Er läßt sich sofort von der Richtigkeit des ihm gegebenen Lageberichtes überzeugen und erläßt

in Gegenwart Tschiangs die geforderten Befehle an die Truppen. Der Kampf gegen die Rote Armee in Yenan soll mit allen Mitteln vorangetrieben werden. Die Kommandeure erhalten Anweisung, weitere Verbrüderungen mit den Roten zu unterbinden und ihre Soldaten zu Gehorsam und Disziplin zurückzuführen.

Da alles wider Erwarten gut zu verlaufen scheint, erklärt Tschiang Kai-schek am 10. Dezember, er werde sich für einige Tage zur Erholung in das etwa fünfzehn Meilen von Sian stromaufwärts liegende Bad Lintung zurückziehen.

Tschang Hsue-liang stimmt dem Plan eifrig zu und verabschiedet sich von Tschiang, der, lediglich von der Leibwache begleitet, auf der alten Kaiserstraße nach Westen fährt.

Bad Lintung ist eine Villensiedlung am schönen Huach'ing-See. Rings an den Seeufern erstrecken sich die Parks und Ruinen des alten O-pang-Palastes auf den »Hügeln der Schwarzen Pferde«. Hier lebte Kaiser Schih Huang-ti inmitten seines Hofes, und hier spielte sich auch die unglückliche Liebesgeschichte des T'ang-Kaisers Hsüan-tsung mit der schönen Yang Kuei-fei ab.

Für den Abend des 11. Dezember hat der Generalissimus alle Armeekommandanten zu einem Bankett geladen. Zur festgesetzten Stunde trifft lediglich die Wagenkolonne des Marschalls Tschang Hsue-liang ein, der das Fernbleiben der übrigen Generale mit vielen Worten entschuldigt; sie seien durch eigene Gastgeberpflichten in Sian festgehalten.

Die freundliche Stimmung der letzten Tage ist verschwunden, der »junge Marschall« macht einen nervösen und unentschlossenen Eindruck; er gibt sich kaum noch Mühe, seine innerliche Opposition gegen Tschiangs Politik zu verbergen.

Wäre es nicht besser, schlägt er bei Tisch vor, wenn in dieser gegenwärtigen Notzeit alle Chinesen, ohne Ansehen der Partei, zusammenstünden, um den Erzfeind Japan zu schlagen? Sei der Kampf gegen Mao Tse-tung nicht eine zusätzliche, im Grunde unnütze Belastung der Nation? Während des ganzen Jahres 1936 hätten nicht weniger als sieben Besprechungen zwischen japanischen und chinesischen Diplomaten stattgefunden, und alle seien an der Unnachgiebigkeit der Japaner gescheitert. Außenminister Hirota habe seine berühmten »Drei Grundsätze« aufgestellt, die kein Chinese annehmen könne:

»1. Alle öffentlichen und privaten Organisationen in China, deren Tätigkeit gegen Japan gerichtet ist, sollen aufgelöst werden,

und Chinas Politik des Ausspielens von Völkerbund und Westmächten gegen Japan soll aufgegeben werden.

2. China soll die Souveränität Mandschukuos unter Kaiser Pu-yi anerkennen, also auf seine Nordprovinzen verzichten.

3. Die japanische Armee soll gemeinsam mit der chinesischen gegen die Kommunisten operieren.«

»Sehen Sie, Verehrungswürdiger«, fährt Tschang Hsue-liang fort, nachdem er bereits das sechste oder siebente Glas Reisschnaps getrunken hat, »gerade diese letzte Forderung der Japaner macht Ihre Politik in den Augen der Vaterlandsfreunde verdächtig. Viele sagen: Also sind die Kommunisten die besten Verteidiger Chinas, weil die Japaner sie als ihren Feind Nummer eins betrachten. Warum sollen wir demnach gegen unsere natürlichen Verbündeten marschieren?«

Der Generalissimus zieht erstaunt die Brauen hoch, dieser Gesinnungsumschwung des Marschalls ist sehr verdächtig. Was beabsichtigt Tschang Hsue-liang? Ist das noch derselbe Mann, der vor zwei Tagen alle Befehle widerspruchslos befolgt hat?

Der »junge Marschall« spricht hastig weiter: »Es ist schwierig für das Oberkommando, für die Generäle und Offiziere der Nordarmee, die Truppe davon zu überzeugen, daß zuerst Mao geschlagen werden müsse, um dann erst gegen den Feind zu ziehen, den die Soldaten wirklich hassen. Die Kommunisten werden nicht gehaßt, im Gegenteil; das Heer hält sie für tapfere, verlässliche und fortschrittliche Kameraden. Ich sage Ihnen offen, Hochzuverehrender, daß ich zwischen zwei Feuern stehe: Das eine sind Sie, und das andere sind meine Unterführer.«

Tschang Hsue-liang scheint jetzt schwer betrunken, deshalb nimmt der Generalissimus seine Worte nicht sehr ernst und beruhigt ihn, indem er ihn der vollen Unterstützung der Staatsmacht und, wenn nötig, der gesamten chinesischen Armee versichert.

Tschang Hsue-liangs Augen funkeln böse. Plötzlich schlägt er in trunkener Wut mit beiden Fäusten auf den Tisch. »Sie vergessen, Generalissimus«, schreit er, »daß Schen-Si sehr weit von Nanking und Ihren Hilfsquellen entfernt ist. Unsere Truppen aber sind hier; ein Telefonanruf genügt, und hunderttausend Mann marschieren...«

Tschiang Kai-schek nimmt auch diese Drohung für das Geschwätz eines Betrunkenen.

Am anderen Morgen, es ist der 12. Dezember 1936, steht der Generalissimus wie gewöhnlich um halb sechs Uhr auf und beginnt seine Yogaübungen, als draußen Gewehrschüsse knallen.

Sofort denkt er an die Vorfälle vor Jahren in Kanton, als Dr. Sun überfallen wurde. Er schickt einen Offizier hinaus, um nachzusehen, was geschehen sei, während er sich in Eile vollständig ankleidet und eine Pistole umschnallt.

Der Offizier kehrt zurück und meldet atemlos, daß sich von allen Seiten meuternde Truppen Tschang Hsue-liangs nähern; die zwanzig Mann der Leibwache stünden bereits im Gefecht mit den Angreifern.

Immer heftiger wird der Feuerlärm. Tschiang hat keine Zeit mehr zu verlieren, wenn er sich retten will.

Der Generalissimus ist immer noch der Meinung, daß es sich lediglich um eine örtliche Rebellion handelt: Er begibt sich auf den Balkon des Hauses und wagt den Sprung in die Tiefe.

Über die folgenden Vorgänge schreibt er später in sein Tagebuch:

»Da es noch dunkel war, stürzte ich in einen Graben. Ich spürte einen heftigen Schmerz und war unfähig, mich zu erheben. Etwa drei Minuten später gelang es mir doch, aufzustehen und mühsam zu gehen. Mein Adjutant und ich kamen nach ein paar Dutzend Schritten zu einem kleinen Tempel, wo einige Mann meiner Leibgarde Dienst taten. Sie halfen mir den Berg zu besteigen... Nach etwa einer halben Stunde erreichten wir den Gipfel des Berges und setzten uns zu einer kurzen Rast nieder. Ich schickte einen Mann meiner Leibgarde zu einem Felsen, um zu rekognoszieren. Jetzt war das Feuer überall hörbar. Kugeln piffen ganz nahe an mir vorbei. Einige meiner Gardisten wurden getroffen und fielen.

Da erkannte ich, daß ich umzingelt war und daß es sich nicht um eine lokale Angelegenheit handelte, sondern daß die gesamten nordöstlichen Truppen daran teilnahmen.«

Der Platz, an dem Tschiang sich niedergelassen hat, ist schlecht gewählt. Als es heller wird, sieht man rundum lange Schwarmlinien den Berg hochsteigen und in jedes Gebüsch spähen. Die kleine Leibwache besetzt die Felsen und bringt ihre beiden Maschinengewehre in Stellung, während ein Offizier den Generalissimus in eine Senke schafft, wo man das Weitere abwarten muß.

Rasch nähern sich die Soldaten, Maschinengewehre rattern,

Handgranaten detonieren und Granatwerfer heulen. Die Leibwache steht auf hoffnungslosem Posten, sie kämpft und fällt.

Plötzlich taucht eine Gruppe der Rebellen über der Senke auf, in der Tschiang kauert, und ein Korporal fragt, ob er der Mann sei, nach dem sie fahnden.

Ruhig antwortet Tschiang Kai-shek:

»Ich bin der Generalissimus! Vergeßt die gebührende Achtung nicht. Wenn ihr mich als euren Gefangenen betrachtet, dann tötet mich, aber erspart mir jede unwürdige Behandlung!«

Die Soldaten brechen in freudiges Geschrei aus und feuern ihre Gewehre in die Luft. »Wir haben ihn! Der Generalissimus ist hier!«

Ein Oberst, der beim gestrigen Abendessen an der Seite Tschiangs saß, eilt herbei, salutiert und bittet um die Pistole des Generalissimus. Dann führen sie ihn den Hang hinab, setzen ihn in ein Auto und bringen ihn in rascher Fahrt nach Sian. Die Kolonne hält vor einem finsternen, mauerumwehrten Kang.

Tschiang Kai-shek erkennt für einen Augenblick die grobschlächtige Riesengestalt Yang Hu-tschengs. Nun weiß er, daß er im Hauptquartier seiner Todfeinde ist.

Fast zur gleichen Stunde sind Tschiang Po-li und die anderen Herren seines militärischen und zivilen Gefolges im »Empfangshaus« von Sian von Yangs Soldaten gefangenengenommen worden. Die drei Flugmaschinen stehen hundertzwanzig Kilometer entfernt auf dem Rollfeld von Tung-kuan; die Luftentfernung nach Nanking beträgt weitere siebenhundert Kilometer.

Vor sechs Wochen, in Loyang, war Tschiang Kai-shek noch der gefeierte Held der Nation – jetzt ist er ein Mann, den seine Gegner in die Falle gelockt haben und den sie nach Belieben erpressen können. Sein Ende scheint nahe, denn er wird niemals nachgeben können, und niemals darf die Rettung seiner Person mit der Entwürdigung seines Ranges und mit dem Wohl der Nation bezahlt werden.

Die dramatischen dreizehn Tage von Sian haben begonnen.

Die Nachricht von der Gefangennahme des Generalissimus läuft über die Drähte in alle Welt hinaus. Die Zeitungen im Westen, die sich für ihre Schlagzeilen längst andere Sensationen als die chinesische Tragödie gesucht haben, bringen Tschiangs Bild wieder auf der ersten Seite und sorgen zusammen mit Wochenschau und Rundfunk dafür, daß das Interesse der Welt-



Die Leibwache Tschiang Kai-scheks, die ihn nicht vor der Gefangennahme retten konnte

öffentlichkeit sich den auf das Niveau eines Abenteuerromans herabgeglittenen politischen Vorgängen in China zuwendet. Spricht man in Europa und Amerika vom Handstreich in Sian meist nur als von einem »Kidnapping« oder einem Theater-Coup der Banditengeneräle, so rührt dieses Geschehen den Osten, vor allem das China der Nanking-Regierung, zutiefst und in höchster Leidenschaft auf.

Es gibt Beispiele in der chinesischen Geschichte für die »Überredung durch Gewalt«. In der Zentralregierung erkennt man sofort die Gefahr, daß das Verfügungsrecht über die Politik an die ehrgeizigen Generäle verlorenggeht und daß hinter der Szenerie von Sian die Kommunisten unter Mao Tse-tung als Drahtzieher stecken.

Es kommt noch am Abend des 12. Dezember, am Tag der Festnahme Tschiang Kai-scheks, zu einer stürmischen Sondersitzung der Regierung und des Zentralkomitees der Kuo-min-tang. Die anwesenden Militärs sind für sofortiges und rücksichtsloses Handeln; es liegt im Wesen ihres Berufes, schnell zuzuschlagen. Ihre Vorschläge überstürzen sich, sie wollen ihre gesamten militärischen Machtmittel gegen die meuternde Nordarmee einsetzen.

Unterdessen hat der Finanzminister der Nanking-Regierung H. H. Kung, der Schwager der Sung-Familie, Frau Mei-ling die schwere Nachricht überbracht; die Gattin Tschiangs ist von Schanghai mit dem nächsten Flugzeug nach Nanking geeilt, um bei der Rettungsaktion mitzuwirken.

Als Minister Kung und Frau Mei-ling eintreffen, ist der Vormarsch der Armee so gut wie beschlossen. Die Absichten der Meuterer haben sich inzwischen enthüllt. Ein Telegramm aus Sian enthält ihre Bedingungen für die Freigabe des Generalissimus. Sie lauten:

1. Neubildung der Zentralregierung und Zulassung aller Parteien zur Regierung – also auch der Kommunisten;
2. Abbruch des Krieges gegen Mao Tse-tung;
3. Unverzügliche Freilassung der verhafteten Kommunistenführer und der bei den Demonstrationen in Schanghai verhafteten Führer;
4. Freilassung aller politischen Gefangenen;
5. Garantierte Versammlungsfreiheit;
6. Die Erlaubnis, neue patriotische Bewegungen zu gründen;
7. Rückkehr zur Politik Dr. Sun Ya-tsens und zum Bündnis mit den Sowjets;
8. Sofortige Einberufung einer Konferenz zur nationalen Rettung.

Niemand kann in Unklarheit darüber sein, wer diese Bedingungen inspiriert hat. Die Rebellen von Sian sind nichts anderes als die Werkzeuge der roten Verschwörer.

Meldungen vom Schauplatz des Dramas berichten, der Generalissimus befinde sich zwar wohlauf, werde jedoch im Kang des Generals Yang Hu-tscheng bewacht. Beim Ausbruch der Meuterei seien einige Leute aus seinem Gefolge rücksichtslos niedergemacht worden. Unter den Toten befinde sich ein Neffe der Sung, der Gründer der halb-faschistischen Organisation der »Blauhemed«¹, eines den Kommunisten besonders verhaßten, der japanischen Genyôsha verwandten Geheimbundes. Die Rebellen schrecken also vor keinem Mittel zurück; sie werden weitere blutige Repressalien anwenden, wenn man sie in die Ecke treibt.

Frau Mei-ling, die gewillt ist, die Rettungsaktion in eigene Hände zu nehmen, ist sich sofort darüber klar, daß der Generalissimus verloren ist, wenn erst einmal die Kanonen sprechen. Man muß versuchen zu verhandeln.

Der Arm der Familie Sung reicht sehr weit. Frau Mei-ling hat ihren Bruder, den allmächtigen Bankpräsidenten und Generaldirektor T. V. Sung, mit nach Nanking gebracht. Zusammen mit Finanzminister Kung setzen sie einen zeitlich begrenzten Aufschub der militärischen Aktionen durch. Ein australischer Freund Tschiang Kai-scheks, der Ingenieur William Henry Donald, der auch den »jungen Marschall« Tschang Hsue-liang gut kennt und in Mukden dessen Golfpartner war, weilt zufällig in Nanking. Ihn läßt man als Vermittler nach Sian fliegen.

Bereits am 14. Dezember sendet Donald ein Telegramm, Frau Mei-ling und der Minister Kung möchten unverzüglich nach Sian nachkommen, ihre Gegenwart sei notwendig.

»Dann folgen schmerzliche, schlimme Tage, während dauernd Flugzeuge zwischen Nanking, Sian und Loyang hin und her fliegen und Frau Tschiang ihren Kampf mit den Männern von Nanking fortsetzt, damit die Strafmaßnahmen gegen Tschang Hsue-liang verschoben werden...²³«

Als nächster fliegt Herr T. V. Sung nach Sian; auch er bittet Frau Mei-ling telegrafisch, ins Hauptquartier der Feinde zu kommen. Nun hält nichts mehr die tapfere Gattin Tschiangs, den ungewissen Weg anzutreten. Donald holt Frau Mei-ling und Herrn Kung in Loyang ab.

In der Verkehrsmaschine auf dem Weg nach Sian berichtet der Australier über die Entwicklung der Angelegenheit.

Es sei ein Handstreich der Kommunisten gewesen, nicht umsonst sei der rote Führer Tschu En-lai aus Yen-an in Sian aufgetaucht und habe mit dem »jungen Marschall« verhandelt. Das Schlagwort der Politik Tschiangs – Widerstand gegen die Japaner, sobald die Einheit Chinas geschaffen ist – werde von den Kommunisten umgekehrt, indem sie vorschlugen, die Einheitsfront sofort zu bilden und alle Kräfte gegen Japan zu werfen.

Der gefährlichste Fanatiker scheine General Yang Hu-tscheng zu sein. Marschall Tschang Hsue-liang, der Oberkommandierende der Nordarmee, habe sich lediglich von seinem Generalstab fortreißen lassen; im Grunde sei er unschlüssig und schwankend.

Die feste Haltung, die der Generalissimus als Gefangener zeige, sein zorniges Grollen, seine überzeugende Bereitschaft, lieber zu sterben, als sich dem Zwang seiner militärischen Untergebenen zu beugen, verfehle die Wirkung auf Tschang Hsue-liang nicht. Jetzt sei der »junge Marschall« abermals unschlüssig geworden

und suche anscheinend nach einer Rückzugsstraße, die es ihm ermögliche, ohne allzuviel Schaden und ohne Prestigeverlust aus der Affäre herauszukommen. Zu diesem Gesinnungswandel habe die Lektüre des bei Tschiang erbeuteten Tagebuches am meisten beigetragen; aus diesen privaten Notizen habe man den ehrlichen Willen Tschiangs erkannt, die Einheit Chinas zu schaffen, um später gegen Japan stark auftreten zu können.

Man werde also mit Tschang Hsue-liang ein Arrangement treffen können. Entscheidend sei es, ob man die kommunistisch stark durchgesetzten Truppenteile und den starrsinnigen General Yang ausschalten könne.

Als die Maschine auf dem Feldflughafen von Sian zur Landung aufsetzt, reicht Frau Mei-ling dem australischen Freund eine Pistole mit der Aufforderung, sie sofort zu erschießen, sollten die Soldaten sie anfassen. Doch die Gäste werden höflich empfangen und im Auto in die Stadt gebracht.

In den ersten Stunden bereits zeigt es sich, daß eine Entspannung eingetreten ist und daß Tschang Hsue-liang bereit ist, seine Mitverschwörer zu verraten. Der gefangene Generalissimus weilt nicht mehr im Kang des Generals Yang, sondern wohnt wieder im Kao-Palast des Marschalls.

Als Tschiang seiner Frau gegenübersteht, ruft er in schluchzender Verzweiflung: »Warum bist du gekommen? Du bist in die Höhle des Tigers gegangen!«

Marschall Tschang Hsue-liang ist aufgeregt, von kriecherischer Freundlichkeit und bemüht, sein Vorgehen zu entschuldigen. Mit verlogennem Augenaufschlag sagt er:

»Wir hatten unrecht, gnädige Frau, als wir den Generalissimus verhafteten, doch wir versuchten etwas zu tun, was wir für das Beste des Landes hielten. Der Generalissimus aber ist so wütend über das, was wir unternommen haben, daß er sich weigert, überhaupt mit uns zu verhandeln. Bitte, versuchen Sie, ihn günstiger zu stimmen. Sagen Sie ihm, daß wir überhaupt nichts von ihm wollen, weder Geld noch Zugeständnisse. Er braucht auch keinerlei Erklärungen zu unterzeichnen²⁴.«

Offenbar haben die Rebellen eingesehen, daß sie einen Fehler gemacht haben und daß ihre Köpfe in Gefahr sind. Der »junge Marschall« ergeht sich in Selbstanklagen. Als er Tschiang Kaischek besucht, sagt er zu dem bleichen und verschlossenen Mann, der mit zusammengebißenen Zähnen seine Erklärungen anhört:

»Wir haben Ihr Tagebuch und andere Dokumente gelesen und jetzt erst die Größe Ihrer Persönlichkeit erkannt. Ihre Treue zur Revolution und ihre Entschlossenheit, die Verantwortung für das Heil des Landes auf sich zu nehmen, übersteigen alles, was wir uns vorzustellen in der Lage waren. In Ihrem Tagebuch haben Sie getadelt, daß ich keinen festen Charakter besitze. Jetzt fühle ich wirklich, daß dem so sein mag... Ach, hätte ich nur vorher ein Zehntel dessen gewußt, was ich in Ihrem Tagebuch fand: Ich hätte gewiß nicht bei jener verwegenen Tat mitgewirkt²⁵!«

Die weiteren Verhandlungen führen Minister Kung und Herr T. V. Sung. Es geht um die Rückzugsbedingungen des Marschalls. Man muß ihm und den übrigen Generälen trotz ihrer Meuterei notgedrungen das Leben und ihr Eigentum verbürgen.

Während dieser Beratungen unterbreitet Tschu En-lai abermals seine Vorschläge: Einheitsfront gegen Japan und Bündnis mit der Sowjetunion.

Die Männer aus Nanking können keine Zusagen machen, doch nähern sich die Standpunkte im Gespräch, und es darf für sicher gelten, daß nach den Vorfällen von Sian der »Lange Marsch« der Roten Armee für lange Zeit ein Ende gefunden hat und daß auch der Krieg gegen die Kommunisten nicht mehr mit Eifer betrieben wird.

Noch am Weihnachtsabend schwankt das Schicksal des Generalissimus auf dem unsicheren Boden Sians. Es sieht so aus, als wollten sich die Korps der um General Yang Hu-tscheng gescharnten Kommandeure gegen die Garden Tschang Hsue-liangs stellen.

Am Mittag des 24. Dezember erklärt General Yang bei einer stürmischen Auseinandersetzung:

»Sie, Herr Marschall, haben ja dank Frau Mei-ling und Herrn T. V. Sung Ihren Kopf glücklich aus der Schlinge! Was aber geschieht mit unseren Köpfen?«

Da ist es Tschang Hsue-liang selbst, der Frau Mei-ling und dem Generalissimus den Vorschlag macht, am Morgen des 25. Dezember unter starker Bedeckung zum Flughafen zu fahren und sofort nach Nanking zu fliegen. Jetzt ist der Boden auch ihm zu heiß geworden.

Am 25. Dezember 1936, nach dreizehn Tagen der Gefangenschaft, landet Tschiang Kai-shek auf dem Flugplatz von Nanking.

Fast eine halbe Million Menschen ist zu seiner Begrüßung herbeigeströmt und erfüllt den Flugplatz mit Rufen: »Heil Tschiang! Lang lebe der Generalissimus!« Hochrufe auf die Kuo-min-tang und auf die Chinesische Republik ertönen. Die Fahrt durch Nanking führt durch Straßen, deren Häuser beflaggt und deren Läden mit Papiergirlanden geschmückt sind. Feuerwerkskörper werden abgebrannt. Stadt und Land feiern die Rückkehr des Generalissimus in einem drei Tage währenden Volksfest.

Wenige Stunden nach seiner Landung in Nanking begibt sich Tschiang Kai-shek nachdenklich zu dem großartigen Mausoleum, das in spiegelndem Marmor am Abhang des Purpur- und Goldhügels die sterblichen Überreste Sun Ya-tsens aufbewahrt.

Der »junge Marschall« Tschang Hsue-liang trifft mit einem anderen Flugzeug in Nanking ein und wird sogleich festgenommen. Ein Kriegsgericht verurteilt ihn zu zehn Jahren Kerker, doch Tschiang Kai-shek erwirkt die Begnadigung des Gestürzten.

General Yang zieht die Konsequenzen. Als die Verschwörung zusammengebrochen ist und sich alle übrigen Generäle von ihm distanzieren, marschiert er mit seinen Kerntruppen westwärts an die mongolische Grenze und vereinigt sich mit den in Yenan stehenden Kommunisten.

Nach den Aufregungen und Katastrophen zieht sich der Generalissimus mit seiner Frau in die Stille der lieblichen Landschaft von Tschikau und Ning-po zurück. In der Einsamkeit jenes Tempels, den er liebt, sucht er seine Sicherheit wiederzugewinnen.

Ein Preisgedicht, das um diese Zeit in der »Nanking Press« erscheint, erhebt ihn zum Heros der Nation:

»Du bist alt! Wie die täglichen Bilder der Zeitungen
dein eisgraues Antlitz enthüllen! Es schmerzt
das Herz, wie wenn das späte Jahr
mit einem Male sich verrät im Anblick der roten Herbstblätter.
Kein Wunder. Du bist das Ende von Mühe und Arbeit.
Fünftausend Jahre Tradition, vierhundert Millionen Seelen
suchen in dir ihren Ausgang wie das Wasser hinter einer Quelle . . .
»Begegne jedem Wechsel, ohne selbst zu wechseln«, zitieren die
Zeitungen dein Wort.

Du aber harrest aus bis zum bitteren Ende,
und unterm Prägestock der Geschichte formst du dich selbst.«

Es begann an der Marco-Polo-Brücke

Tschikau – die Heimat, das ist der Friede. Wie vor tausend Jahren rauschen die Wälder, blinken die Seen und brausen die stürzenden Wasser der Berge.

Kann es aber irgendwo auf Erden Frieden geben, der das Herz wahrhaft erfüllt, wenn der Mensch all seine Probleme mit sich trägt, wenn sein ewig bohrendes Denken und das rastlose Hirn ihm die Bilder der Vergangenheit und die schwankenden Visionen einer ungewissen Zukunft vorgaukeln?

Niemals gibt es eine sich selbst genügende Gegenwart. Jeder Augenblick ist nur eine Stufe zwischen dem Gestern und dem Morgen. Niemals vorher hat Tschiang Kai-schek mit solcher Eindringlichkeit gespürt, daß die Welt einer Katastrophe entgegenstreibt wie in seinem Asyl auf dem Hügel der Föhren.

Der Friede, den die Männer von Versailles in Paragraphen gegossen haben, ist ja – allen Einsichtigen längst offenbar – nur ein Übergang zwischen zwei Kriegen. Mussolinis Italien konnte dank seiner Bomben und seiner Flugwaffe das äthiopische Volk niederwerfen. Adolf Hitler unterstützte Italien aus der Sympathie, die ein Diktator für den anderen empfindet. England und Frankreich, obwohl Mussolini keineswegs freundlich gesinnt, führten die vom Völkerbund beschlossenen Sanktionen gegen Italien nicht durch, weil ihnen sonst hohe Wirtschaftsgewinne verlorengegangen wären. Eigensucht und Gewalt triumphieren und machen neuer Gewalt Mut. Zugleich regt sich der Freiheitswille aller Leidtragenden des Versailler Vertrages. Schon zeichnet sich das nächste Problem ab; der Führer der Sudetendeutschen, Konrad Henlein, fordert von den Tschechen Autonomie für seine Volksgruppe. In Spanien aber wüten die grausamen Kämpfe zwischen Weiß und Rot. Auf den Schlachtfeldern dieses Bürgerkrieges in der Guadarama, bei Teruel und vor Barcelona erproben die europäischen Großstaaten ihre modernen Waffen, die sie einer der beiden Parteien liefern oder durch eigene Freiwilligenverbände anwenden lassen.

In den China näher gelegenen Bereichen gärt die Welt nicht minder; der Feldzug des zivilen Ungehorsams, den Gandhi in Indien gegen die britischen Herren führt, trägt seine ersten Früchte.

England hat den elf indischen Provinzen Volksvertretungen zugestehen müssen, außerdem erhielt Gesamtindien ein Parla-

ment in Delhi. Burma wurde vom Herrschaftsbereich des britischen Vizekönigs in Indien abgetrennt und zur selbständigen Kolonie erhoben.

Die Sowjetunion bemüht sich, ihren sozialistischen Staat zu festigen und auszubauen. Sie arbeitet dabei mit dem »Stachanow-System«, einer rücksichtslosen Ausbeutung der menschlichen Arbeitskraft. »Säuberungswellen« vernichten die Gegner des Bolschewismus oder jene, die aus irgendwelchen Gründen dem Diktator Stalin im Wege stehen.

Selbst die reichen USA erleben nach der Wiederwahl des Präsidenten Roosevelt blutige Unruhen und Streiks. Ihr politischer und wirtschaftlicher Gegensatz zu Japan verschärft sich von Tag zu Tag mehr. Im Oktober 1936 hat Roosevelt in einer kriegerischen Ansprache sogar die »Verhängung der Quarantäne« gegen aggressive Staaten angedroht.

Vielleicht sind die USA wirklich die einzige Macht, mit deren Hilfe China rechnen darf, wenn sich die eiserne Zange der Japaner noch enger um seine Grenzen schließt. Weder vom Völkerbund noch von den europäischen Mächten kann angesichts der zahllosen Spannungen und Probleme der Gegenwart eine Unterstützung erwartet werden. Das ist um so schwerwiegender, als Tschiang Kai-shek in der Einsamkeit des Tempels von Tschikau zur Überzeugung gelangt, daß die Auseinandersetzung mit Japan nicht länger aufgeschoben werden kann. China steht kurz vor dem unvermeidlichen Kampf mit Japan.

Wenn auch der Generalissimus der Falle von Sian entronnen ist, so haben die Kommunisten dennoch einen Teilerfolg errungen. Die längst erwartete Nachricht ist gestern eingetroffen: Die Zentralregierung von Nanking hat am 28. Januar 1937 einen Waffenstillstand mit der Roten Armee geschlossen und den kommunistischen Staat Mao Tse-tungs in Yenan praktisch anerkannt.

Die Einigkeit des Landes ist damit wenigstens dem Anschein nach wiederhergestellt, um den Preis der Duldung des roten Machtbereichs im Nordwesten des eigenen Staates.

Die politische Entwicklung ist anders verlaufen, als der Generalissimus es erhofft hat, und an ihm ist es nun, die Konsequenzen daraus zu ziehen. Die Frage lautet: Wie wird China den kommenden Kampf gegen Japan führen können?

Mitte Januar hat man ihm die Fertigstellung der Han-chow-Nantschan-Bahn gemeldet. Wieder ein Verkehrsweg mehr in die unendlichen Weiten des Landesinnern. Schon sind dreizehnhun-

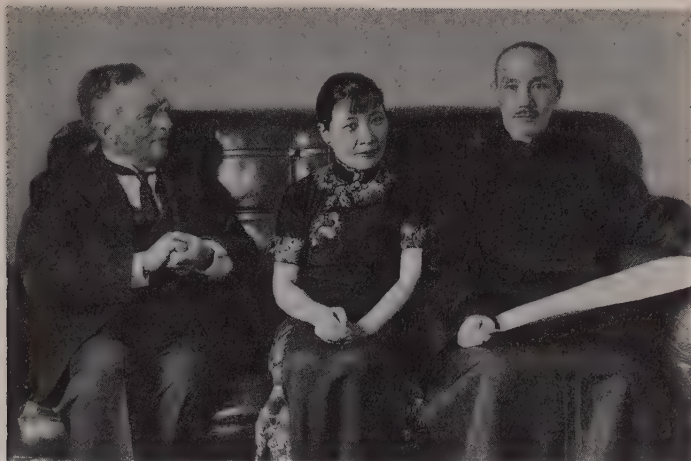
dert Meilen gute Militärstraßen gebaut, die von den Häfen hinein-
führen in die Tiefe Chinas – erste Voraussetzung für einen mo-
dernen Krieg. Was aber – so überlegt Tschiang weiter – nützen
im Ernstfall Verbindungen zu Häfen, wenn diese ohne Schutz
einer Flotte dem Zugriff des seemächtigen Feindes preisgegeben
sind? Zweitausend Meilen Küste kann China nicht schützen. Und
damit ist der Krieg gegen Japan in den ans Meer grenzenden
Provinzen von Anfang an aussichtslos.

Der Generalissimus tritt an eine große Landkarte, die er an die
altersdunkle Wand des Tempels geheftet hat.

Im Krieg ist der Nachschub an Material und Verpflegung von
entscheidender Bedeutung. Wie kann ein im Innern seiner Pro-
vinz gegen einen ausländischen Feind kämpfendes China den
Nachschub heranschaffen, den es vielleicht von den USA, aus Eng-
land oder Frankreich, also jenen Mächten erwarten darf, die Ja-
pans Vordringen mit Mißgunst und Neid verfolgen?

Es gibt ein paar Wege, die in Frage kommen: aus Rußland
über die Mongolei, über die Yünnan-Bahn aus dem französischen
Tonking nach Hanoi und vielleicht noch jene schwer passierbare
und in keiner Weise ausgebaute Straße über die Ausläufer des
Himalayagebirges, die China mit Burma, Siam, Singapur und der
Sundasee verbindet.

Die Vorarbeiten für den Ausbau, die Vermessung, Kartogra-
phie und Trassenführung der Burmastraße hat auf zwei 1927 und
1934 bis 1936 durchgeführten Expeditionen der Asienforscher
Sven Hedin geleistet. Im Frühjahr 1933 – als der Lytton-Bericht
die Gemüter erhitzte – begann die Diskussion über den Ausbau
der Straße, und die ersten Vermessungsstäbe wurden auf der
alten Militärstraße des Tso Tsung-tang ausgesteckt, der schon
während des T'ai-p'ing-Aufstandes im vorigen Jahrhundert be-
gonnen hatte, hier eine kühne Verbindungslinie zu schaffen.
Zweitausendachthundert Meilen, fünftausend Kilometer, ein Ach-
tel des Erdumfangs, beträgt die Länge dieser schwierigsten Straße
der Welt. In Burma beginnt sie mit einer von den Engländern er-
bauten Eisenbahnstrecke, die von Rangun über Mandalay bis
Kunming läuft, das am Fuß der Steilhänge der Himmelsmauern
liegt. Von dort aus führt ein schwindelnder Saumpfad in tau-
send Haarnadelkurven bis in Höhen über 2 000 Meter, gleitet
jenseits in Abgründe hinab und steigt abermals empor über tau-
send Meter tiefe Schluchten, über gefährliche Bergströme, durch
Dschungel und über Grate.



Der berühmte Asienforscher Sven Hedin besuchte den damals mächtigsten Mann Chinas, Tschiang Kai-schek, und seine Frau

Dieser Weg verknüpft China zwar ungefährdet von Feinden mit der Außenwelt, aber vorläufig vermögen ihn nur Maulesel, Jaks und Trägerkolonnen zu benützen.

Die Nachschubstraße nach Rußland ist wertlos. Tschiang weiß von seinem Geheimdienst, daß selbst die von Mao geführten Kommunisten in Yenan, als sie sich, heftig bedrängt, gegen die Truppen der Zentralregierung wehrten, kein Gewehr und keine Patrone von ihren sowjetischen Freunden erhielten.

Es bleibt also lediglich die einigermaßen gesicherte Bahnlinie Haifong-Yünnan, eine von den Franzosen unter unsäglichen Mühen erbaute Strecke, die über 3 500 Viadukte, durch 155 Tunnels, 900 Kilometer Dschungel, Sumpfwald und Gebirge mit einer Spurweite von nur einem Meter bewältigt und jene einst von Garnier und Dupuis erträumte Verbindung mit dem reichen Yünnan herstellt. An dieser einzigen Bahn mit ihrer geringen Transportkapazität hängt Chinas Kriegsglück.

Man muß mit England und Amerika über den beschleunigten Ausbau der Burmastraße verhandeln, um im Notfall eine zweite Verbindung zu haben.

Wie steht es mit der Rüstung?

China verfügt über 200 Divisionen mit rund zwei Millionen

Soldaten, doch davon sind nur dreißig Divisionen modern bewaffnet und gut ausgebildet. Es fehlt an Material und an Offizieren. Die verschiedenen Kriegsschulen, die nach dem Muster der Militärakademie von Whampoa und Pao-ting entstanden sind, haben bisher etwa 170 000 Truppenoffiziere und 2 000 Generalstäbler herangebildet. Dabei leisteten in den vergangenen Jahren vor allem deutsche Offiziere Hilfe, so der im November 1928 eingetroffene General Max Bauer, der bald darauf an den Pocken starb. Ihm folgten Kriebel, dann Wetzell und von Falkenhausen. Sogar der einstige Chef der Reichswehr, Generaloberst von Seeckt, wirkte kurze Zeit als Instrukteur in China. Alle diese Generäle mit ihren Fliegern, Technikern und Ingenieuren hat Hitler 1936 nach Abschluß seines Kominternpaktes mit Japan zurückgezogen.

Die chinesische Armee, denkt Tschiang Kai-schek, ist zu schwach, dem hochtechnisierten Heer der Japaner standzuhalten oder es gar zu schlagen.

Wie immer der Generalissimus die Lage betrachtet, es drängt sich ihm stets der Schluß auf, daß alle Politik dahin gehen müsse, abzuwarten, Zeit zu gewinnen, den unvermeidlich heraufziehenden Konflikt mit Japan hinauszuschieben – mochten die Nationalisten und die Kommunisten noch so heftig zum Krieg drängen. Wie lange aber wird sich nach dem Zwischenfall von Sian mit seinen unangenehmen Folgen die Verzögerungstaktik noch durchführen lassen?

Mit schweren Sorgen kehrt Tschiang Kai-schek am 27. Mai 1937 von Tschikau nach Nanking zurück.

Sechs Wochen später beginnt der Krieg . . .

Der Funke dazu ist einer der zahllosen Reibungsflächen in den Nordprovinzen entsprungen.

Im Jahre 1933 landeten die Japaner im Golf von Tschili und marschierten in Ost-Hopei ein. Die neunundzwanzigste chinesische Armee, die diese Provinz unter dem Befehl des Generals Sun Chê-yüan verteidigen sollte, zog sich in den Bannkreis von Peking zurück und lagert seither in der unmittelbaren Nähe der japanischen Verbände. Die Zwischenfälle an den Nahtstellen der beiden Streitkräfte sind nicht zu zählen. Da die zivilen Behörden der Provinz Hopei mit den Invasoren zusammenarbeiten, müssen die chinesischen Soldaten viele Demütigungen der Japaner hinnehmen, ohne jemals Genugtuung zu erhalten.

Im Frühsommer 1937 zeichnet sich die zunehmende Kriegsbereitschaft Japans deutlicher ab. In Tokio ist die Regierung Hay-

aschi zurückgetreten, die sich unter dem Einfluß der Hochfinanz und Wirtschaft noch an den mit China vereinbarten Waffenstillstand gehalten hatte. Die Genyôsha-Leute mit dem alten Mitsuru Tôyama im Hintergrund drängen jetzt auf Aktionen, in der Meinung, für die Verwirklichung des Tanaka-Planes sei nun die günstigste Stunde gekommen. Die Beschwichtigungspolitik der Westmächte in Europa, die Ohnmacht des Völkerbundes in der abessinischen und spanischen Frage und der Abschluß des Antikominternpaktes mit dem Deutschen Reich stärken den Eroberungspolitikern in Japan den Rücken.

Die »Prawda«, Moskau, schreibt im Juni 1937:

»Jede faschistische Angriffshandlung in Europa wird durch die provozierenden Fortschritte des japanischen Imperialismus erleichtert und umgekehrt...«

Die Nachrichten, die ein über halb China ausgeworfenes Spionagenetz nach Tokio leitet, klingen in letzter Zeit besorgniserregend. Der Zwischenfall von Sian hat die nationale Solidarität Chinas gegenüber Japan gestärkt; die Generäle der Nordarmee fordern den Krieg gegen die Eindringlinge vor den Ohren der gesamten Welt. Die Agenten melden, daß der Generalissimus Tschiang Kai-schek Vorbereitungen für den Ernstfall trifft. Chinesische Beauftragte haben in den USA und in Großbritannien verhandelt, man spricht vom Ausbau der Burmastraße durch amerikanische und englische Firmen. Die militärischen Maßnahmen deuten ebenfalls auf den Kriegswillen Chinas hin. Es darf nicht gewartet werden, bis sich Chinas Lage wesentlich verbessert, der in Tokio für unvermeidbar gehaltene Krieg muß so früh beginnen, daß er das noch im Aufbau und in der Aufrüstung befindliche China überrennt.

Die erste Maßnahme der japanischen Nationalisten ist der Sturz Hayaschis und seines Kabinetts. Prinz Konoye, ein mit der Genyôsha sympathisierender Politiker, wird Ministerpräsident. Er macht der Finanz und der Großindustrie bedeutende Zugeständnisse und gewinnt sie für die vom Militär längst vorgeschlagene Fortführung der Aggressionspolitik. Japan ist künftig einig im Willen, die chinesische Frage mit Gewalt zu bereinigen. Der Anlaß ist bei den ständigen »Grenzzwischenfällen« leicht gefunden.

Am 6. Juli 1937 hält japanische Infanterie eine Übung außerhalb der Stadt Wanping in der Nähe von Peking ab. Wie üblich, erstreckt sich das Manöver in diesem Gebiet ohne geregelte Grenz-

ziehung zwischen Invasionstruppen und heimischen Einheiten bis dicht unter die Barackenfenster der chinesischen Unterkünfte.

Als die Japaner in der Dämmerung zurückmarschieren wollen, stellen sie fest, daß ein Mann fehlt. Selbstverständlich werden die Chinesen beschuldigt, ihn entführt zu haben.

Noch in derselben Nacht tritt ein gemischter japanisch-chinesischer Untersuchungsausschuß zusammen. Obschon sich der Vermißte inzwischen bei seiner Kompanie zurückmeldet, bestehen die Japaner darauf, daß alle chinesischen Truppen aus der gesamten Provinz abrücken – eine Forderung, die empört zurückgewiesen wird.

Der Pei-ho-Fluß trennt die beiden Lager. Über die uralte Mar-morbrücke Lukou-ch'iao, die von den Europäern »Marco-Polo-Brücke« genannt wird, führt hier die einzige Nord-Süd-Verbindung. Im Morgengrauen des 7. Juli eröffnen plötzlich zahlreiche japanische Batterien das Feuer auf die Brücke und auf die gegenüberliegenden chinesischen Truppenunterkünfte.

Die Verbände der neunundzwanzigsten chinesischen Armee schießen zurück, und damit hat der Krieg ohne besondere Formalitäten begonnen.

Die diplomatische Begleitmusik des militärischen Konflikts spielt die uralte Melodie gegenseitiger Beschuldigungen.

Ministerpräsident Prinz Konoye erklärt, die Ziele Japans auf chinesischem Boden seien weder territorialer noch finanzieller Natur; es wünsche lediglich, daß China seine feindselige Einstellung aufgebe, dem Antikominternpakt beitrete und bei der Erschließung der natürlichen Reichtümer seines Landes mit Japan zusammenarbeite.

Generalissimus Tschiang Kai-schek erwidert mit einem Aufruf an das Volk, in dem es heißt:

»Seitdem die Japaner die Mandschurei am 18. September 1931 angegriffen und wir jedesmal nachgegeben und die Beleidigungen ertragen haben, hielten sie uns stets für schwach und bedrückten uns noch mehr.

Jetzt ist der Punkt erreicht, wo wir dies nicht mehr länger ertragen können: Wir werden nun nicht mehr nachgeben. Die ganze Nation muß wie ein Mann aufstehen und gegen die japanischen Banditen kämpfen, bis wir sie vernichtet und unser Dasein gesichert haben.

Soldaten! Der Augenblick ist da. Vorwärts im selben Sinne zu denselben Zielen. Weicht niemals!

Verjagt die Eindringlinge, damit unsere Nation wiedergeboren werde!«

Tschiang Kai-schek, der so lange gezögert hat und der einst ein Schüler und Freund Japans war, gibt den Befehl zur Generalmobilmachung und beginnt einen Krieg, der für Japan erst acht Jahre später, für ihn selbst niemals endet.

Das japanische Oberkommando hat sich den Kriegsverlauf als eine rasche, unaufhaltsame Strafexpedition vorgestellt, deren militärisches Ziel nicht in der vollständigen Besetzung des riesigen chinesischen Reiches, sondern in der Brechung des Widerstandswillens des Feindes liegen soll. Überraschend treffen die Japaner jedoch auf einen verzweifelten und harten Widerstand, der zwar zu Beginn in einer Anzahl großer und verlustreicher Feldschlachten zerschlagen wird, sich dann aber in eine elastische Kampfführung mit weit verzettelten Aktionen verwandelt. Die Chinesen gehen im späteren Verlauf des Feldzuges zum Partisanenkampf über, so daß die Japaner genötigt werden, immer neue Gebiete zu besetzen, ihre Truppen zu verdünnen und ihre Kriegsmittel übermäßig zu verbrauchen.

Die ersten Schläge erfolgen im Norden, wo sich die neunundzwanzigste chinesische Armee unter Schonung Pekings kampfflos zurückzieht, so daß die Japaner am 28. Juli in die Nördliche Hauptstadt einrücken können. Zur Sicherung der Nordflanke rücken japanische Verbände aus der Mandschurei über die Große Mauer nach Schen-Si und Schan-Si vor. Die mongolische Hauptstadt Kalgan wird am 3. September genommen. Im Januar 1938 marschieren die Japaner auf der Eisenbahnlinie von Tsingtau nach Han-chow entlang südwärts und erreichen schon am 6. März 1938 den Hoang-Ho.

Fast gleichzeitig beginnen die Landungen bei Schanghai, das die Japaner im November 1937 nach hartnäckigen Kämpfen erobern. Die Regierung des Generalissimus muß aus Nanking, das am 13. Dezember 1937 nach einem verheerenden Luftangriff, der einen großen Teil der Stadt zerstört, ebenfalls in die Hände des Feindes fällt, nach Han-chow weichen.

Das erste große Operationsziel der Japaner, die Vereinigung der Nord- und Südarmee, wird vorläufig nicht erreicht, weil die



Jubelnde Japaner nach der Eroberung des Nordbahnhofs von Schanghai, der von den Chinesen erbittert verteidigt wurde. (November 1937)

Chinesen den Vormarsch der feindlichen Abteilungen, die der Eisenbahn und dem Kaiserkanal folgen, durch Durchstechung der Hoang-Ho-Dämme aufhalten. Dafür geht der japanische Stoß im Yang-tse-kiang-Tal zügig voran. Er kann auf dem breiten, von Dschunken und Sampans bedeckten Strom durch Kanonenboote und sogar von leichten Zerstörern unterstützt werden.

Am 25. Oktober 1938 muß Tschiang Kai-schek auch Han-chow aufgeben, als die Japaner in Kanton landen und die Millionenstadt nach kurzem Kampf überwältigen. Die Zentralregierung begibt sich den Yang-tse-kiang hinauf bis hinter die für Kriegsschiffe unpassierbaren Stromschnellen, in die Stadt Tschungking.

Während der Festlandkämpfe blockiert die japanische Marine die gesamte chinesische Küste; sie setzt Truppen ab auf Amoy und in der Biasbucht und verriegelt den Zugang vom englischen Hongkong auf das Festland.

Damit ist eingetreten, was Tschiang Kai-shek vorausgesehen hat: Chinas schwer ringende Armee hängt von zwei dünnen Nachschubwegen ab, von der Yünnan-Bahn nach dem französischen Indochina und von der schmalen, erst teilweise ausgebauten und von Fahrzeugen kaum zu benutzenden Burmastraße.

Mehr und mehr versinken Chinas Provinzen in anarchische und chaotische Zustände.

Die alte Neigung zur Geheimbündelei wendet sich gegen die fremden Eroberer. Bahnen, Fabriken und Nachschubbrücken werden durch Dynamit in die Luft gejagt. In den Bambusdickungen und Gebirgen lauern die Partisanen, die beim Erscheinen japanischer Truppen als friedliche Bauern hinter den Pflügen gehen oder als harmlose Fischer ihre Netze auswerfen. Besonders von dem fernen, den Japanern unzugänglichen Yenan aus operieren gefährliche Stoßtrupps. Die Rote Armee Mao Tse-tungs wird zur Säule der Verteidigung im Norden.

Die grausamen Racheaktionen der Japaner bleiben wirkungslos. Ihr Vernehmungsdienst scheut sich weder vor der Anwendung der Folter noch vor Sippenhaft. Bei Verdachtsmomenten gegen Dörfer kommt es zu Massenerschießungen, zur Niederbrennung ganzer Siedlungen und zur Verschleppung zahlloser Frauen und Kinder in Hungerlager.

Im Norden heißen die kommunistischen Guerillas »Balu« – »Die Achten« –, weil sie zur achten roten Feldarmee gehören.

»Diese achte Armee ist die einzige kommunistische Armee, die im Felde steht, und sie ist kein Heer im herkömmlichen Sinne, sondern eine Vielzahl selbständig operierender Einheiten, die dennoch nach einem Generalplan handeln. In der Provinz Hopei erstreckt sich ihr Machtbereich bis dicht an die Tore Peking, in dem damals an die hunderttausend Japaner leben. Die Balus respektieren nicht einmal die Tatsache, daß sich in Peking das Hauptquartier der japanischen Armee von Nordchina befindet...²⁶«

Mit beispielloser Tücke und Rücksichtslosigkeit geht das Ringen weiter, wobei die Japaner ihre technische Überlegenheit voll in die Waagschale werfen. Das weite Hinterland erleidet ohne jede Abwehrmöglichkeit zahlreiche Schläge.

In den vielen kleinen und großen Städten des Binnenlandes flüchten die Menschen in die Tempel, wenn die Flieger mit den

roten Sonnen unter dem Tragdeck auftauchen, aber auch in die Tempel schlagen Bomben ein und hüllen Tote und Lebende, Säulen und Götter in wirbelnde Rauchfahnen. Die verzweifelte Bevölkerung verläßt in langen Kolonnen die gefährdeten Städte und flüchtet aufs flache Land.

Die Lehmstraßen der Hügel bedecken sich mit Heimatlosen, die mit kleinen Karren, zu Fuß oder auf Wasserbüffeln reitend, beladen mit dem Rest ihrer geretteten Habe, in die Dörfer, Bambuswälder und Flußniederungen streben. Frauen mit Säuglingen in den Tragtüchern, Greise auf Stöcke gestützt, Scharen halbnackter Kinder und verwundete Soldaten auf Krücken marschieren westwärts. Alles drängt nach Innerchina, Zehntausende fallen gleich Heuschreckenschwärmen in die Dörfer ein und nehmen sich Nahrung, Unterkunft und Zugtiere, weil die Lebensgefahr und die himmelschreiende Not alle bisher zwischen Menschen gültigen Gesetze aufheben.

Die Frühjahrsregen strömen herab und lassen die Flüsse anschwellen. Weite Landstriche bedecken sich mit Hochwasser. Wo gestern noch Straßen, Felder und Haine waren, treiben gelbe, träge Fluten zwischen Hügelkuppen, zwischen traurig emporragenden Baumwipfeln und schilfgedeckten Dächern.

Unter den jungen Männern geht die Kunde von Mund zu Mund, daß weit im Westen, im Ring der schützenden Berge, immer noch die Nationalarmee stehe, daß der Generalissimus lebe und aus den Berghöhlen Sethuans den Widerstandskampf organisiere. Universitäten, technische Lehranstalten, Militäarakademien, sogar ganze Fabriken flüchten in die Felsgalerien Sethuans. Tausende von Studenten wandern westwärts, um sich für die letzte Schlacht vorzubereiten, die China gewinnen will.

Wenn der regenverhangene Himmel aufklart, erscheinen die Silberfischchen der japanischen Luftgeschwader am östlichen Horizont, brummen näher und senken sich herab auf die auseinanderstiebenden Flüchtlingsströme. Maschinengewehre knattern, Bomben detonieren zwischen Frauen und Kindern, Flammen schlagen aus den niederen Dächern der hingeduckten Dörfer.

Die Welt fällt in Scherben, der tausendfältige Tod tanzt über die Gelbe Erde, aber der Wille zum Widerstand zerbricht nicht, die Hoffnung auf eine bessere Zukunft in einem freien, geeinten großchinesischen Reich blüht über den Trümmern.

Was aber tut die Welt, die als stummer Zeuge rings um die chinesische Tragödie steht?

In Genf tritt der Völkerbund zusammen und verurteilt das Vorgehen Japans, ohne zu einem praktischen Entschluß zu kommen. Die Großmächte Großbritannien, die USA und Frankreich senden papierene Proteste und unternehmen selbst dann nichts Ernsthaftes, als die japanischen Flieger ihre Kriegsschiffe vor Nanking, Hongkong und Kanton wiederholt bombardieren. Alle weichen sie vor dem zu allem entschlossenen Japan zurück, und sie empfinden nicht einmal den Hohn, als Japan die Großmächte auffordert, China nicht mehr durch den Ausbau der Burmastraße und mit Kriegsmaterial zu unterstützen.

Im August 1937 schließt China mit der Sowjetunion einen Nichtangriffspakt, wobei die Russen die Lieferung von Kriegsgeschütz versprechen; doch der Waffenstrom fließt nur spärlich und versiegt schließlich ganz. Moskau braucht selber mehr Waffen und Munition, als es erzeugen kann.

Als im Sommer 1938 japanische und russische Truppen bei Tschang-ku-feng nahe der Dreiländergrenze Mandschurei, Korea und Sowjetunion zusammenstoßen, sieht es für einen Augenblick so aus, als werde es zu einem Krieg zwischen Rußland und Japan kommen. Die Sowjets aber ziehen sich zurück; sie wissen, daß sie ihre Kräfte für einen anderen Krieg brauchen.

In Mitteleuropa überstürzen sich die Dinge. Hitler, der Diktator Deutschlands, überschreitet am 13. März 1938 mit Truppen die Grenze nach Österreich, er rückt in Wien ein und erklärt vor der Weltöffentlichkeit den Anschluß Österreichs an das Deutsche Reich. Im Herbst desselben Jahres macht er sich zum Anwalt der Sudetendeutschen, deren Selbstbestimmungsrecht 1919 mißachtet worden war. Das unter Kriegsdrohung des »Führers« zustande gekommene Münchner Abkommen der Großmächte, das die sudetendeutschen Gebiete der Tschechoslowakei ins Reich »heimführt«, zeigt aller Welt, wie weit ein Machthaber gehen kann, wenn er bereit ist, seine massiven Drohungen in die Tat umzusetzen.

Im März 1939 rückt Hitler, diesmal ohne jeden formalen Grund, in die verkleinerte Tschechoslowakei ein, deren Regierung sich ihm beugt, während die Slowakei sich zum selbständigen Staat erklärt. Mussolini nützt die Gelegenheit und annektiert Albanien, ein Land ohne italienische Bevölkerung.

In der freien westlichen Welt vernimmt man immer lauter jene schon früher gehörten Stimmen, die die Unvermeidbarkeit

eines großen Krieges voraussagen. Das Rüstungsfieber befällt die Kontinente. Die Tonart der Zeitungen, der politischen Rundfunktendungen und Ansprachen verschärft sich ins Maßlose. Als Hitler seinen Propagandafeldzug zur Rückgewinnung der 1919 vom Reich getrennten deutschen Stadt Danzig beginnt und die Auseinandersetzung mit Polen heraufbeschwört, wird es klar, daß diesmal ein militärisches Vorgehen gegen Polen unbedingt auf den kriegesischen Widerstand Englands und auch Frankreichs stoßen wird. Beide Länder haben für den Fall eines Krieges das geheime Versprechen Roosevelts, daß die nordamerikanischen Staaten Hilfestellung geben würden. Die USA greifen damit zum zweitenmal in einen binneneuropäischen Konflikt ein.

Vor einem so beispiellos dramatischen weltpolitischen Hintergrund mobilisieren auch die Japaner ihre strapazierten Kräfte. Ihr Krieg in China schwelt während des ganzen Jahres 1939 als Stellungen- und Partisanenkampf, unterbrochen durch kleine »Säuberungsaktionen«, fort. Man wartet im Osten auf den Paukenschlag, der das Furioso auslöst.

Im August 1939 schließt Hitler mit Stalin jenen die Welt erschütternden Vertrag, der ihm die Möglichkeit der Niederwerfung Polens gibt.

Am 1. September 1939 brechen deutsche Truppen in der Stärke von eineinhalb Millionen Mann mit Panzern und Flugzeugen über die polnische Grenze. Drei Tage später tritt durch Ablehnung der Forderungen Englands und Frankreichs, die deutschen Truppen auf das Reichsgebiet zurückzuziehen, der Kriegszustand auch im Westen ein.

Im Sommer 1939 ist durch Einsatz von zweihundert englischen und amerikanischen Ingenieuren und 160 000 Kulis, beinahe ohne Lastwagen und Straßenbaumaschinen, der Ausbau der Burmastraße für den Wagenverkehr vollendet worden.

»Die Straße kann mit Lastwagen befahren werden, aber höchstens mit Zweitonnern und mit einer Höchstgeschwindigkeit von achtzehn Stundenkilometern. Schon in normalen Zeiten ist die Fahrt ein Abenteuer, und nur dem Geschick der indischen Sikhs, die als Chauffeure dienen, gelingt es, die Wagen ungefährdet über die Steilhänge und Haarnadelkurven zu steuern. Dazu kommt, daß jeder Liter Benzin und jedes Ersatzteil mitgeführt werden oder an der Straße deponiert werden muß. Nach Schät-



In engen Serpentinien windet sich die 1939 fertiggestellte Burmastraße durch das steile Gebirge

zungen vermag die Burmastraße monatlich höchstens zehntausend Tonnen – die feindliche Gegenwirkung nicht eingerechnet – befördern²⁷.«

Tschiang Kai-shek verfügt außerdem noch über die Ein-Meter-Spurbahn zwischen Yünnan und dem französischen Haifong, die monatlich an die vierzigtausend Tonnen Kriegsmaterial befördern kann.

Die angelsächsischen Mächte haben erkannt, daß der ostasiatische und der eben ausgebrochene europäische Krieg ein Ganzes sind und daß China ihr natürlicher Verbündeter ist. Bald fahren ungeheure Mengen Kriegsmaterial über die Meere und werden in Haifong oder Rangun, dem Ausgangspunkt des Burmaweges, gesammelt. Man schätzt das 1940 dort lagernde Material, hauptsächlich nordamerikanischer Herkunft, auf neunhunderttausend Tonnen.

Japan schlägt mit seiner Luftwaffe zu und schickt Bombergeschwader gegen Tschungking und Yünnan, weit ab von den Stützpunkten an der Küste. Im übrigen verläuft der Krieg im Osten ohne größere Ereignisse genau wie in Europa, wo nach der Niederwerfung Polens die Waffen schweigen. Das Frühjahr 1940 schreckt die Welt allerdings wieder aus der vermeintlichen Ruhe. Gab es noch manche Hoffnung, der zweite Weltkrieg werde im Sande verlaufen und hinter den Festungslinien Europas erstarren, so scheint jetzt alles zu Ende und die Welt dem Chaos nahe.

Im April landen deutsche Truppen in Norwegen; am 10. Mai stürmen sie nach Frankreich hinein, das sechs Wochen später kapituliert, während die ihrer schweren Ausrüstung beraubte britische Territorialarmee aufgelöst aus Dünkirchen zur englischen Insel zurückflutet. Die Folgen für den Fernen Osten zeichnen sich sofort ab.

Unter dem Eindruck der völligen Niederlage in der Heimat muß die französische Kolonialverwaltung in Indochina einer japanischen Hafen- und Grenzkontrolle und der japanischen Besetzung von Hainan, Haifong und Hanoi tatenlos zusehen. Die indonesischen Flugplätze werden von der japanischen Luftwaffe in Besitz genommen, die damit nicht nur den Hauptnachschiebeweg über Tonking beherrscht, sondern auch näher an die Burmastraße heranrückt.

Siam, das sich nun Thailand nennt, ergreift die günstige Gelegenheit und fordert von den ohnmächtigen Franzosen die 1887 geraubten Grenzprovinzen Kambodscha und Laos zurück.

Die Engländer geben dem japanischen Verlangen, die Burmastraße zu schließen, trotz chinesischer und amerikanischer Proteste nach. Tschiang Kai-shek ist damit von seinen letzten Zufuhren abgeschnitten und sieht sich auch in den eigenen Reihen einer wachsenden Opposition gegenüber, die den verlorenen Krieg beenden will.

Wang Tsching-wei ist einer der ältesten und schwierigsten Mitstreiter Tschiangs. Mit Wang zusammen besuchte Tschiang die Militärakademie in Tokio. Damals hatte sich Wang rückhaltlos den Ideen Mitsuru Tôyamas und der Genyôsha verschrieben. Später stand er den Kommunisten sehr nahe und unterstützte die Wu-han-Regierung gegen die Kuo-min-tang; dann kehrte er in die Partei zurück und wurde wieder in Gnaden aufgenommen.

Als er die Verschwörung des Generals Feng unterstützte, schloß man ihn aus der Partei aus, nahm ihn jedoch bald zum drittenmal wieder auf und ernannte ihn sogar zum stellvertretenden Ministerpräsidenten. Im Dezember 1938 weilte er geheim in Nanking und verhandelte mit dem Meisterschüler Tôyamas, dem Chef des japanischen Geheimdienstes General Doihara. Als man in Tschungking von seinem Verrat erfuhr, nahm man ihm am 1. Januar 1939 alle Ämter und tilgte seinen Namen aus den Listen der Kuo-min-tang.

Wang Tsching-wei bestieg nach der Katastrophe des Sommers 1940 mit seiner Familie und unter Mitnahme seiner wichtigsten Papiere, Vermögenswerte und Geheimdokumente eine Transportmaschine und flog von Tschungking nach Nanking, wo er sich bedingungslos den Japanern zur Verfügung stellte.

Dieser Übertritt eines der ältesten Mitkämpfer Tschiang Kaisheks und eines Freundes des verstorbenen Sun Ya-tsen in die Reihen des gehaßten Feindes war ein schwerer Schlag für die Kuo-min-tang und für den Generalissimus.

Im November 1941 bildete Wang Tsching-wei, der sich immer noch als Mitstreiter Sun Ya-tsens bezeichnete, eine neue japanfreundliche Zentralregierung in Nanking.

Die Spaltung Chinas ist damit vollzogen.

»Die Bedingungen, die Wang Tsching-wei unterschrieb, sind ein Beweis, daß er bestenfalls ein Schattendasein führen kann.

Er anerkennt nicht nur das Kaiserreich Mandschukuo, sondern auch eine gewisse Selbständigkeit der Inneren Mongolei unter der Kreatur Japans, dem Fürsten Te Wang, und Nordchina unter dem Präsidenten des Politischen Rates Wang Ke-ning²⁸.«

Die chinesischen Pläne Japans nehmen Gestalt an. Die endgültige Niederlage Nationalchinas erscheint nur noch eine Frage der Zeit, um so mehr, als im Gefolge der deutschen Siege in Europa Frankreich und England gezwungen sind, die einzigen brauchbaren Nachschubwege der Tschungking-Regierung zu schließen.

In dieser ausweglosen Situation gewinnt China einen neuen mächtigen Verbündeten – die Vereinigten Staaten von Amerika.

Man liest in der »New York Times«:

»Was die Chinesen dem als ›Chinesisch-Japanischen Zwischenfall‹ bekannten Vorspiel zur zweiten Weltkatastrophe verdanken,

sind mehrere Millionen Tote und, abgesehen von der internationalen Politik, ein bemerkenswertes Interesse der Welt für China . . . Mehrere Jahre ungebrochenen Widerstandes, während dessen es zum größten Teil allein, praktisch ohne Marine und Luftwaffe, manchmal sogar – um die Worte des Generalissimus Tschiang Kai-shek zu gebrauchen – mit wenig mehr als dem nackten Leben ausgerüstet, gegen eine der stärksten See- und Militärmächte kämpfte, haben ihm im Herzen aller friedliebenden Völker tiefe Sympathie erweckt . . .«

Präsident Dr. James L. MacConaughty von der Wesleyan University, der als amerikanischer Verbindungsmann nach Tschungking entsandt wird, äußert sich in einem Telegramm:

»Jeder Tag, den China weiter gegen Japan kämpft, bedeutet für uns eine Gnadenfrist. Wir können das niemals vergelten. Unsere Städte, unsere Wohnungen und unsere Söhne bleiben verschont, während China grausam verwüstet wird . . .«

Schon haben die USA den seit 1911 mit Japan bestehenden Handelsvertrag gekündigt und kriegswichtige Ausfuhren ins Inselreich völlig abgedrosselt; nun beginnen sie, China offen mit Kriegslieferungen zu unterstützen.

Die japanische Regierung hatte bereits 1938 ein allgemeines Mobilisierungsgesetz für den Fall »eines größeren Krieges« erlassen; der Antikominternpakt war ein Schritt der weltweiten Bündnisverflechtung gewesen, dem nun am 27. September 1940 die Unterzeichnung des »Dreimächtepakts« zwischen Japan, Deutschland und Italien in Berlin folgt.

Das Ziel dieser Gruppierung ist die Neuordnung Europas und Ostasiens. Die Nichtangriffs- und Freundschaftsverträge, die sowohl Deutschland als auch Japan mit der Sowjetunion geschlossen haben, geben dem Block Rückenfreiheit, so daß sich die Spitze der künftigen Politik im pazifischen Raum nur gegen die einzige noch ungeschlagene Macht der Gegenseite richten kann, gegen die USA.

Die Amerikaner nehmen Japan nicht ernst genug. Ihr militärischer und diplomatischer Geheimdienst hat dem Weißen Haus sehr optimistische Berichte geliefert. Man glaubt in Washington, Japan sei durch den jahrelangen Chinakrieg geschwächt, und man steht ihm mit der Überheblichkeit einer reichen, niemals ernstlich gefährdet gewesenen Nation gegenüber, die nicht ver-

gessen kann, daß ihre Panzerschiffe es waren, die vor noch nicht hundert Jahren das mittelalterliche japanische Feudalreich aus dem Dornröschenschlaf geweckt haben.

In den USA ahnt man nicht, daß Japan trotz aller Anstrengungen und Verluste den Krieg in China gewissermaßen nur mit der linken Hand führt, während seine besten Kräfte, die moderne schlagkräftige Flotte und die Luftwaffe sowie die Kerntuppen des Heeres, bereitstehen, einem größeren Gegner, der UdSSR oder den USA, entgegenzutreten.

Die Situation spitzt sich zu Beginn des Jahres 1941 zu, doch gerade diese zunehmende Verdüsterung der Lage ist Tschiang Kai-scheks letzte Hoffnung. Für ihn handelt es sich nur darum, zu überstehen, bis ihm spätere weltweite Ereignisse zu Hilfe kommen.

In diesem Jahr 1941 beherrscht der Generalissimus von den achtzehn historischen Provinzen Chinas nur noch acht; die Japaner halten fünf Provinzen fest in den Händen, das übrige ist Niemandsland oder Einflußgebiet der Roten Armee Mao Tse-tungs. Die Fronten schlängeln sich wirr durch das Land.

Die weitere Entwicklung der Lage hängt vom Nachschubproblem ab. Als England im November 1940 die Burmastraße wieder öffnet, gewinnt Tschiang eine Atempause. Britannien hat seine Handlungsfreiheit wiedergewonnen, die deutsche Luftschlacht über London ist abgebrochen, und die erwartete deutsche Invasion bleibt der britischen Insel erspart.

Der Krieg greift aus nach Jugoslawien, Bulgarien, Griechenland und Afrika.

Am 22. Juni 1941 fallen die entscheidenden Würfel. Hitler erklärt seinem Nichtangriffspartner den Krieg und überfällt mit ungeheurer Kriegsmacht die Sowjetunion. Dieses weltgeschichtliche Ereignis muß auch Ostasien in seinen Bann ziehen.

Kamikaze

Im April 1940 feiert Japan den Tag des legendären Jimmu Tenno und die 2400. Wiederkehr der Reichsgründung. Während der langen Zeit seiner Geschichte wurde Nippon, das Land der aufgehenden Sonne, mit Hilfe der Götter von keinem äußeren Feind besiegt.

In jedem Ort finden kulturelle und sportliche Veranstaltungen statt, militärische Paraden und wissenschaftliche Kongresse werden abgehalten. Im »Reichstheater« zu Tokio veranstaltet die Genyôsha die Festaufführung eines Schauspiels in fünf Akten, das Mitsuru Tôyamas Leben behandelt.

Der Uralte, der für die jüngeren Generationen ein Teil der Geschichte Japans geworden ist, sitzt in der Ehrenloge. Generäle, Minister, Wirtschaftsführer und zahllose junge Offiziere füllen das Parkett, viele von ihnen gekleidet in die traditionellen Trachten, die heiligen Samuraischwerter in den Gürteln.

Fünfundachtzig Jahre zählt Tôyama. Nun rollt seine Lebenszeit noch einmal vor ihm ab: das alte Japan, in dem er geboren wurde und das wie hinter Rauch und Wolkendunst im tiefen Mittelalter zu liegen scheint, der Tag der gewaltsamen Erweckung durch die Fremden, und die große, kühn emporsteigende Meiji-Epoche, die aus dem Inselreich eine Weltmacht schuf. Die Zuschauer erleben den Triumph über Korea, China und Rußland, sie sehen die Geschehnisse des ersten Weltkrieges und den Aufbruch der Nation zum Traumbild einer Zukunftswelt, die, von der Fahne mit der roten Sonne überleuchtet, den pazifischen Raum Japan überläßt.

Vor vielen Jahrzehnten war Mitsuru Tôyama zum Verkünder der »Groß-Ostasiatischen Idee« geworden, ein treuer Samurai, dessen Orden Genyôsha heute die besten, selbstlosesten und opferbereitesten Kräfte des japanischen Volkes umfaßt.

Tränen rollen über das steinerne Greisengesicht Tôyamas, als der Schauspieler, der ihn verkörpert, die Verse spricht:

»Wenn ich auf das Meer hinausfahre,
wird meine Leiche auf den Wellen schwimmen.
Wenn ich auf den Berg gehe,
wird auf meiner Leiche tiefes Moos wachsen.
Was mit mir geschieht, ist gleich.
Ich möchte nur eines: zu Füßen des Tenno
sterben. Ich werde niemals zurückschauen.«

Das ist der Geist des Buschido, des ritterlichen Weges, der schmale, harte Pfad zur nationalen Größe, der das Leben des einzelnen nicht achtet. Die junge Generation wurde in diesem Geist erzogen, um für Japan zu sterben . . .

Als die Festaufführung zu Ende ist und das glanzvolle Gefolge des allmächtigen Mitsuru Tôyama, im milden Aprilwind unter blühenden Kirschbäumen wandelnd, über die vergangene Feier-

stunde spricht, fragt Tôyama unter dem ehrfürchtigen Schweigen der Begleiter General Tojo, der einst sein Schüler war, ob er wisse, was »Kamikaze« sei.

»Ja«, erwidert der General, »Kamikaze, Götterwind, nannte man den gottgesandten Sturm, der die Mongolenflotte vernichtet hat.«

Tôyama bleibt stehen, seine Augen suchen den Mond, der durch dunkle Wolkenfetzen treibt. Seine Stimme scheint wie aus weiten Fernen zu kommen.

»Ich prophezeie Ihnen, meine Freunde, bald wird wieder der Götterwind wehen. Ein großer Krieg naht unseren Küsten. Der heilige Wind von Ise, der einst Kublai Khans Flotte versenkte, wird den Himmel über Nippon leerfegen, bis die rote Sonne weit hin den Ozean erhellt. Der Götterwind wird wehen, wenn jeder vergängliche Atemzug Nippons Hauch ist; wenn hundert Millionen Atemzüge zum Taifun zusammenfließen. Nur dann wird der Sieg gefeiert werden.«

Der Krieg in China schleppt sich mühsam fort. Schon hat er fast einer Million japanischer Soldaten das Leben gekostet. Mit tiefer Bewegung sagt Prinz Konoye vor dem Parlament in Tokio:

»Es ist kein Anzeichen einer Lösung zu sehen... Milliarden von Yen wurden hingegeben, und zahllose Offiziere und Soldaten sind geopfert, dafür will ich den Tenno und das Volk um Verzeihung bitten...²⁹«

Mit unendlicher Ausdauer haben die Chinesen die Burmastraße – nach den Worten eines amerikanischen Ingenieurs – beinahe mit ihren Fingern in die Felsen gekratzt; die Guerillas binden große japanische Truppeneinheiten, und der Haß des Fünfhundert-Millionen-Volkes lodert wie eine Flammenmauer zwischen Japan und dem Sieg auf dem Kontinent.

Tschiang Kai-schek erklärt seinen Freunden, der Krieg zwischen Japan und China werde in drei Phasen verlaufen: Die erste, die schon vorüber sei, wurde gekennzeichnet durch Feldschlachten und Rückzüge der Chinesen; in der zweiten, in der man jetzt stehe, beschränkten sich die Auseinandersetzungen auf Einzelaktionen und den Partisanenkampf; aber in der dritten, die heraufziehe, werde China, von mächtigen Freunden unterstützt, die technische Gleichheit mit seinen Feinden erreichen und zurückschlagen, die Eindringlinge ins Meer fegen und Rache nehmen.

Dieser dritten Phase näherte man sich mit jedem Tag.

Der Außenminister und Schwager Tschiang Kai-scheks, T. V. Sung, spricht in den USA vor einem Bankenkonsortium von phantastischen Dollarkrediten, die China brauche. Er nennt fünf und zehn Milliarden Dollar.

Mit dem Beginn des Jahres 1941 tritt Präsident Roosevelt seine dritte Amtsperiode an. Er fordert den Kongreß auf, die »vier Freiheiten«, Rede- und Religionsfreiheit, Freiheit von Not und Furcht, in aller Welt zu fördern. Man bewilligt ihm das »Pacht- und Leihgesetz«, das Amerika in bedenkliche Nähe des Kriegsgeschehens führt.

Jetzt sind die USA das »Arsenal der Demokratien« geworden und unterstützen alle befreundeten Staaten, darunter auch China, mit Dollars, Waffen, Lebensmitteln und Hilfspersonal. Sie übergeben England Zerstörer, Öltanker und Handelsschiffe, um die gewaltigen Verluste auszugleichen, die deutsche U-Boote der britischen Flotte zufügen.

Die Welt verfolgt mit angehaltenem Atem den Vormarsch der deutschen Armeen in Sowjetrußland, der, von den Siegesfanfaren der Sondermeldungen begleitet, nie gehörte Beute- und Gefangenziffern nach siegreich beendeten Kesselschlachten einbringt. Immer tiefer im russischen Raum liegen die Orte, deren Name die Schlachten bezeichnen.

Eine für Deutschland ungünstige Schicksalswende vollzieht sich, als Hitler in laienhafter Strategie den tödlichen Stoß seiner Armee auf Moskau anhalten und die müden Panzer einen dreitausend Kilometer langen Marsch in die Ukraine und ins Donezbecken unternehmen läßt. Die damit verlorenen Wochen entscheiden den Feldzug, denn früher als je zuvor bricht ein schrecklicher Winter herein. Die deutschen Heeresgruppen aber sind ohne Winterausrüstung, ohne gefrierfestes Öl. Der Nachschub stockt, und die Panzer und Lastwagen sind in Schnee und Eis festgefahren. Trotzdem wühlen sich ihre Angriffsspitzen noch bis in die Vorstädte Leningrads und Moskaus durch.

Die Sowjetregierung ist bereits dabei, Moskau, das Herz und Hirn der Union, zu räumen, als Stalin einen letzten, verzweifelten Gegenschlag wagt. Er holt die Sibirische Armee heran, die einzige noch intakte Armee der Sowjets. Sie rollt in pausenlos aufeinanderfolgenden Zügen vom Amur, von Wladiwostok und vom Baikalsee nach Westen, wird den Deutschen entgegengeworfen und rettet zusammen mit »General Winter« die Hauptstadt.

Daß Stalin in diesem Augenblick des drohenden Untergangs die sibirische Flanke von Truppen völlig entblößen kann, verdankt er den Funkmeldungen eines deutschen Hitlergegners, des kommunistischen Agenten Dr. Sorge, Presseattaché der deutschen Botschaft in Tokio, dem es gelungen ist, das wichtigste Geheimnis der japanischen Kwantung-Armee zu lüften.

Japan ist mit Deutschland durch den Dreierpakt verbündet. Stößt es jetzt, während die Deutschen vor Moskau stehen, in den Rücken der Sowjets, so fallen alle sibirischen Industriezentren, von den Russen in zwanzig Jahren mit unendlicher Mühe aufgebaut, für die russische Kriegführung aus.

Japans Kwantung-Armee aber hat einen anderen Befehl erhalten; sie soll Gewehr bei Fuß stehen und die russischen Truppen an der Grenze binden; auf keinen Fall aber soll sie marschieren. Japans Blick ist um diese Zeit bereits auf seinen gefährlichsten Gegner jenseits des Pazifik gerichtet, auf die USA. Als Stalin erfährt, daß Sibirien nicht bedroht ist, kann er die dort liegende Armee zum Einsatz Moskaus herbeirufen; sie trifft rechtzeitig ein, um die Deutschen abzuschlagen.

Zum erstenmal, seit Hitler Krieg führt, muß er einen Rückzug antreten, und überall in den antifaschistischen demokratischen Ländern bereitet man Rußland begeisterte Ovationen.

Jetzt schlägt auch Roosevelt einen schärferen Kriegskurs ein.

Der Kongreß nimmt mit einer Stimme Mehrheit das Gesetz zur Einführung der »Allgemeinen Wehrpflicht« an und bestätigt den Befehl der amerikanischen Regierung an ihre die Geleitzüge nach England schützenden Zerstörer, deutsche U-Boote ohne Warnung zu beschießen.

Die Haltung der USA läßt keinen Zweifel mehr offen. Schon am 14. August 1941 haben sich Winston Churchill und Roosevelt auf einem Kriegsschiff im Atlantik getroffen und feierlich in einer »Atlantik-Charta« die Prinzipien verkündet, nach denen eine bessere Zukunft der Welt heraufgeführt werden soll. Dazu gehören der Verzicht auf territoriale Gewinne, die Nichtanerkennung aller Eroberungen und aller Gebietsveränderungen ohne Zustimmung der eingesessenen Bevölkerung, der freie Zugang aller Nationen zu den Rohstoffen, Märkten und Meeren der Erde; die Grundsätze der Gewaltlosigkeit, der nationalen Selbstbestimmung und der wirtschaftlichen Nachbarschaftshilfe. Trotz dieser in hohem Pathos verkündeten Ideale zweifelt niemand, am allerwenigsten die beiden hohen Staatsmänner selbst, daran, daß die zu-

künftige Ordnung der Welt eine den britischen und amerikanischen Interessen dienende Ordnung sein wird.

Der Gedanke einer wirtschaftlichen Quarantäne gegen die Angreifernationen, den Roosevelt schon lange vor Ausbruch des zweiten Weltkrieges ins Gespräch gebracht hat, wird ebenfalls akut. Das bedeutet den Griff an die Gurgel Japans, das auf die Zufuhr von Rohgummi aus dem britisch beherrschten Malaia und auf das Zinn Niederländisch-Indiens, den Reis Indochinas und auf Mandschukuos Kohle, Erz und Holz angewiesen ist.

Ministerpräsident Konoye schlägt den USA vor, die strittigen Fragen auf einer Konferenz zu regeln. Der Präsident fordert in seiner Antwort als Vorleistung Japans für eine Konferenz den Rücktritt vom Dreierpakt, die Räumung der widerrechtlich besetzten französischen Kolonie Indochina, die Rückgabe der anektierten Mandschurei und den Rückzug der japanischen Truppen aus China. Als im Oktober 1941 neue japanische Transporte nach Indochina abgehen, läßt er alle japanischen Vermögenswerte in Amerika sperren und die Ausfuhr von kriegswichtigen Rohstoffen nach Japan verbieten. Zugleich setzen in Hawaii, Guam und Wake, in den vorgeschobenen Stützpunkten der USA im Pazifik, in Niederländisch-Indien und in den britischen Niederlassungen in Südostasien eifrige militärische Vorbereitungen ein, da die amerikanische Regierung jetzt kriegerische Verwicklungen mit Japan voraussieht.

»Wenn der Friede irgendwo gebrochen wird«, erklärt Roosevelt, »dann ist der Friede der ganzen Welt in Gefahr!«

Seit Beginn des Krieges in Europa hat der Kongreß der USA ungeheure Summen, 1940 allein über 37 Milliarden Dollar, für den beschleunigten Ausbau einer »Zwei-Ozeane-Flotte«, für die Herstellung von Zehntausenden von Flugzeugen und die Rekrutierung und Ausbildung einer gewaltigen Territorialarmee bewilligt. Jetzt steigert Amerika seine Rüstungen mit jedem Tag, um für alle eintretenden Fälle bereit zu sein.

Unter dem Eindruck der Aussichtslosigkeit seiner Bemühungen, die Konflikte Japans durch Verhandlungen zu lösen, legt Fürst Konoye das Amt als Ministerpräsident im Oktober 1941 nieder; sein Nachfolger wird das Haupt der Genyôsha, der Führer der Militärpartei, General Tojo. Auch er sucht eine Kriegsausweitung, die Japans bereits angespannte Kräfte übersteigen könnte, zu vermeiden und schickt zunächst seinen Sonderbotschafter Saburo Kurusu mit klar umrissenen Vorschlägen nach Washington.

Zwei Wochen lang ziehen sich die äußerst kühlen Besprechungen zwischen Kurusu und den Amerikanern hin. In diesen vierzehn Tagen meldet der amerikanische Geheimdienst unaufhörlich fortlaufende Landungen japanischer Truppen in Indochina. Die Armeen des Tenno stehen bereits an den Grenzen des neutralen Thailand und scheinen sich anzuschicken, zur Burmastraße vorzustoßen.

In Tokio finden zwischen dem 27. und 30. November täglich Lagebesprechungen zwischen der Regierung und dem militärischen Oberkommando statt, wobei die unnachgiebige Haltung der USA Gegenstand sorgenvoller Erörterungen ist. Roosevelts Forderungen an Japan erstreben die Rückgabe aller Gebiete, die Japan in den letzten Jahren besetzt und annektiert hat. Trotzdem verfügt der Chef des Kriegskabinetts, General Tojo, daß die Verhandlungen mit den USA fortgeführt werden sollen.

In der Sitzung vom 1. Dezember fällt die Entscheidung in Gegenwart des Tenno. Als Tag der »Äußersten Grenze« wird der 8. Dezember japanischer und 7. Dezember amerikanischer Zeit bestimmt.

Der stärkste Flottenverband der japanischen Hochseeflotte, das vornehmlich aus Flugzeugträgern bestehende Geschwader Nagumo, läuft aus; der Admiral führt klare Order mit sich:

»Im Falle eines günstigen Verlaufs der zur Zeit mit den Vereinigten Staaten geführten Verhandlungen kehrt die Kampfgruppe unverzüglich in die Heimathäfen zurück... Wenn die Verhandlungen scheitern, müssen die Waffen entscheiden.«

Die Flugzeugträger und Schlachtschiffe, umschirmt von U-Booten, dampfen zu den Aläuten und nähern sich auf der wenig befahrenen nördlichen Route den Midway-Inseln. Es ist absolute Funkstille befohlen, die erst am 5. Dezember kurz unterbrochen wird, als japanische Aufklärer bei einem Flug über die Hawaii-Insel Oahu, auf welcher der nordamerikanische Kriegshafen Pearl Harbour liegt, melden:

»Keine Ballons! Schlachtschiffe im Hafen haben keine Torpedonetze aus. Nach feindlicher Funktätigkeit keinerlei Aufklärungstätigkeit. Flugzeugträger ausgelaufen!«

Diese Funksprüche gehen – natürlich verschlüsselt – nach Tokio, und im Geheimcode erhält von dort aus die Nagumo-Flotte die entsprechenden Befehle.



Der vernichtende Überraschungsangriff der Japaner auf den Hafen von Pearl Harbour löste den Krieg gegen die USA aus

In den ersten Dezembertagen 1941 lehnt Staatssekretär Hull alle Vorschläge Japans ab, und Präsident Roosevelt fordert in einem persönlichen Appell an den Tenno die sofortige Herstellung des Zustandes vor dem Überfall Japans auf China.

Noch ist die Masse der Amerikaner ahnungslos, so deutlich die Sprache von Presse, Rundfunk und des Präsidenten selbst sein mag. Es fehlt bisher ein Donnerschlag, der die friedlichen Farmer des Mittelwestens, die Arbeiter der Industriestädte und die Bürger der reichen Metropolen aus der Behaglichkeit des Daseins aufrüttelt und sie bereit macht, Schrecknisse und Entbehrungen eines Krieges auf sich zu nehmen.

Japans Kriegskabinetts Tojo ist unterdessen zu dem Schluß gekommen, daß nach der unnachgiebigen und kompromißlosen Rede Roosevelts am 6. Dezember keine Aussicht mehr auf eine friedliche Lösung bestehe. Das Reich der aufgehenden Sonne muß also, so ist man überzeugt, den ersten großen Überraschungsangriff führen, wenn es nicht alles verlieren will, was ihm ein Jahrzehnt expansiver Politik eingebracht hat. Der Götterwind soll wehen...

Japans Krieg gegen Rußland im Jahre 1904 begann bereits mit einem Überraschungsschlag, gleichzeitig mit der Überreichung der Kriegserklärung wurde der Hafen von Port Arthur angegriffen. Auch diesmal besteht ein ähnlicher Plan. Trotz allen Rüstungsanstrengungen hat sich in den letzten Jahren das in der Washingtoner Flottenkonferenz festgelegte Größenverhältnis von 3 : 5 für die japanische und amerikanische Flotte nicht wesentlich geändert. Der erste Schlag muß die Korrektur bringen und den Feind möglichst schwer verwunden.

Dieser erste Schlag soll auf den Heimathafen der amerikanischen Pazifikflotte, den Kriegshafen Pearl Harbour auf der Insel Oahu, nahe der Stadt Honolulu, fallen. Es ist zugleich jener Donnerschlag, den das amerikanische Volk braucht, um aus seiner weltpolitischen Lethargie, aus seinen isolationistischen Träumen brutal herausgerissen zu werden.

Die USA besitzen – das wird erst nach dem Krieg bekannt – damals den Geheimcode der japanischen Marine; es ist bis heute nicht geklärt, ob amerikanische Dienststellen die entscheidenden japanischen Funksprüche aufgefangen und entschlüsselt haben und warum in diesem Falle eine rechtzeitige Warnung der US-Pazifikflotte unterblieben ist. Seltsam erscheint es, daß eine schließlich veranlaßte Alarmwarnung von Washington an Pearl Harbour nicht durch direkten Marinefunk, sondern über den öffentlichen Telegrafen gegeben wird. Sie trifft um 6 Uhr 45 in Honolulu ein. Ein Radfahrer der Post bringt das wichtige Telegramm zum Hafen.

Während der Bote durch die sonntäglich leeren Straßen des schönen Ortes radelt, tauchen plötzlich am Horizont blitzende Schwärme von Flugzeugen auf, die sich rasch nähern. Der wachhabende Offizier der Flotte, dem der Horchposten das Heranfliegen zahlreicher unbekannter Flugmaschinen meldet, nimmt vorerst an, daß es sich um eigene Verbände handelt.

Erst als die zum Himmel emporstarrenden Bordwachen der Schlachtschiffe die roten Kreise auf den Tragflächen erkennen, wird Alarm gegeben. Kein Schiff steht unter Dampf, kein Geschütz ist besetzt. Und schon fallen die Bomben. Der klare Dezembertag dröhnt vom infernalischen Detonieren der Sprengkörper, vom Krachen und Bersten der stählernen Decksaufbauten und vom Poltern der einstürzenden Kasernen, Magazine und Flughallen.

Der Götterwind weht über Pearl Harbour.

Die Schlachtschiffe »Oklahoma« und »Arizona« gehen auf Grund, »California«, »Nevada« und »West-Virginia« liegen mit schwerer Schlagseite als rauchende Wracks in den Hafenbecken. Auf den Schlachtschiffen »Maryland«, »Pennsylvania« und »Tennessee« toben Brände. Drei Kreuzer und eine Anzahl kleinerer Einheiten sind versenkt. Über Hickam-Field, dem Flugplatz Honolulu, quellen ebenfalls schwarze Sprengwolken auf. Ein Lufttorpedo trifft den Speisesaal, wo vierhundert amerikanische Soldaten beim Frühstück sitzen. Auf den Rollfeldern brennen 177 Flugzeuge.

Nach einer Stunde ist das Gewitter vorüber. Es hat die USA 3 219 Tote gekostet.

»Gleichzeitig greifen die Japaner, die von Flugzeugträgern aus operieren, Hawaii, Midway, Wake und Guam mit verheerender Wirkung an. Für Millionen Amerikaner, die sich an diesem Sonntag gerade zum Mittagessen niederließen und ihre Radios auf irgendein Musikprogramm eingestellt hatten, war die Nachricht etwas Phantastisches und Unglaubliches. Als dann die Einzelheiten der Katastrophe Stunde um Stunde einliefen, verwandelte sich die Ungläubigkeit in Zorn und unerbittliche Entschlossenheit...³⁰«

Am nächsten Tag beschließt der Kongreß, daß die USA sich mit Japan im Kriegszustand befänden. Drei Tage später erklären Deutschland und Italien den Vereinigten Staaten den Krieg.

Nachdem außer der Pazifikflotte auch die US-Luftflotte auf den Philippinen vernichtet ist, liegt ganz Ostasien offen vor dem Zugriff Japans, das sich an die Verwirklichung des Tanaka-Programms macht.

Der Feldzugsplan der japanischen Generalität legt drei Hauptstoßrichtungen fest, die weitgehend von den Rohstoffwünschen Japans bestimmt sind; das Gesamtziel ist die Sicherung des groß-ostasiatischen Raumes. Ein Angriffskeil richtet sich auf die Philippinen und auf Niederländisch-Indien; auf dem Festland deckt ein Vorstoß über Hongkong, Indochina, Thailand und Malaia bis Singapur die rechte Flanke und schneidet gleichzeitig die letzten Nachschubverbindungen Tschiang Kai-scheks durch, während ein weitgefächertes Hinauslaufen in die Inselwelt Ozeaniens die linke Flanke abschirmt.

Ähnlich wie das aus seinen Grenzen kriegerisch hervorbrechen-



Britischer Brandbombenangriff auf ein Fischerdorf von Burma

de Deutsche Reich die Weltöffentlichkeit mit seiner ungeheuren, weit unterschätzten Kraft, durch die Kühnheit seiner Strategie, die Raschheit seiner Siege und die Unwiderstehlichkeit seines Angriffs zunächst erschüttert und erschreckt hat, versetzt auch Japan seinen völlig überraschten Gegnern eine derartige Reihe wuchtiger Schläge, daß sich die geringschätzige Meinung der USA über die Kampfkraft dieses Gegners schnell und gründlich ändert.

Die Hundert-Millionen-Nation Nippons geht in den größten Krieg ihrer Geschichte, erfüllt von freudiger Todesleidenschaft und voll Opferbereitschaft. Die Soldaten singen das Schinto-Lied:

»Nippon, das heilige Land,
kämpft für den Frieden des Ostens,
für Vernichtung der fremden Mächte.
Hört zu, ihr Völker der Erde!
Einst gab es Japan und andere Länder.
Bald wird es nur noch Nippon geben.
Hört zu, ihr Völker der Erde!«

Schon am 10. Dezember jagt der Telegraf eine neue Siegesmel-

dung in den Äther. Großbritannien hat zur Verteidigung seiner für unbezwinglich angesehenen Seefestung Singapur die modernsten Schlachtschiffe »Repulse« und »Prince of Wales« nach Malaia in Marsch gesetzt. Die beiden Kolosse werden noch vor Erreichung der malaiischen Küste von japanischen Torpedofliegern entdeckt und versenkt.

Zwei Tage später erfährt man den Abschluß eines Bündnisvertrages zwischen Thailand und Japan; japanische Truppen rücken gegen die burmanische Grenze vor.

Andere Verbände marschieren durch die malaiische Halbinsel, um Singapur von Land aus anzugreifen.

Am 15. Dezember überqueren japanische Infanteristen, in voller Ausrüstung schwimmend, die eineinhalb Kilometer breite Meerenge vor Hongkong und beginnen den Kampf um diese britische Kolonie, die schon am 25. Dezember kapituliert.

Auf den Philippinen landen am 8. Dezember die Vorhuten der japanischen Armee, am 27. Dezember erfolgt die erste Bombardierung von Manila.

Die Inselvorposten Amerikas und Englands im Pazifik fallen, da sie keine Schlachtflotte mehr schützt, den Japanern wie reife Früchte zu. Guam wird am 10. Dezember genommen, Wake am 20., und zu Jahresende gehen die Japaner auf dem Bismarck-Archipel auf den Salomonen an Land. Neu-Mecklenburg und Neu-Guinea werden angegriffen. Da sich die Flut der Eroberungen nun bereits dem Vorfeld des britischen Dominions Australien nähert, fliegen rasch zusammengefaßte alliierte Luftstreitkräfte den japanischen Geschwadern am 7. März 1942 in der Korallensee entgegen und fügen ihnen in einer mehrtägigen Schlacht schwerste Verluste zu.

Unaufhaltsam, so scheint es in diesen Tagen und Wochen, breitet sich Japans Macht auf den Inseln und Küsten Südostasiens aus. Am 15. Februar 1942 fällt sogar Singapur, und 60 000 britische Soldaten geraten in Gefangenschaft. England räumt Rangun und Südburma. Im April starten japanische Fluggeschwader gegen Westburma und Britisch-Indien. Anfang Mai stehen ihre aus Thailand anmarschierenden Einheiten in Mandalay, am Ausgangspunkt der Burmastraße, und sperren damit die letzte Nachschubader Tschiang Kai-scheks.

Weit im Süden in der Makassarstraße und in der Javasee grollen die Geschütze der Panzerschiffe. Das letzte alliierte Geschwader, fünf Schlachtkreuzer und sechs Zerstörer, versinkt in den

Wogen. Ungesungene Heldenlieder verklingen, nie geschriebene Tragödien spielen sich hier ab wie auf den Schlachtfeldern des Festlandes.

Im März verläßt die niederländische Kolonialregierung Java und flieht nach Australien. Kurze Zeit später landen die Japaner und nehmen die Sundainseln in Besitz. Die letzten von den Amerikanern noch gehaltenen Positionen im Vorfeld Japans, die Halbinsel Bataan auf den Philippinen und die Inselfestung Corregidor, fallen bis Anfang Mai 1942. Über Celebes, Amboina und Timor, Java und Neu-Guinea nähern sich die Truppen des Tenno dem australischen Kontinent, der voller Furcht und Schrecken die totale Mobilmachung durchführt und die feindliche Landung erwartet.

Im Juni 1942 sind die Japaner Herren über 450 Millionen Menschen; sie kontrollieren fünfundneunzig Prozent der Rohgummierzeugung der Welt, neunzig Prozent der Chininproduktion, siebzig Prozent der Zinnschürfung und fünfundsiebzig Prozent des Reisanbaus. Wo ihre Fahnen gehißt werden und das »Banzai« auf den Tenno erklingt, heben die einstigen Kolonialvölker die Köpfe in den Morgenwind. Denn die Sieger bringen eine Parole mit, die auch sie berührt: Asien den Asiaten! Fort mit der Kolonialherrschaft des weißen Mannes! Befreit euch von Ausbeutung und Knebelung! Entsinnt euch der großen Vergangenheit der asiatischen Völker! Japan weist euch den Weg in die Zukunft Groß-Ostasiens! Der Plan der erzieherischen Mobilisation von Takeja Fuschimi verkündet:

»Wir wollen euch aus euren europäischen und amerikanischen Fesseln befreien und euch eine eigene Geschichte geben, mit dem kaiserlichen Nippon als Mittelpunkt und dem Mythos von der neuen Welt, die auf Schinto – dem Weg der Götter – beruht!«

Die Botschaft wird auch dort gehört und gern aufgenommen, wo der Haß gegen die harten, übermütigen neuen Herren, die Japaner, wie Lava im Innern von Vulkanen kocht.

Mitten in die Siegesserie der japanischen Marine und Armee fällt ein drohender Schatten, der zeigt, daß der Gegner sich keineswegs geschlagen gibt.

Am Morgen des 18. April 1942 heulen die Luftschuttsirenen in Tokio und Yokohama, die Flakbatterien längs der Yedobucht beginnen zu feuern, und Schwärme von Jagdfliegern steigen in den leicht bewölkten Himmel auf.



Die Moskitoplage zwang den Japanern im Dschungelkrieg groteske Schutzkleidung auf

Aus den grellen, über das östliche Meer herübergleitenden Sonnenstrahlen tauchen breite Wellen fremder Flugzeuge auf und nehmen Kurs auf die beiden Riesenstädte. Zwar gelingt es nur

einigen wenigen Bombern, den Sperring zu durchbrechen und ihre Fracht abzuwerfen, dennoch empfangen Tokio und Yokohama den ersten Vorgeschmack des Luftkrieges; nach der Entwarnung ziehen die braungrauen Rauchschwaden großer Brände über das Häusermeer.

Woher kamen die amerikanischen Maschinen, die diesen Angriff geflogen haben?

Die japanische Admiralität weiß es. Beim Angriff auf Pearl Harbour entging ihr die wichtigste Beute, die amerikanischen Flugzeugträger. Der Verband befand sich am 7. Dezember, dem Tag von Pearl Harbour, auf einer Übungsfahrt im Nordpazifik und entrann dadurch der Vernichtung. Nun kann die USA ihre Strategie hauptsächlich auf diese Flugzeugträger stützen, von denen auch die Kampfmaschinen gestartet sind, die Tokio und Yokohama bombardiert haben.

Das japanische Marineoberkommando ist auf sehr nachdrückliche Art an seine unerfüllte Aufgabe erinnert worden: die amerikanischen Flugzeugträger und die mit Startbahnen versehenen Inseln in der Mitte des Pazifischen Ozeans, gewichtige Absprunghäfen für feindliche Luftangriffe, müssen ausgeschaltet werden.

Da nach japanischen Agentenmeldungen die aus der Atlantikflotte und durch neu in Dienst gestellte Einheiten verstärkte Pazifikflotte der USA wieder in Pearl Harbour ankert, beschließt man in Tokio, den Seekrieg mit einem zweiten großen Angriff zu entscheiden. Ein Vorstoß starker Seestreitkräfte auf die Aläuten-Inseln und auf Midway – jene zwischen den USA und Japan gelegene Inselgruppe westlich von Hawaii – soll die Reste der amerikanischen Flotte aus ihren Schlupfwinkeln locken und in den Bereich der japanischen Sturzkampfbomber ziehen.

Ende Mai 1943 beginnt die Operation »Midway«.

³¹ Die große Flotte läuft in weit auseinandergezogenen Gruppen ostwärts. Großadmiral Yanamoto leitet die Operation von seinem Superschlachtschiff »Yamato« aus, das mit 70 000 Tonnen und riesigen 46-Zentimeter-Geschützen das größte und modernste Schlachtschiff der Welt ist. Umgeben von Zerstörerschwärmen, Schlachtschiffkolossen, Kreuzern und sichernden U-Booten stampft die »Yamato« durch die See, deren Spiegel kaum von einer öligen Dünung bewegt wird. Weit voraus – beinahe sechshundert Seemeilen vorgeschoben – läuft der Trägerverband des Vizeadmirals Chuichi Nagumo, dessen Bordflugzeuge die Aufklärung besorgen.

Ohne daß die Japaner es ahnen können, steht ihr Unternehmen von Anfang an unter einem schlechten Stern, weil ihr Geheimschlüssel den Amerikanern bekannt ist und diese dadurch über die feindlichen Absichten rechtzeitig ins Bild gesetzt wurden. Die japanischen U-Boot-Flottillen, die den Befehl haben, sich vor die Häfen der Hawaii-Inseln auf die Lauer zu legen, die amerikanische Flotte am Auslaufen zu hindern und möglichst zu versenken, beziehen ihre Positionen vierundzwanzig Stunden zu spät. Die große amerikanische Flotte schwimmt bereits auf hoher See, die japanischen U-Boote bewachen leere Hafenbecken. Starke amerikanische Jagdfliegerschwärme machen zudem die Luftaufklärung über Pearl Harbour unmöglich, so daß die japanische Flotte ihr Ziel mit verbundenen Augen anläuft, ohne die Standorte der amerikanischen Großkampfschiffe zu kennen. Besonders wichtig wäre es für sie zu erfahren, wo die amerikanischen Flugzeugträger liegen, deren Torpedoflieger den schweren Einheiten gefährlich werden können.

Im ersten Teil der geplanten Schlacht sollen die Flugplätze Midways ausgeschaltet und erst im zweiten die in Pearl Harbour blockierten Schiffe vernichtet werden.

In den Morgenstunden des 4. Juli 1943 nähert sich das Geschwader Nagumo der Inselgruppe Midway. Der Vizeadmiral steht zusammen mit Kapitän Aoki auf der Brücke seines Flaggschiffes, des Flugzeugträgers »Akagi«, und gibt beim Morgengrauen gegen vier Uhr dreißig Befehl zum Start der ersten Angriffswelle. Eine Reihe von Stukas und Jagdbombern steht an Deck. Die Schiffe verlangsamen ihre Fahrt, während sich die Flugzeugträger gegen den Wind drehen.

Handwimpel winken. Maschine um Maschine rollt donnernd über die Startbahn, bis sich alle einhundertacht Flugzeuge von den mit Scheinwerfern bestrahlten Decks abgehoben und in der Luft zu Keilen geordnet haben. Gemeinsam verschwinden sie in nordwestlicher Richtung, schräg gegen die über dem Ozean heraufschwebende Sonne.

Gleichzeitig erheben sich vom Schweren Kreuzer »Tayaschi« die beiden Bordaufklärer. Das umkämpfte Seegebiet ist in Beobachtungssektoren eingeteilt, die während der Angriffshandlungen gegen Überraschungen gesichert werden sollen. Wieder aber wenden sich geringfügige Umstände gegen die Japaner. Die Katakultanlage des schweren Kreuzers »Tone« ist in Unordnung geraten, und bei dem vom Kreuzer »Chikuma« startenden Aufklä-



Abwehrfeuer amerikanischer Kriegsschiffe gegen japanische Torpedoflugzeuge während der Schlacht bei den Midway-Inseln

rer streikt plötzlich der Motor. Darum kommen die Beobachter zweier Sektoren eine halbe Stunde zu spät in die Luft; und gerade in diesen Sektor dampft ein feindlicher Verband, von dem Vizeadmiral Nagumo nichts weiß.

Die erste Welle der japanischen Bomber und Stukas erreicht gegen 6.45 Uhr Midway, findet überraschenderweise alle dort stationierten Flugzeuge in der Luft und bombardiert nur das leere Rollfeld. Deshalb funkt der Kommodore des Luftgeschwaders an die »Akagi«, sofort die zweite Welle nachzuschicken, um die zum Auftanken landenden Amerikaner am Boden zu fassen.

Vizeadmiral Nagumo gibt darauf gegen 7 Uhr den restlichen Maschinen seines Trägerverbandes Befehl, gegen Midway zu starten. Dazu ist es aber notwendig, die Torpedos, die die Bomber gegen eventuell auftauchende feindliche Schiffsziele geladen haben, durch Sprengbomben zu ersetzen. Die auf dem Startdeck aufgereihten Maschinen fahren also in Aufzügen in die Hangardecks hinunter; die technischen Mannschaften beginnen fieberhaft mit der Umbewaffnung. Während diese Arbeit noch in vollem Gange ist, läuft der Funkgast aus der Kajüte und schwenkt eine soeben eingetroffene Meldung.

Der Beobachter hat 200 Seemeilen ostwärts vom Geschwader Nagumo einen starken Verband amerikanischer Kriegsschiffe entdeckt, der in voller Fahrt gegen den Kurs der Japaner läuft.

Vizeadmiral Chuichi Nagumo wird bleich und reicht das Formular mit der Funkmeldung wortlos dem Kapitän Aoki. Sein Blick schweift wie gehetzt über den ruhig auf den Wogen liegenden ihm anvertrauten Verband, das fliegerische Rückgrat der japanischen Schlachtflotte.

Vor den Augen des Vizeadmirals schaukeln die drei Schwesternschiffe der »Akagi«, die Träger »Kaga«, »Soryu« und »Hiryu«, und auf allen wird soeben auf Sprengbomben umgerüstet; kein einziges Flugzeug ist mit Torpedos startklar!

Weiter draußen liegen wie gefährliche graue Kettenhunde zwei Schlachtschiffe und drei Kreuzer, während die elf Zerstörer ständig schäumende Kreise um das Geschwader ziehen. Die U-Boote sind nach Hawaii ausgelaufen, wo man das Gros der amerikanischen Flotte vermutet.

Alles kommt jetzt darauf an, ob sich im gemeldeten amerikanischen Verband Trägerschiffe befinden oder nicht. Mit leicht bebender Stimme gibt Vizeadmiral Nagumo Befehl, mit größter Schnelligkeit wieder auf Torpedos umzurüsten. Jede Sekunde ist kostbar. Um die Schnelligkeit des Arbeitens nicht zu verzögern, schafft die Mannschaft die Sprengbomben nicht mehr in die Munitionsbunker, sondern rollt sie nur beiseite, ein Fehler, der sich bald grauenhaft rächen wird.

Um 8.30 Uhr trifft eine zweite Aufklärermeldung ein: der Gegner sei jetzt deutlicher erkannt; ihm gehören außer zwei Schlachtschiffen und mehreren Zerstörern drei Flugzeugträger modernster Bauart an. Die Lage wird ernst, denn immer noch sind die Japaner wehrlos.

Nun fallen Kette um Kette die von Midway zurückkehrenden Maschinen auf den Landedecks ein. Bis 9.15 Uhr ist auch die letzte zurück. Das Deckpersonal arbeitet hastig am Auftanken und Neuausrüsten der Maschinen, und aus den Aufzügen tauchen die ersten startklaren Torpedoflugzeuge auf.

Um 9.20 Uhr brausen plötzlich aus der Sonne heraus fünfzehn amerikanische Torpedoflugzeuge heran, die vom Träger »Hornet« kommen. Im Alarmstart wirft Nagumo einen Schwarm Zero-Jäger in die Luft, die Bordflak bellt auf und betupft den Himmel mit schwarzen Sprengwolken. Alle fünfzehn Amerikaner werden abgeschossen, die Zeros setzen zur Landung an.

Da steigt über den Horizont die zweite amerikanische Angriffswelle, vierundzwanzig Torpedoflugzeuge, die von der »Enterprise« gestartet sind. Die japanischen Schiffe vollführen kurvenreiche Ausweichmanöver, die Flak speit ihre Geschosse; die wenigen noch in der Luft befindlichen Zeros stürzen sich mitten in den Schwarm, und nach etlichen Minuten gibt es nur noch die Hälfte der amerikanischen Maschinen; der Rest flieht, der Nagumo-Verband ist noch unversehrt. Inzwischen hat sich aber der bisher klare Himmel in großer Höhe mit Dunst verhüllt.

Vizeadmiral Nagumo setzt zum Gegenangriff an. Seine Bordflugzeuge, alle nun mit Torpedos ausgerüstet, stehen startklar. 10.24 Uhr gibt ihnen der Startoffizier das Zeichen. Innerhalb fünf Minuten soll das Geschwader in der Luft sein. Die vier japanischen Träger haben deswegen ihre Fahrt verlangsamt und gegen den Wind gedreht; die ersten Zeros jagen heulend über die Startbahn.

In diesem Augenblick lösen sich aus dem Wolkenschleier drei schwarze Punkte, die wie Steine auf das Deck der »Akagi« hinunterpfeifen – drei Dauntless-Sturzbomber. Andere aus dem Himmel fallende Punkte heulen auf die »Kaga« und »Soryu«. Man sieht deutlich, wie sich die Bomben von den Tragflächen lösen und als schwarze Striche herabschießen. Die Einschläge liegen mitten auf den Startdecks, die gedrängt voll startklarere Torpedoflugzeuge sind. Grell schlagen die Flammen empor, Rauch kreist um die Aufbauten. Die rasch aufeinanderfolgenden Detonationen der berstenden Torpedos und Benzintanks rollen über die See und in die Weite des Himmels.

Dieser einzige Überraschungsangriff entscheidet die Schlacht.

Auf dem Träger »Soryu« fallen Bomben in einen offenen Aufzugsschacht und mitten hinein in die nicht beiseite geräumten Sprengbomben. In einer Sekunde ist das schwere Schiff ein Vulkan, aus dem Feuerfontänen hervorflammen. Die Treibstofftanks platzen, brennende Güsse fließen in die Unterdecks.

Die »Soryu« ist verloren, Kapitän Yanagimoto, einer der Helden von Pearl Harbour und der Schlacht in der Korallensee, befehlt: »Alle Mann von Bord!«

Er selbst steht, ein Samurai mit dem traditionellen Ritterschwert in der Feldbinde, auf der schwankenden Brücke, mitten im höllischen Zerstieben seines stolzen Schiffes. Zwei Zerstörer sind herbeigeeilt und nehmen die von Bord springenden Matrosen auf.

Als die Besatzung merkt, daß der Kapitän auf der Kommandobrücke bleibt, schicken sie den Oberdecksoffizier Abe, den japa-

nischen Marinemeister im Ringkampf; zu ihm, damit er ihn notfalls mit Gewalt hole. Abe erklettert den Befehlsturm und fleht den Kapitän an, ihm zu folgen.

Yanagimoto steht starr, die Hand fest um den Griff des Samuraischwertes gelegt, und antwortet abwesend: »Ich bin dem Tenno für dieses Schiff verantwortlich, das Schiff und ich, wir sind eins. Gehen Sie!«

Als Abe den Kommandanten, zu dem bereits die Flammen emporschlagen, schluchzend verläßt, vernimmt er hinter sich, wie Kapitän Yanagimoto mit fester Stimme die »Kimigayo« – die japanische Nationalhymne – singt.

Kurze Zeit später legt sich die »Soryu« auf die Seite und fährt glühend und aufschäumend in die Tiefe. Siebenhundertachtzehn Seeleute begleiten den Kapitän auf der letzten Fahrt in den Schlund des Ozeans. Fünftausend Meter hoch steht hier das dämmerige Wasser über dem Meeresboden.

Zwölf Minuten nach der »Soryu« versinkt die »Kaga«.

Auf der »Akagi« wüten Brände. Im Bewußtsein seiner Verantwortung für den gesamten Verband verläßt Vizeadmiral Nagumo das schwerangeschlagene Schiff und setzt auf den Kreuzer »Nagara« über. Kapitän Aoki und seine tapfere Besatzung kämpfen noch bis zum Abend gegen das Feuer, müssen sich aber dann auf die unerschütterlich ausharrenden Begleit-Zerstörer begeben. Im Morgengrauen des 5. Juni schickt der Torpedoschuß eines japanischen Zerstörers die »Akagi« auf den Meeresgrund, genau vierundzwanzig Stunden, nachdem sie ihre Flugzeuggeschwader zur Midway-Insel geschickt hat.

Die drei Trägerschiffe sind gesunken. Noch ist die »Hiryu« unversehrt, noch fahren die Schlachtschiffe und Kreuzer, die sich wütend auf den Feind werfen. Durch Luftaufklärung wird deutlich, daß die »Hiryu« gegen die dreifache Übermacht amerikanischer Flugzeugträger steht. Die von der »Hiryu« startenden Torpedomaschinen haben unterdessen Treffer auf dem US-Träger »Yorktown« erzielt, doch können die dort entstehenden Brände gelöscht werden. »Enterprise« und »Hornet« sind unbeschädigt. Die letzten Flugzeuge der »Hiryu« – sechs Jäger und neun Bomber – starten in der Dämmerung zum letzten Angriff.

Eines davon steuert Leutnant Tomonaga. Seine Flächentanks sind von Flak durchlöchert, sie fassen nur so viel Treibstoff, daß er gerade noch den Anflug bewältigen kann; zurückzukehren vermag er nicht mehr.

Der Leutnant sagt: »Macht schnell, ich will starten. Der Tenno erwartet, daß wir kämpfen und siegen. Wir selber sind nichts!« Als er auf Nimmerwiedersehen davonfliegt, weint das Deckpersonal.

Kaum aber sind die Flugzeuge abgebraust, als aus der sinkenden Sonne ein neuer Schwarm amerikanischer Torpedobomber hervorflitzt und sich auf das verzweifelt kurvende Riesenschiff wirft. Von vier Treffern aufgerissen, legt sich die »Hiryu« auf die Seite; brauner Rauch und rotes Gelohe hüllen die Decks ein, aus den Aufzugsschächten sprühen die Stichflammen der Explosionen.

Der Rest der Besatzung tritt nachts 2.30 Uhr vor Konteradmiral Yamaguschi und Kapitän Kakuan. Die Flagge mit der roten Sonne weht über ihnen auf verbogenem Topmast. Sie singen die Hymne »Kimigayo«. Dann spricht der Konteradmiral:

»Als letzter Befehlshaber dieser Trägerdivision bin ich ganz allein für den Verlust der »Hiryu« verantwortlich. Ich werde bis zum Ende an Bord bleiben und befehle Ihnen, das Schiff zu verlassen und weiterhin Seiner Majestät dem Tenno treu zu dienen!«

Die Mannschaft geht in guter Ordnung in die Boote, während die Offiziere den Schwur, für Japan zu sterben, mit einem herumgereichten Trunk Wasser neu bekräftigen. Alle tragen jetzt ihre alten Samuraischwerter, aber nur dem Kapitän der »Hiryu«, Kakuan, erlaubt der Konteradmiral, an Bord zu bleiben.

Die beiden Männer binden sich mit Tüchern ans Gestänge der Brücke und verharren stumm, den Blick zur Sonnenflagge gewendet. Am 5. Juni, 5.10 Uhr, feuern die Zerstörer einige Torpedos auf die brennende »Hiryu«. Wassersäulen bäumen sich auf, sprühen über das wunde Schiff und wehen wie Vorhänge über den letzten Akt der Tragödie. Die Besatzungen der Zerstörer und Kreuzer drängen sich an der Reling. Die Flaggen sinken auf halbmast. Die Matrosen salutieren, und die Offiziere senken die Samuraischwerter, als sich der graue, in Qualm und Flammen gehüllte Koloß neigt und rauschend ins Meer hinabgleitet, das sich über den beiden Kommandanten schließt, die bewegungslos ihren frei gewählten Tod erwartet haben.

Die Schlacht vor Midway geht zu Ende. Bei der Loslösung vom Gegner wird der beschädigte Kreuzer »Mikuma« von feindlichen Flugzeugen versenkt. Auch den amerikanischen Flugzeugträger »Yorktown« ereilt sein Schicksal, als er bei der Rückfahrt nach

Pearl Harbour vor die Torpedorohre eines japanischen U-Bootes läuft und samt seinem Begleitzerstörer in die Tiefe geschickt wird.

Die große Flotte der Schlachtschiffe unter Führung des Großadmirals Yanamoto kehrt, nachdem sie durch Funk die Katastrophe der Trägerdivision erfahren hat, fünfhundert Seemeilen vor Midway um und dampft in ihre Heimathäfen zurück.

Das Rückgrat der japanischen Angriffsflotte ist gebrochen. Mit ihrer Überlegenheit an Flugzeugträgern bestimmen fortan die USA die nächsten Phasen des Krieges. Nun hebt die Strategie des »Inselspringens« an, durch die sich Amerika langsam und unbeirrbar an den äußeren und später an den inneren Verteidigungsring Japans herantastet, dessen ozeanische Flanke jetzt offen liegt. Die kühnen Eroberungen bis ins Vorfeld Australiens und in die Südsee, die errungenen Positionen in Indochina, Thailand, Burma und Malaia sind plötzlich gefährdet, und Japan selbst befindet sich im Bereich der Luftangriffe, die von US-Trägern ausgehen.

Midway war die Wende des pazifischen Krieges, die »Mitte des Weges«, der Japan schließlich in den Abgrund führte.

Am Ende des sechsten Jahres des chinesisch-japanischen Krieges – im Juli 1943 – schätzt man die Zahl der in China gefallenen Japaner auf 2 700 000 Mann; dazu kommen etwa fünfeinhalb Millionen tote chinesische Soldaten und Zivilisten. Das Ringen der zwei großen gelben Nationen bindet ständig über zwei Millionen japanische Soldaten und schwächt die militärische Schlagkraft des Inselreichs entscheidend.

Die Amerikaner anerkennen diese Leistung Chinas in begeisternden Reden, Rundfunksendungen und Zeitungsartikeln. So schreibt Wendell Willkie in seinem Buch »Eine Welt« im Jahre 1943:

»Wir sind uns dessen hinreichend bewußt, daß es vielleicht zu spät gewesen wäre, das japanische Reich militärisch und wirtschaftlich zu besiegen, hätte nicht durch lange und herzerreißende Jahre der verzweifelte Widerstand des chinesischen Volkes fortgedauert. Dieser Kampf Chinas hat Bedeutung für den gesamten Bestand unserer Zivilisation...«

Obwohl der erste Siegesturm der Japaner gebrochen ist und sie die lähmende Wirkung der zähen chinesischen Verteidigung allmählich spüren, kämpfen sie hartnäckig weiter. Ihr Volk, das in

den 2 400 Jahren seiner Geschichte niemals einen fremden Sieger auf eigenem Boden erlebte, ist bis zum letzten Mann erfüllt vom Heldengeist des Buschido; es ist gut ausgerüstet, es hat sich rechtzeitig mit den technischen Mitteln der Neuzeit versehen, es wehrt sich verzweifelt, wo es weichen muß, und es zeigt sich nicht geneigt, irgend etwas freizugeben, was es erobert hat.

Am 1. August 1943 wird die ehemals englische Kolonie Burma mit japanischer Hilfe unter General Ba Maw unabhängig.

In Niederländisch-Indien breitet sich, von Japan gefördert, die nationale Einheitspartei unter Sukarno und Hatta aus; ein Zentralrat für die künftige Selbstregierung der Inselwelt wird gegründet.

Die Philippinen geben sich eine japanfreundliche Regierung unter Aguinaldo und Laurel, doch in den Dschungelbergen und Buchten herrschen die kommunistischen Hukbalahaps – vom Volk »Hukus« genannt.

In Indochina bildet sich der Nationalstaat Vietnam, bestehend aus Tonking, Annam und Kambodscha, unter König Bao Dai.

Nirgendwo werden die ehemaligen Kolonialherren in ihre einstigen Positionen ungeschmälert zurückkehren können, ganz gleich, wie der Krieg endet. Die Völker Ostasiens sind erwacht und fordern die Freiheit, die europäische Imperialisten ihnen einst geraubt haben. Ihr Freiheitsdrang ist so stürmisch, daß er sich vielfach auch gegen die »Befreier« richtet; bald züngelt von Neu-Guinea bis Indochina, von Burma bis zu den Philippinen, von Borneo bis Java der Partisanenkampf gegen die japanischen Besatzungen auf.

Die Schwierigkeiten für Tokio mehren sich stündlich. Verzettelt über zehntausend Inseln, aufgeteilt auf hunderttausend Buchten, Küstenstationen und Gebirgstäler, steht die Wehrmacht des Tenno auf Wacht, und langsam kämpft sich der große Gegner, das Heer und die Flotte der USA, heran.

Die Rüstungsanstrengungen Nordamerikas übertreffen alle bisher gekannten Maßstäbe. Flotten werden geboren; Flugzeuggeschwader wie Vogelschwärme in die Luft geworfen; Heere von Soldaten schiffen sich ein auf modernen Transportern und gehen irgendwo auf fremder Erde von Bord. Eine unvorstellbar leistungskräftige Industrie, die gleichzeitig England unterstützt, Rußland durch Materiallieferungen zu seinem Durchhalten und seinen Offensiven überhaupt erst befähigt, die Dutzenden unterentwickelter Staaten unter die Arme greift und auch sie in die

Lage versetzt, am Weltkampf teilzunehmen, produziert die denkbar beste Ausstattung einer glänzend versorgten, für den kombinierten See- und Dschungelkrieg geschulten Armee.

Wo die Amerikaner auftreten, geschieht es stets mit zahlenmäßiger Übermacht und technischer Überlegenheit. Indem sie der Strategie des »Inselspringens« folgen und in ihrem Rücken manche japanisch besetzte Insel unbeachtet lassen, bauen sie eine Brücke von Stützpunkten über den Pazifik. Was sie aber erobern, müssen sie einem rasenden, todesverachtenden Widerstand entwinden, der nur der Wucht der Materialüberlegenheit erliegt.

Ende 1942 beginnt das Ringen um die Salomonen-Inseln. Ein halbes Jahr wütender Nahkämpfe ist nötig, um die japanischen Kräfte auszuschalten. Im November kommt es zu einer Seeschlacht bei den Salomonen. Die neue US-Flotte siegt dank ihrer Flugzeugträger und fügt der gegnerischen Marine schwere Verluste zu.

Während dieser Zeit tobt zwischen Kaukasus, Don und Wolga die Schlacht um Stalingrad. Die entscheidende Wende des Weltkrieges tritt nun auch im Westen ein. Bald nach der Kapitulation der sechsten deutschen Armee und dem Rückzug der Deutschen vom Don und aus dem Kaukasus rückt General Montgomerys englisches Heer in Tripolis ein und vereinigt sich mit der aus Französisch-Nordafrika vorstoßenden US-Armee auf tunesischem Boden. Der große Zangenangriff der Achsenmächte, der über Ägypten, den Suezkanal und vom Kaukasus her nach den arabischen Ölfeldern faßte und die den Deutschen wohlgesinnte und erregte islamitisch-indische Welt zu sich herüberziehen wollte, ja der in weitem Angriff sogar dem japanischen Verbündeten, etwa über Burma und Singapur die Hand zum gemeinsamen Sieg hätte zustrecken können, ist endgültig zusammengebrochen.

Was nun folgt, sind Rückzüge, Vernichtung und Verzweiflung.

Die deutschen Städte sterben unter dem Bombenhagel der alliierten Luftflotten. Die Luftüberlegenheit der Deutschen und die ihrer Waffen ist infolge der amerikanischen Pacht- und Leihhilfe selbst auf dem russischen Kriegsschauplatz längst vorüber, und als im Juli 1943 die alliierte Landung in Sizilien, im September die Kapitulation Italiens erfolgt, in Rußland bis Jahresende die Ukraine von den Sowjets zurückerobert wird, ist die deutsche Niederlage unabwendbar.

Während dieser Monate haben die Amerikaner Neu-Guinea

und Bougainville angegriffen, sie sind auf den Gilbertinseln gelandet und kämpfen dort mit den japanischen Truppen. Näher und näher rückt auch für Japan das Verhängnis.

Die Führer der weltweiten angelsächsischen Koalition und ihrer Hilfsvölker, Winston Churchill und Roosevelt, fordern im Januar 1943 in Casablanca die bedingungslose Kapitulation ihrer Gegner. Damit sind in Deutschland und Japan auch diejenigen Kräfte lahmgelegt, die im Gegensatz zur offiziellen Staatspolitik einen vernünftigen Frieden betreiben wollen.

Die unnachgiebige, leidenschaftliche Härte der großen Demokratien wird für Japan offenbar, als sich Churchill, Roosevelt und Tschiang Kai-schek im November 1943 in Kairo treffen und beschließen, wie Japan zu Boden zu werfen sei. China soll, wie vereinbart wird, in seiner alten Gestalt wiederhergestellt werden; Japan müsse Formosa, die Pescadores-Inseln und alle sonstigen eroberten Gebiete zurückgeben.

Im Dezember arbeiten Roosevelt, Churchill und Stalin in Teheran ein gemeinsames Aktionsprogramm aus. Das Bild, das sie von der künftigen Welt entwerfen und das durch Agenten bald zur Kenntnis des Deutschen Reiches kommt, ist für die Deutschen grausamer als der Versailler Vertrag, es wird vom Haß und von der Rache bestimmt.

Unter schrecklichen Opfern neigt sich der große Krieg seinem Abschluß zu. Europa verwandelt sich in eine Wüstenei zerstörter Städte, rauchender Kulturdenkmäler und stummer Massengräber; ein graues, hoffnungsloses Lemurenvolk haust in den Trümmern. Als im Sommer 1944 die Fronten nach der alliierten Invasion in Frankreich sowohl im Westen als auch infolge der russischen Offensive im Osten abermals in Bewegung geraten, verschlechtert sich Deutschlands Lage aufs neue, und um die Jahreswende 1944/45 gibt es nur zwei Kriegsschauplätze: Binnendeutschland und Japan.

Rings um Deutschland sammeln sich die Gegner zum letzten Ansturm – russische Massenarmeen hinter der Weichsel, die westlichen Alliierten am Westwall, um sich auf den Durchbruch über den Rhein vorzubereiten. Tag und Nacht kreisen die feindlichen Bomber, Jäger und Aufklärer über den deutschen Städten, stoßen herunter auf die Bahnlinien und Straßen.

Im Fernen Osten haben die Amerikaner unter großen Verlusten die innere japanische Verteidigungslinie erreicht. Eine gemeinsame Offensive chinesischer, englischer und amerikanischer



Auf der Konferenz in Kairo trafen sich 1943 Churchill und Roosevelt mit General Tschiang Kai-shek

Armeen spannt Japans Verteidigungskraft aufs äußerste an. Die aus Indien vordringende Armee Lord Mountbattens vernichtet in Burma drei japanische Heere; alliierte Fallschirmtruppen und Luftlandeeinheiten werden hinter den Linien abgesetzt.

Thailand zieht die Konsequenzen; es stürzt die japanfreundliche Regierung des Marschalls Phibul Songkram und schließt sich den Siegern an. Jetzt kann die Burmastraße wieder geöffnet werden. Tschiang Kai-shek erhält amerikanisches Kriegsmaterial in Massen.

Auch von der See her naht das Verhängnis der japanischen Küste. MacArthur setzt im Oktober 1944 zum Sturm auf die Philippinen an und nimmt, nachdem die Japaner eine Seeschlacht vor Manila verloren haben, die Inseln Leyte und Luzon. Im Februar weht über Manila und Corregidor wieder das Sternenbanner.

Der japanische Feldmarschall Terautschi verlegt im Februar 1945 sein Hauptquartier zurück nach Saigon in Indochina.

Auf Java, Sumatra, in Malaya, in den Dschungelgebieten Burmas und auf den zahllosen Inseln der Philippinengruppe erheben sich kommunistische Stoßtrupps. Es gibt auch genügend moderne Waffen, Munition und Ausrüstung, die Voraussetzungen für das Fortschwelen eines untergründigen Kampfes um eine neue Ordnung, von der niemand weiß, wie sie sein wird.

Nach einer neuen Ordnung sehnen sich die vom Zusammenbruch der bürgerlichen und imperialistischen Welt von 1914 am schwersten getroffenen Völker, die Besiegten des ersten Weltkrieges vor allem. Man hat ihnen in Versailles keine neue und bessere Ordnung gegeben, sondern ein schlechtes Zwangssystem aus Halbheit und Unrecht.

Jetzt, im Februar 1945, als sich Stalin, Roosevelt und Churchill in Jalta auf der Krim treffen, um abermals eine neue Ordnung vorzubereiten, scheint alles noch weit schlimmer. Zuviel an Unmenschlichkeit haben Hitler und seine Kreaturen und mit ihnen das verführte deutsche Volk zu verantworten.

Unter den drei alten Männern, die im Liwadia-Palast in Jalta zusammentreffen, ist Roosevelt politisch nicht klug genug, um über den Tag hinauszuplanen. Winston Churchill erkennt zwar in Stalin und seiner Diktatur den Gegner von morgen, er versucht ihn zu stoppen, aber er vertritt hier nur das vom Krieg erschütterte, zur zweitrangigen Macht herabgesunkene Großbritannien. Die Entscheidung liegt bei den USA und der UdSSR. Stalin jedoch denkt sowohl an morgen als auch an übermorgen, an eine Idee, die viel phantastischer ist als der japanische Tanaka-Plan.

Die Narrheit Hitlers, der die Hauptmasse seiner stark zusammengeschmolzenen Streitkräfte gegen den Westen wirft, gibt Stalin alle Trümpfe in die Hand; ihm nützt auch der Verzweiflungskampf der Japaner, die die Insel Iwojima – ein Eiland von nur zehn qkm Größe – so wütend verteidigen, daß trotz der Luftbombardements und der Schiffsgeschütze der militärisch überlegenen Amerikaner diese für den Besitz des vulkanischen Inselchens mit 4 000 Toten und 15 000 Verwundeten bezahlen müssen. Roosevelt ist ein todkranker Mann, der um jeden Preis den Sieg noch erleben will; daher läßt er sich in die Rolle des Bittstellers drängen, um die wirksame Hilfe der Russen zu erhalten.

Ohne an die katastrophalen Folgen zu denken, gibt er seine Zustimmung zu jenen Nachkriegsplänen und -maßnahmen, die späterhin zur Spaltung der Welt in zwei Lager, zur Auslieferung

des halben Abendlandes an die Russen und Lähmung des neuen Völkerbundes der Vereinten Nationen führen.

Nichts haben die Staatsmänner aus der Geschichte gelernt, nichts aus den Erfahrungen mit dem Versailler Friedensvertrag.

Sie beschließen Deutschlands Vierteilung mit Preisgabe der osteuropäischen Länder an die Sowjets, sie verurteilen die UNO durch das jedem Mitglied zustehende Vetorecht genauso zur Ohnmacht wie einst den unseligen Völkerbund; sie schaffen mit der gevierteilten Stadt Berlin, die ohne freien Zugang zum Westen im Machtbereich der Russen liegen soll, jene »Freie Stadt Danzig« zum zweitenmal, die den zweiten Weltkrieg ausgelöst hat.

Bei Beginn des Krieges hat Roosevelt Japan leichtsinnig unterschätzt. Jetzt verfällt er in den gegensätzlichen Fehler, er überschätzt die japanische Widerstandskraft und bezahlt dafür, daß die Sowjets in den Krieg gegen den schon fast erlegenen Feind eintreten wollen, mit Südsachalin und den Kurileninseln, mit der Anerkennung einer russisch gelenkten Außenmongolei und die Gewährung der freien Hand für den Kreml in Mandschukuo, Korea und in den ehemaligen japanischen Eroberungsgebieten am Gelben Meer – ein ungeheurer Preis für ein Nichts.

Wie listig Stalin seine Schachfiguren setzt, wird offenbar, als er mit Roosevelt und Harry Hopkins, dem Berater des Präsidenten, die Kapitulationsbedingungen für die Kwantung-Armee, die einzige noch voll intakte und glänzend gerüstete japanische Armee, entwirft, die in der Mandschurei als Schild gegen Rußland und China steht.

Stalin erklärt sich einverstanden, daß sie vor Generalissimus Tschiang Kai-schek kapituliert, aber er läßt in einem Nebensatz einfügen: »oder vor der nächststehenden chinesischen Armee«. Im Norden Chinas aber operiert allein die Rote Armee Mao Tse-tungs.

Auf diese Weise verschafft Stalin seinem Schützling Mao in letzter Stunde die lang versprochene, niemals geleistete Lieferung modernsten Kriegsmaterials und schenkt ihm damit die Voraussetzungen für den späteren kommunistischen Siegesmarsch gegen den Generalissimus Tschiang Kai-schek, dessen Verbündeter Sowjetrußland offiziell ist.

Am 1. April – einen Monat vor Hitlers Selbstmord und sechs Wochen vor der Kapitulation Deutschlands – setzt die 10. amerikanische Armee unter dem Schirm starker See- und Luftstreit-

kräfte zum Angriff auf Okinawa an, eine 1 348 qkm große Insel der Riu-Kiu-Gruppe, die nur 500 Flugkilometer von Kiuschu, der südlichsten Hauptinsel Japans, entfernt ist.

Wenn Okinawa fällt, besitzen die amerikanischen Bomber eine Absprungbasis vor den Toren der japanischen Städte. Deshalb muß die kleine Insel bis zum letzten Mann gehalten werden.

Das japanische Oberkommando hat Okinawa stark befestigt; zwei Armeekorps der 32. Feldarmee stehen auf ihr unter dem Befehl des Generals Mitsuru Uchijima. Die langgestreckte, felsige Insel ist von zahlreichen Korallenriffen umgeben; ihre Höhen sind dicht bewaldet. Verborgen in den Kiefernwäldern liegt ein uraltes Schloß mit sechs Meter dicken Mauern. Hier befindet sich das Hauptquartier der Verteidiger.

120 000 Mann mit 500 Geschützen liegen auf Okinawa, doch haben sie sich in der »Schuri-Linie« ein weitverstreutes System aus Betonbunkern und Schützengräben geschaffen, das bis dicht an den Strand reicht und mit Minenfeldern, Drahtverhauen und Wolfsgruben auf den Gegner wartet.

³² Admiral Nimitz, der Flottenoberbefehlshaber der Vereinigten Staaten im Pazifik, schickt eine Invasionsflotte von 1 321 Schiffen mit 183 000 Mann ausgesuchter Marinetruppen, die gedeckt werden von dem berühmt gewordenen »Verband 38« unter Admiral Mitscher. In diesem Verband befinden sich allein 40 moderne Flugzeugträger, 18 Schlachtschiffe mit Zerstörern, Wachtbooten, Radar- und Minensucheinheiten und Hunderte von Kreuzern. Von den amerikanisch besetzten Flugplätzen auf den Marianen, von Volcano, Guam und den Philippinen starten fast pausenlos Geschwader viermotoriger Bomber. Die technische und zahlenmäßige Überlegenheit der Amerikaner ist erdrückend.

Als am Ostersonntag, am 1. April 1945, diese Flotte die Lücken im Ring um Okinawa schließt und mehr als tausend Geschütze ein verheerendes Feuer auf den Strand speien, als am leuchtend blauen Frühlingshimmel das silbrige Geflimmer der in Wellen anfliegenden Bombengeschwader nicht mehr aufhören will, und die Insel in Feuer, Rauch und Blitzen zu verschwinden scheint, ist auf japanischer Seite bereits der verzweifelte Entschluß gefaßt, in dieser Schlacht vor den Hauptinseln zu sterben oder zu siegen und die letzten Reserven der Flotte und Luftwaffe rücksichtslos einzusetzen. Es ist freilich nicht mehr viel, was Japan dem Feind entgegenzuwerfen vermag.

Auf den japanischen Feldflugplätzen in Formosa und Kiuschu

spielen sich ergreifende Szenen ab. Vor etlicher Zeit wurde ein Korps von Kamikazeleuten aufgestellt, zu dem sich junge Samurais, die Männer des von Mitsuru Tôyama beseelten Genyôsch-Ordens, zu Zehntausenden melden. Manche pilgern nach Yokohama zu dem Grabschrein des toten Tôyama, bevor sie sich für Kamikaze zur Verfügung stellen; sie erneuern an seiner Ruhestätte den heiligen Schwur, ihr Leben für den Tenno zu opfern.

Zehntausende fanatischer Amokläufer, erfüllt von leidenschaftlicher Vaterlandsliebe, werfen sich als lebender Wall zwischen Japan und die drohende Niederlage. Das erschöpfte, von fortwährenden Luftangriffen geschwächte, von seinen Rohstoffgebieten und wichtigsten Seeverbindungen abgeschnittene Land aber besitzt nicht mehr genügend Flugbenzin und Motorenöl, seine Fabriken vermögen keinen Ersatz mehr für das zerstörte Material zu beschaffen. Jede Flugmaschine ist eine Kostbarkeit geworden; die Marine befindet sich gegenüber der USA in hoffnungsloser Unterlegenheit.

Auf den Rollfeldern treten die Kamikazeflieger vor den startklaren Maschinen an. Die Nationalhymne erklingt, die Bodenverbände grüßen, die Offiziere senken die Samuraischwerter vor den Todgeweihten, die, in traditionelle Samuraitracht gekleidet, mit den Schwertern im Gurt und mit kahlgeschorenem Schädel, über den Brauen die weiße Stirnbinde, die man Leichen ums Haupt legt, sich tief vor der Sonnenflagge verneigen.

Die jungen Männer umarmen ein letztes Mal ihre Angehörigen. Keiner weint oder klagt, Mütter segnen die Söhne, und alte Väter verbeugen sich bis zum Boden vor den Jünglingen, denen Schintopriester schwarze Lackkästchen überreichen, in denen japanische Erde ist, damit die Flieger, die noch am selben Tag sterben, irgendwo in der Ferne mit einer Handvoll Heimatkrume ins Jenseits fahren.

Keiner wird wiederkehren. Um das kostbare Benzin zu sparen, tanken die Kamikazes nur Treibstoff für den Anflug, keinen Tropfen für die Rückkehr.

Sie klettern in die »Zeros«; die Motoren heulen auf, Maschine um Maschine verläßt das Feld, um über dem weiten, grausamen Ozean zu verschwinden. Ihre Namen stehen in dieser Stunde schon auf den Totenbrettern an den Ahnenschreinen, denn sie sind tot, obwohl sie noch eine Aufgabe zu erfüllen haben.

Am 1. April brechen zweiundzwanzig Angriffswellen solcher Todesflieger auf die amerikanische Flotte nieder. Einer wirft sich



Japanischer Kamikazeflieger bindet sich vor seinem letzten Start das Sonnenbanner um den Sturzhelm, bevor er sich mit seiner Bombenlast auf das befohlene Ziel stürzt

mit voller Bombenlast im Sturzflug auf das Schlachtschiff »Indianapolis«, das, in Flammen gehüllt, ausscheren muß. Dutzende von Japanern werden abgeschossen und fallen ins Meer.

Am 6. April greifen die Japaner neuerlich, beinahe pausenlos an; die amerikanischen Jäger – schneller und besser ausgerüstet als ihre Gegner – erwarten sie schon an der Radarvorpostenkette

und schießen vierhundert von ihnen ab, bevor einige durchbrechen können.

In den sechs Tagen liegt Okinawa ununterbrochen unter der Feuerglocke der großen Flotte. Ohne Unterbrechung kreisen die Bombenschwader über seinen rauchenden Wäldern. Da meldet die Funküberwachung dank dem »Magic«-Spezialsystem der Code-Entschlüsselung, daß der Rest der japanischen Schlachtflotte unter Führung des Flaggschlachtschiffes »Yamato« von Norden her nahe. Sofort steigen Torpedoflieger zum Angriff auf.

Von Lufttorpedos getroffen, bäumt sich die »Yamato« in einer Säule hochwirbelnden Rauches und Feuers auf und legt sich schwerfällig zur Seite. Mit ihren 70 000 Tonnen Stahl fahren viertausend Seeleute ins Meeresgrab hinab.

Das war am 7. April. Am 11. April durchstoßen ganze Staffeln japanischer Jagdbomber den Radarring und fallen wie Steine auf die amerikanischen Großkampfschiffe. Der Flugzeugträger »Enterprise« wird von zwei Kamikazes gefechtsunfähig gemacht; »Essex« schert mit Schlagseite aus. Ringsum krachen die stürzenden Flugzeuge auf Zerstörer, Wachtschiffe und Transporter.

Am 12. April kommen die Kamikazes in siebzehn Wellen. Die Kreuzer »Cassin Young« und »Jeffers« werden getroffen; einige Zerstörer teilen ihr Schicksal. Das Schlachtschiff »Tennessee« und die »Idaho« können nicht mehr ausweichen und erhalten schwere Einschläge. Die »New Mexico«, ein modernes Schlachtschiff, das für unsinkbar gilt, wird nach einem Treffer von einem Torpedo, den ein Kamikazemann steuert, an der Außenwand aufgerissen und muß zur Reparatur nach Manila zurückdampfen.

Der 17. April bringt den Verlust des Trägers »Intrepid« und einiger Zerstörer und Wachtschiffe. Unterdessen werfen die Transporter ihre Landeprähme an den Strand; Panzer, schwere Artillerie, Räumfahrzeuge, Risenbulldozer, gepanzerte Fahrzeuge aller Art rollen, von Marineinfanterie und Fallschirmtruppen gesichert, von Bord. Wilde Nahkämpfe toben auf Okinawa. Aus dem dutzendmal zermahlenen, von Bomben umgepflügten Wald- und Dünenland erheben sich immer wieder japanische Soldaten. Schritt um Schritt müssen sich die Amerikaner vorfechten. Am 18. April setzt dichter Regen ein und verwandelt die Insel in einen abgründigen Sumpf aus Schlamm und Blut.

Die tiefhängenden Wolken machen die Angriffe der Kamikaze unmöglich. Dafür tauchen Schwärme von Kleinst-U-Booten und lebenden Torpedos auf und greifen die Invasionsflotte an.

Immer wahnwitziger werden die Aktionen der Japaner.

Am 25. April stoßen aus dem regenverhangenen Himmel über den Rollfeldern auf den Marianen-Inseln fünf japanische Bomber hervor und setzen trotz heftigen Flakfeuers zur Landung an. Vier Maschinen werden in der Luft zerfetzt, die fünfte aber kann eine Bauchlandung vornehmen; aus ihrem von Treffern klaffenden Rumpf taumeln zehn Japaner mit geballten Sprengladungen und Maschinengewehren. Der ganze Spuk dauert keine zehn Minuten, doch bevor diese Handvoll Soldaten, von Geschoßgarben durchsiebt, auf dem Boden liegen, hat sie sieben amerikanische Bomber zerstört, sechszwanzig schwer beschädigt und durch Handgranatenwurf ein Treibstofflager mit 265 000 Litern in Brand gesetzt.

Zwei Tage später reißt der Himmel auf. Aus den Wolkenlücken fallen neuerlich wie stürzende Sterne die Kamikazes auf die amerikanische Flotte. Wieder werden eine Anzahl Schiffe getroffen.

Das Ringen um Okinawa übersteigt alle menschlichen Begriffe. Fanatischer Opfermut und Zähigkeit steigern sich wie im Rausch. Menschen verwandeln die Erde in ein Inferno.

Der Krieg des Reiches der aufgehenden Sonne aber ist bereits zu dieser Zeit ohne jede Hoffnung.

Am 9. Mai 1945 kapitulieren die Deutschen, der Krieg in Europa ist beendet.

Nun steht Japan allein wider die ganze Welt. Ungebrochen kämpfen die Soldaten des Tenno weiter. Als die Amerikaner nach unerhörten Blutopfern Mitte Mai in die Schuri-Festung einrücken, finden sie nur Trümmer, zerwühlte Erde und Leichenfelder.

Der Rest der Besatzung unter Generalleutnant Uschijima zieht sich in den gebirgigen Teil der Insel zurück und leistet fanatischen Widerstand. Der General und seine Männer liegen unter dem konzentrierten Feuer der Schiffsgeschütze, im Hagel der Bombenteppiche. Sie werden in den Pausen des Bombardements von überlegenen Landtruppen angegriffen.

Am 3. Juni tauchen noch einmal achtzehn Wellen japanischer Flugzeuge auf, Kamikazes werfen sich auf die Schiffe. Der Träger »Hornet«, das Schlachtschiff »Mississippi«, die Kreuzer »Louisville« und »Pittsburg« werden getroffen.

Am 21. Juni 1945 läßt die Gegenwehr auf Okinawa merklich nach, um schließlich gänzlich zu erlahmen. Am letzten Tag des Kampfes kleiden sich Generalleutnant Mitsuru Uschijima und



Auf dem höchsten Punkt der Insel Iwojima, deren Eroberung ihnen schwerste blutige Verluste kostete, hissen amerikanische Soldaten ihre Flagge

der verwundete Chef seines Stabes, Generalleutnant Isamu Cho, sowie die überlebenden Offiziere des Hauptquartiers in die traditionellen Kimonos, sie legen die weißen Stirnbinden an und knien vor den Samuraischwertern.

Während Feuer und Rauch über der letzten Stellung zusammenschlagen, angesichts des Kaiserbildes und der Sonnenflagge, begehen sie Harakiri. Die zum Befehlsbunker vorstoßenden amerikanischen Marineinfanteristen finden nur Tote und Sterbende.

Auf ganz Okinawa machen die Amerikaner nur 7 400 Gefangene, meist Schwerverwundete; zahlreiche von ihnen nehmen sich in den Lazaretten das Leben, sobald sie die Kraft dazu haben.

Die Okinawa-Armee des Tenno ist getreu ihrem Eid Mann für Mann gestorben und läßt dem Sieger nur das Grab, in dem sie ruht.

Japan hat tausend Inseln; die Hauptinseln sind voller Gebirge und Wälder, und mehr als neunzig Millionen Menschen leben dort, Männer, Frauen, entschlossen, lieber zu sterben, als den Nacken unter den Fuß des Siegers zu beugen.

Wie soll ein solcher Gegner bezwungen werden?

Doch in Japan gibt es auch eine Friedenspartei, die angesichts der fortschreitenden Selbstvernichtung der Nation nach einem Ausweg aus der Katastrophe sucht.

Monate bereits arbeitet die Partei vorsichtig im Dunkeln, ständig in Gefahr, von den Fanatikern der Militärpartei und der Genyôsha entdeckt und vernichtet zu werden. Zu diesen Männern der Vernunft gehören nicht nur Ministerpräsident Suzuki und eine Anzahl der Kabinettsmitglieder, der ehemalige Ministerpräsident Koki Hirota und Fürst Konoye, sondern insgeheim auch Kaiser Hirohito, der als Prinz Europa bereiste, der heimlich zum Christentum übertrat und der sich längst vom Glauben an die göttliche Sendung des »Sohnes der Sonne«, für den ihn die Nation hält, gelöst hat. Sogar der Tenno wäre jedoch gefährdet, wagte er das Wort Kapitulation vor den opferbereiten Generälen auszusprechen.

Nachdem die Luftangriffe der Amerikaner die Bahnen, Straßen, Brücken und Städte Japans schneller zerstören, als das emsig arbeitende Volk die Schäden halbwegs ausbessern kann, nachdem Flotte und Luftflotte bis auf geringe Reste zerschlagen sind und der Gegner von Okinawa aus in einer einzigen Flugstunde jede Stadt zu treffen vermag, wünscht der Kaiser den Frieden. Millionen sind obdachlos, die Nahrungsmittel reichen nicht aus, die völlige Auflösung des Staates steht bevor.

In dieser Situation sucht die Friedenspartei verzweifelt nach einer gangbaren Brücke zum Waffenstillstand. Sie muß mit äußerster Vorsicht handeln, denn die allmächtige Militärpartei würde nicht zögern, die Köpfe aller Männer zu fordern, die verhandlungsbereit sind. Erst vor wenigen Tagen hat Kriegsminister General Korechika Anami in blinder Vermessenheit erklärt, die



Kaiser Hirohito, der »Tenno«, im traditionell feierlichen Krönungsgewand

Armee werde Okinawa zurückerobern und die Amerikaner von den Meeren fegen.

Am 3. Juni 1945 spricht Kaiser Hirohito mit dem russischen Gesandten Jakob Malik; es ist ein Einleitungsgespräch für den Frieden.

»Tatsächlich beauftragte Kaiser Hirohito am 12. Juli den Fürsten Konoye mit einer persönlichen Botschaft, in der er um Frieden bittet. Konoyes Instruktion lautet, daß er nach Moskau fliegen

und dort die Vermittlung der Russen zur Beendigung des Krieges um jeden Preis verlangen soll ⁸³.«

Stalin und sein Außenminister Molotow erklären dem Japaner, sie hätten keine Zeit für derartige Gespräche; die Vorbereitung der Potsdamer Konferenz nehme sie völlig in Anspruch. In ihre Pläne paßt jetzt eine vorzeitige Kapitulation der Japaner keinesfalls, denn noch ist für sie der Siegespreis im Fernen Osten nicht eingebracht.

Am 26. Juli 1945 läßt die Potsdamer Konferenz ein Ultimatum an Japan funken, das, von Großbritannien, den Vereinigten Staaten und China unterzeichnet, Japan auffordert, sich sofort zu ergeben, wenn es nicht restlos vernichtet werden will. Die gestellten Bedingungen sind überraschend maßvoll. Japan soll als Nation weiterbestehen, seine Staatsform selbst bestimmen dürfen, und sogar der Thron des Tenno wird nicht angetastet.

Eine Sondersitzung des Kabinetts unter dem Vorsitz des Kaisers tritt am 27. Juli zusammen; der Kaiser erklärt Außenminister Togo, daß er die Annahme der Kapitulationsbedingungen befürworte. Kriegsminister General Anami und die Chefs der Wehrmachtsteile erheben feierlichen Protest. Wiederum ist die Situation für die Friedensfreunde gefährlich; es muß damit gerechnet werden, daß das Militär sich gewaltsam durchsetzt.

Die Friedenspartei hofft auf die Vermittlung der Sowjets, die durch Fürst Konoye die Verhandlungsbereitschaft Japans kennen. Im Vertrauen auf die Einschaltung der Russen ist Ministerpräsident Suzuki in einer Pressekonferenz am 28. Juli sehr zurückhaltend und sagt – auf die Militärpartei zielend –, das »Kabinett verfolge eine Politik der Mokusatsu«.

»Mokusatsu« bedeutet zweierlei: ignorieren oder auch sich eines Kommentars enthalten, sich vorläufig nicht dazu äußern wollen.

Unglücklicherweise wählt die Nachrichtenagentur Domei den ablehnenden Ausdruck und funkt in alle Welt hinaus: »Die japanische Regierung ignoriert das Potsdamer Ultimatum.« Die Russen, die mit Leichtigkeit die notwendige Erklärung geben könnten, schweigen, weil sie Zeit brauchen, ihre Armeen in den Osten zu schaffen.

Der amerikanische Kriegsminister Henry J. Stimson erklärt:

»Die japanische Regierung wies am 28. Juli 1945 durch den Mund des Ministerpräsidenten Suzuki das Potsdamer Ultimatum zurück... Angesichts dieser Ablehnung bleibt uns nichts anderes



Am 6. August 1945 fiel die erste Atombombe auf die japanische Stadt Hiroshima

übrig, als nunmehr tatsächlich zu zeigen, daß das Ultimatum genauso gemeint war, wie es lautet... Zu diesem Zweck ist die Atombombe eine hervorragend geeignete Waffe...«

Am 6. August, einem klaren blauen Sommertag, wirft ein amerikanischer Bomber die erste Uranbombe auf die Stadt Hiroshima. Ein Blitz, millionenfach schrecklicher als der Blitz des Himmels, fällt ins Herz einer Stadt, die voller Zivilisten ist, voll von Frauen, Kindern, Greisen, Männern, Jünglingen und Mädchen. Als die grelle Lichtexplosion erlischt und der Sprengrauchpilz wie eine gegen Gott gereckte Faust emporsteigt, liegen 160 000 Tote und Verwundete in den Ruinen der fortgeblasenen Großstadt, und radioaktiv geschwängerte Wolken regnen Tod und Krankheit für Generationen herab.

Schrecken und Entsetzen befallen Japan.

Zwei Tage später führen die Russen ein politisches Satyrspiel mit ernststen Folgen auf. Sie erklären Japan am 8. August den Krieg und rücken mit drei Armeen in die Mandschurei ein. Die japanische Kwantung-Armee weicht sofort zurück. Tags darauf

erscheint ein amerikanischer Bomber über Nagasaki und läßt eine Plutoniumbombe ab. Sie erstickt und zerreißt in einer tausendstel Sekunde 100 000 Menschen.

Nun ist es wahrhaftig genug des Grauens!

Wer zu sterben entschlossen ist, läßt auch andere sterben; die japanische Militärpartei bleibt selbst jetzt unbeugsam. Da ergreift Kaiser Hirohito die Initiative. Mit knapper Not entgeht er den in seinen Palast eindringenden Stoßtrupps der Generäle; er eilt – von wenigen Leibwächtern beschützt – ins Funkhaus des Senders Tokio und läßt die Botschaft mit Japans Kapitulationsangebot hinausenden.

Am 11. August erst trifft die Antwort der Alliierten ein: Kaiser Hirohito, über den General MacArthur als Oberbefehlshaber gesetzt wird, sei persönlich verantwortlich für die Durchführung der Potsdamer Beschlüsse; die Landung einer amerikanischen Besatzungsarmee auf den japanischen Hauptinseln stehe bevor.

Am 21. August kapituliert der Oberbefehlshaber der Kwantungarmee vor den Russen und der Roten Armee Mao Tse-tungs. Die japanische Friedensdelegation unterzeichnet am 2. September

Der japanische General Umezo unterzeichnet die Kapitulationsurkunde am 2. September 1945 (links der US-General MacArthur)



1945, 2.30 Uhr, auf dem Schlachtschiff »Missouri« die Kapitulation. Eine Woche später rücken die ersten amerikanischen Truppen im zerstörten Tokio ein; am selben Tag kapitulieren mehr als eine Million Japaner vor den Truppen des Generalissimus Tschiang Kai-schek.

Kamikaze, der Götterwind, hat keine Rettung gebracht. Eine zweieinhalbtausendjährige Geschichte endet in der Ohnmacht.

Die Ameisen kommen

Als die Geschütze des zweiten Weltkrieges längst verstummt sind und nach der bisher größten Katastrophe in der Geschichte der Menschheit die entfesselten Leidenschaften langsam abklingen, fragen sich die Völker, selbst die ernüchterten Sieger, wer eigentlich – wenn man von der Tatsache absieht, daß die ganze Menschheit diesen Krieg verloren hat – einigen Gewinn aus der Tragödie gezogen hat.

Daß Deutschland, Italien und Japan als die Besiegten ihre einstige Weltgeltung eingebüßt und schwerste Rückschläge erlitten haben, steht ebenso außer Zweifel wie der wohl endgültige Verlust der europäischen Vorrangstellung auf dem Erdball. Weder Großbritannien, das 1914 ein Viertel, noch Frankreich, das ein Achtel der Erdoberfläche als Kolonialmacht beherrschte, können sich an Kraft mit den USA oder der UdSSR messen.

Der wirkliche Sieger des großen Kampfes muß unter den beiden Weltmächten Amerika oder Rußland gesucht werden.

Es ist kein Geheimnis, weder in Europa und Amerika noch unter den aufmerksam beobachtenden farbigen Völkern Asiens und Afrikas, daß der Krieg vor allem durch die ungeheure industrielle Kraft der USA gewonnen wurde, die ja auch das bereits schwer angeschlagene Sowjetrußland mit dem Strom der Pacht- und Leihhilfsgüter gerettet und zum Durchhalten fähig gemacht haben. Obschon die russischen Massenarmeen infolge der strategisch übervorsichtigen amerikanischen Kriegführung die letzten Schlachten gewonnen, Berlin besetzt und die Kwantungarmee niedergeworfen haben, so hält die Weltöffentlichkeit den Sieg von 1945 dennoch für eine amerikanische Tat, und die Völker der Erde erwarten ein amerikanisches Jahrhundert.

Daß alle Erwartungen getäuscht werden und daß die USA – ge-

nau wie 1918/19 – die nie dagewesene, von der Weltgeschichte ihnen zugespielte Chance, als einzige ungeschwächte, allen Staaten überlegene Macht, die außerdem die Atombombe und eine völlig intakte, auf Höchsttouren laufende Kriegsindustrie besitzt, nicht nützen, daß sie nicht schiedsrichterlich und schöpferisch die Weltverhältnisse ordnen, sondern ihre Aufgabe und Pflicht unerfüllt lassen und sich schließlich, kaum ein Jahrzehnt nach ihrem Sieg, in die Rolle des Bedrängten, auf Bündnisse Angewiesenen hineingezwungen sehen, ist das Ergebnis der russischen, raffiniert vorausplanenden Politik und der kurzsichtigen Diplomatie Washingtons. Wobei nicht übersehen werden darf, daß eine nach Weltherrschaft strebende Diktatur mit härteren und wirksameren Mitteln arbeiten kann als eine im Parlamentarismus gebundene, den Gesetzen allgemeiner Moral verpflichtete und von der Öffentlichkeit kontrollierte Demokratie, die ihren eigentlichen Zweck nicht in der Anhäufung von Macht sieht.

Der Oberbefehlshaber im Osten, General MacArthur, sagte einmal in bitterer Selbsterkenntnis:

»Wenn wir Stalins Tod erleben, so dürfen wir überzeugt sein, daß er noch auf dem Sterbebett über unsere Naivität lacht . . .«

Schon in den Tagen, als die Pacht- und Leihlieferungen mit Schiffen über das Eismeer, mit Flugzeugen über Alaska und Nord-sibirien auf vollen Touren liefen, mißbrauchten die Sowjets die amerikanische Freundschaft fortgesetzt.

Roosevelt setzte damals ein Gesetz durch, wonach zur leichteren und schnelleren Abwicklung der Lieferungen das in den USA landende russische Personal keiner Kontrolle oder Reisebeschränkungen unterworfen werden durfte. Major George Racey Jordan, der Überwachungsoffizier auf dem Flugplatz Gore Field in Montana, schreibt in seinen »Diaries«:

»Regelmäßig landeten russische Flugzeuge mit Männern an Bord, von denen niemand wußte, wer sie waren. Immer wieder sah ich sie von den Flugzeugen abspringen, über Zäune klettern und auf bereitstehende Taxis zulaufen. Anscheinend wußten sie schon im voraus, welche Richtung sie einzuschlagen hatten. Es war eine einmalige Gelegenheit, Spione mit falschen Ausweisen zum Kriegs- und Nachkriegseinsatz einzuschmuggeln . . .«

Nicht genug damit, daß die Sowjets das Territorium ihres Bundesgenossen mit einem Netz von Agenten überziehen, sie nützen

die offene Tür auch, um alles herauszuschaffen, was in der Zukunft Bedeutung haben könnte. Major Jordan beobachtete, daß ganze Kuriermaschinen mit geheimnisvollen Koffern, Kisten und Aktenbündeln vollgeladen werden, die sich seiner Kontrolle als diplomatisches Gepäck entziehen. Als er eines Tages mit Stichproben diese geheimnisvollen Sendungen prüft, stellt er auf Anhieb fest, daß es sich um Abschriften, Fotokopien und sogar um Originalakten aus dem Auswärtigen Amt in Washington handelt. Die streng geheimen Berichte der Botschafter, Attachés und Leiter der Auslandsmissionen in Tschunking und Moskau gehen auf diese Weise nach dem Osten, um jenes Moskau zu unterrichten, über das sie sich vertraulich geäußert haben.

Der Major stößt mehrfach auf den Namen Alger Hiss, einen hohen Beamten des Außenministeriums, der das besondere Vertrauen des Präsidenten Roosevelt genießt. Außerdem entdeckt der Major Patentabschriften, Mikrofilme, komplizierte physikalische Exposés und Berichte über die intimsten Vorgänge der amerikanischen Kriegsindustrie – alles russisches Diplomatengepäck. Ohne zu wissen, worum es sich handelt, liest Major Jordan Akten mit dem Aufdruck »Oak Ridge, Manhattan Engineering Project«. Später erst erfährt er, daß unter diesem Namen die Atombombenherstellung läuft.

Nach dem zufälligen Absturz einer russischen Maschine in Alaska findet man in ihrem Wrack kostbaren Uranstaub, einen Stoff, dessen Ausfuhr strengstens verboten ist.

Als der aufmerksame Überwachungsoffizier das Untersuchungsergebnis in Washington vorlegt, wird er heftig zurechtgewiesen; die Ladung russischer Maschinen sei Eigentum der Moskauer Regierung und dürfe von keiner amerikanischen Dienststelle berührt werden.

Tag für Tag geht ein Berg militärischer und wirtschaftlicher Geheimnisse und etwa eine dreiviertel Tonne Uran in die Sowjetunion, denn man ist dort schon während des Krieges bemüht, dem Verbündeten seine Übermacht zu entwenden.

Die Russen sind auch stets darüber orientiert, was etwa General Stillwell über die Verwendung der Pacht- und Leihlieferungen an Tschiang Kai-schek nach Washington berichtet; sie lächeln wohl insgeheim, wenn sie die unterschiedliche Meinung der amerikanischen Offiziere in Burma und China lesen. Während nämlich die Gruppe der Stabsoffiziere unter Stillwell, die die Operationen der Nationalarmee Tschiang Kai-scheks leiten, allmählich

in den Bannkreis der Ideologie Tschiangs gerät, gegen Mao Tse-tungs Rote Armee polemisiert und auf die Gefahr einer kommunistischen Infiltration hinweist, verteidigt der »Gelbe Tiger« General Chennault, der Chef der US-Luftwaffe, die von Burma aus operiert, die militärischen und sozialen Leistungen des roten Bundesgenossen in Yenan.

Unter dem Einfluß der Rooseveltischen Mentalität werden alle Berichte aus China über die Kämpfe der Roten Armee Mao Tse-tungs an hervorragender Stelle in den Zeitungen gepriesen, die Stimmung der USA steigert sich allmählich in einen Freundschaftstaumel für die Sowjets – seien sie Russen oder Chinesen.

Von dieser gefährlichen Blindheit werden auch Roosevelts Abmachungen in Jalta bestimmt. Seit 1899 vertreten die Amerikaner die Politik der offenen Tür für Gesamtchina: in Jalta aber gesteht der Präsident den Sowjets eine Einflußsphäre in der Mandschurei und in Nordkorea zu und beschränkt damit die Souveränität Chinas. In dem darauf bezüglichen Abschnitt des Jalta-Protokolls heißt es:

»Es sollen die Rußland gebührenden Rechte, welche durch den treubruchigen Überfall Japans 1904 verletzt worden sind, wieder hergestellt werden.«

Das bedeutet jetzt, nach Japans Kapitulation, nicht nur die Übergabe Sachalins, der Kurileninseln und der militärischen Stützpunkte in Port Arthur und Dalny am Gelben Meer an die Russen, sondern auch die praktische Auslieferung Nordchinas. Dort steht nämlich, von Roosevelt gerufen, die Sowjetarmee und rückt trotz Waffenstillstands bis ans Gelbe Meer vor. Da Korea, solange es während des Krieges japanisch besetzt war, nicht auf alliierter Seite mitkämpfen konnte, erhält es seine Befreiung als Geschenk der Alliierten, doch weil im Siegestaumel alles rasch gehen muß, einigen sich amerikanische und russische Offiziere auf den 38. Breitengrad als Grenze ihrer Besatzungszonen. Diese willkürlich gewählte Linie wird zur Schicksalsachse eines Landes, dessen Hälften man zwei verschiedenen Welten zuteilt.

Am 12. August 1945 – der Kreml hat es eilig – wird im russisch besetzten Nordkorea eine Koreanische Volksrepublik ausgerufen, deren Präsident der langjährige Vorkämpfer gegen die Japaner, Kim Du-bong, wird. Die Fernziele der Sowjets verraten sich deutlich durch die Zusammensetzung der Regierung, denn im Kabinett der Volksrepublik Nordkorea sitzen neun Minister als

Vertreter des noch nicht »befreiten« Südkorea. Die in Nordkorea liegenden Uranerzlager werden von sowjetischen Spezialisten sofort zur Ausbeutung übernommen.

In den folgenden Monaten macht sich im Süden, den die Amerikaner besetzt halten, die Tätigkeit kommunistischer Partisanen bemerkbar; die roten Guerillakämpfer werden bis 1949 so kühn, daß sie sogar die südkoreanische Stadt Tschinfu überfallen, obwohl in diesem Landesteil seit August 1948 die aus allgemeinen Wahlen hervorgegangene Regierung Dr. Syngman Rhee amtiert. Die Ideologien von Ost und West stehen sich also auch hier feindlich gegenüber.

Wo immer die Japaner die von ihnen eroberten einstigen Kolonialgebiete geräumt und vor den einheimischen Partisanenführern kapituliert haben, hinterlassen sie nicht nur ihre Parole »Asien den Asiaten«, sondern zugleich erhebliche militärische und wirtschaftliche Ausrüstungen, die es den örtlichen Eingeborenenführern ermöglichen, sich gegen die Wiederkehr der alten Machthaber zu wehren. Fast überall sind es die Kommunisten, die sich zu Wortführern aufwerfen und das Vakuum ausfüllen, das sich bei einem Regimewechsel ergibt.

In Indochina wird die japanhörige Regierung des Kaisers Bao Dai durch den in Moskau geschulten Führer der Vietmin-Bewegung, den Kommunisten Ho Tschimin, ersetzt und aus Annam, Tonking und Cochinchina die Volksrepublik Vietmin mit der Hauptstadt Hanoi gegründet.

Das geschwächte Frankreich schließt einen Vertrag mit Ho Tschimin und erkennt das neue Vietnam, Laos und Kambodscha neben der »Volksrepublik Vietmin« als unabhängige Staaten innerhalb der Französischen Union an. Auch hier brechen jedoch schon im Dezember 1946 die Feindseligkeiten zwischen Nord und Süd aus, und die kommunistischen Partisanen lassen keinen Zweifel darüber, daß es ihre Absicht ist, die Franzosen, Amerikaner und alle Nicht-Kommunisten aus ganz Indochina zu vertreiben. Der Krieg in Dschungel, Sumpf und Gebirge geht weiter, nur wird er fortan von französischen Truppen auf der einen, von einheimischen und chinesischen Kommunisten auf der anderen Seite geführt.

Nicht anders entwickeln sich die Dinge auf den Philippinen. Die Volksarmee der Huks war während der japanischen Besatzungszeit ein natürlicher Verbündeter der Amerikaner; sie erbt nicht nur wie überall das von den Japanern zurückgelassene

Kriegsmaterial, sondern in der Freude des Sieges überlassen ihnen die zurückkehrenden Amerikaner sogar ihre gesamte Armeeausrüstung und alle Magazine, deren Rücktransport nach den USA unrentabel wäre.

Die tausend Inseln der Philippinen hat der Krieg schwer getroffen. Neunzig Prozent der Zuckerrohrplantagen, bisher volkswirtschaftliche Haupteinnahmequellen, sind durch die Kämpfe zerstört oder vom Urwald überwuchert. Am 4. Juli 1946 erklären die USA ihre ehemalige Kolonie für selbständig und ziehen ihre Truppen zurück.

Auf dem durch Schrecknisse und bittere Nachkriegsnot wohl-vorbereiteten Boden der Philippinen erheben sich die kommunistischen Huks im November 1949; sie sind jetzt ausgezeichnet bewaffnet und suchen die demokratische Ordnung zu stürzen. Damit steht auch dieser Teil Ostasiens wieder in Flammen.

Frankreich wählt 1946 zu 26,6 Prozent kommunistisch, Italien ruft die Republik aus, die Kommunisten sind drittstärkste Partei. Die arabische Welt befindet sich in Gärung. Im Iran liegen entgegen allen Abmachungen auch nach Kriegsende noch russische Truppen. In Indien vollzieht sich die Geburt des selbständigen Staatswesens in blutigen Wehen. Indonesien zuckt in den Fieberschauern einer Neuformung, und auch hier läßt sich nach dem Abzug der Japaner das Unabhängigkeitsstreben nicht ersticken; die Inselwelt zwischen Java und Sumatra, Celebes und Neu-Guinea wehrt sich gegen die zurückkehrenden Niederländer mit dem im Lande verbliebenen japanischen und amerikanischen Kriegsmaterial erbittert und unnachgiebig. Dabei kämpfen die Demokraten unter Sukarno mit den Kommunisten Hattas Seite an Seite gegen die Kolonialherren – und es ist ganz ungewiß, wessen Früchte nach dem Sieg reifen werden.

Angesichts dieser allgemeinen Umwälzung des Bestehenden, während der Weltkommunismus immer gefährlicher voranschreitet, Malaia, Burma und ganz Hinterindien in hellen Flammen stehen und selbst in Japan die Massen der roten Verlockung nachgeben, wachen die Amerikaner endlich auf und legen vorsichtig das Steuer herum.

Im Triumph des Sieges, in der auslaufenden Ära der Rooseveltschen Konzeption haben die USA an den großen, von ihnen errungenen Weltfrieden geglaubt. Der altersschwache Völkerbund war aufgelöst, die UNO feierlich begründet worden. Wieder einmal hofft man, der vergangene Krieg sei der letzte der

Geschichte gewesen, alle künftigen Konflikte könnten am Verhandlungstisch der Vereinten Nationen geschlichtet werden, Armeen, Luftflotten und Seestreitkräfte seien veraltete und unnütze Einrichtungen. Enthusiastisch hatten die Amerikaner ihre Riesenflugzeuge auf Haufen zusammengeworfen und angezündet, die Armeen wesentlich verringert, die Panzer verschrottet und viele Flotteneinheiten außer Dienst gestellt. Genau wie 1918/19 legten sie das Schwert zu früh aus den Händen, während das völlig erschöpfte Rußland mit Ungeduld alle seine Kräfte für eine neue Aufrüstung und für rasche schwerindustrielle Erholung einsetzte.

Nach Roosevelts Tod im April 1945 hatte sich indessen doch der langsame Wandel der amerikanischen Politik vorbereitet. Präsident Truman war mißtrauischer und vorsichtiger als sein Vorgänger. Die Byrnes-Rede im September 1946 und der Marshall-Plan zur Hilfestellung beim Wiederaufbau der kriegszerstörten Länder sind die Marksteine dieser politischen Schwenkung.

In der europäischen Politik zieht Washington sehr schnell die Folgerung angesichts alarmierender Ergebnisse: In Griechenland tobt 1947 ein kommunistischer Aufstand, um auch dieses Land dem sowjetischen Machtblock einzuverleiben; in Rumänien fegte ein kommunistischer Handstreich die demokratische Regierung fort; in Polen muß die gewählte demokratische Regierung einer kommunistischen Diktatur weichen.

In China aber, dem Kerngebiet Ostasiens, das in allen Jahrtausenden der fernöstlichen Geschichte die Völker Ostasiens beeinflußt hat, werden von Washington noch mancherlei Versäumnisse und Irrtümer begangen.

Unter Roosevelt war im Oktober 1944 der Chef des Stabes der amerikanischen Militärmission in Tschung-king, General Stillwell, ungnädig abberufen worden, weil seine Berichte über die wachsende kommunistische Gefahr, die aus Yen-an und von der Roten Armee Mao Tse-tungs drohte, in Washington, das damals in den Kommunisten ehrliche, verlässliche Bundesgenossen sah, peinliches Aufsehen erregten. Man war außerdem mit Tschiang Kai-schek nicht mehr zufrieden und verlangte von ihm, daß er sich endlich mit Mao einigte. Seine Forderungen, die Rote Armee auf ihr ursprüngliches Format zu reduzieren und Mao dem Oberkommando der Tschunking-Regierung zu unterstellen, hatte Roosevelt abgelehnt.

Es gibt allerdings eine Reihe von Mißständen, an deren Ent-

stehen der Generalissimus nicht unbeteiligt ist. Seine enge Verbindung zu den reichen Sung und ihrer sehr verzweigten Verwandtschaft und Freundschaft bindet ihm die Hände bei der Bekämpfung einer Korruption von ungeheuren Ausmaßen. Die chinesischen Bankiers, Kaufleute und Großbürger nützen das Chaos, das Hereinströmen amerikanischer Gelder, die Hilfssendungen und Waffenlieferungen aus, um sich schamlos zu bereichern. General Stillwell schätzt 1944, daß von den amerikanischen Pacht- und Leihhilfen nur etwa zehn Prozent an die Front gelangen und der Rest verschoben wird.

Wer aber kauft Waffen und Munition? Wer empfängt, was die USA zur Kriegführung gegen Japan liefern, und kann dafür harte Dollars, russische Rubel und Gold zahlen?

Von den Beamten und Händlern in Tschunking vermag jeder Agent, der über entsprechende Summen verfügt, alles zu kaufen, vom Panzer bis zum Flugzeug und von der Kanone bis zum Maschinengewehr. Auf diese Weise fließen große Teile der amerikanischen Sendungen nach Yenan in Maos Bereich.

Zwischen Generalissimus Tschiang Kai-shek und Tschu En-lai finden 1946 Verhandlungen durch Vermittlung des amerikanischen Sonderbotschafters General Marshall statt; sie sollen das gespannte Verhältnis zwischen den beiden chinesischen Gruppen freundlicher gestalten.

Der amerikanische General bezeichnet Tschu En-lai als geistreich, liebenswürdig und taktvoll. Er empfindet echte Freundschaft und Hochachtung für den Chinesen.

Tschu spricht fließend Deutsch, Englisch und Französisch. Er war mit Mao einst zusammen Bibliothekar an der Hanlin-Universität in Peking. Als General Marshall ihn einmal fragt, ob er auch in Moskau gewesen sei, verneint Tschu lächelnd – und sagt die Unwahrheit. Er hielt sich im Auftrag der Kommunistischen Partei 1920 als Werkstudent in Frankreich, später in Deutschland auf und ging von dort 1923 nach Moskau, wo man ihm die hohe Schule der marxistisch-leninistischen Ideologie beibrachte.

Vieles ist unwahr, was Tschu mit freundlichem Lächeln und verbindlicher Höflichkeit behauptet. Jahre später wird General Marshall in seinen Memoiren erzählen, es seien neunzig Prozent aller Angaben Tschus Lügen gewesen.

Einmal erkundigt sich der General nach den Zwistigkeiten innerhalb der kommunistischen Partei der Ostblockländer, und er erinnert an den Zwist Titos mit Stalin. Tschu antwortet:



Der amerikanische General George C. Marshall versucht vergebens, zwischen dem kommunistischen und nationalistischen Lager in China zu vermitteln. Hier im Gespräch mit Tschu En-lai

»Vergessen Sie nicht, daß es bei uns Kommunisten genau wie bei anderen Parteien Meinungsverschiedenheiten, Verstimmungen und Zwietracht gibt. Wer jedoch meint, so etwas könne uns auf die Dauer trennen und zersplittern, täuscht sich gewaltig...«

Im Jahre 1946 nimmt General Marshall alle Angaben des roten Mandarins noch für bare Münze. Er glaubt ihm eher als dem Generalissimus Tschiang Kai-schek.

Bei den Verhandlungen Marshalls in China geht es um die Ergründung des wahren Stärkeverhältnisses zwischen den beiden Machthabern und um eine dieser Relation entsprechende Besetzung der Ministerposten in einer gemeinsamen chinesischen Volksfrontregierung, die das politische Ziel der amerikanischen Bemühungen ist.

Mao Tse-tung beherrscht ein Gebiet von der ungefähren Größe Mitteleuropas mit einer Bevölkerung von etwa einhundertvierzig Millionen Menschen. Tschiang Kai-schek, der an der Spitze des

größeren Chinas mit vierhundert Millionen Menschen steht, hat damals bei den Amerikanern keinen hohen Kurswert, weil seine drei Währungsreformen dank der Korruption seiner Verwandten, des Finanzministers Kung und des Außenministers Sung sowie zahlloser befreundeter Bankiers, stets in neuen Inflationen ertranken, so daß maßgebliche amerikanische Wirtschaftsexperten die Frage, ob China in absehbarer Zukunft ein rentabler Markt werden könne, entschieden verneinen.

Mao geht es einzig darum, Zeit zu gewinnen.

»Ihm ist es im Augenblick wichtiger, die militärischen Machtmittel zu erhalten, die er gebrauchen würde, sobald die amerikanischen Bemühungen um die Bildung einer Volksfrontregierung scheiterten. Wenn Tschiang Waffen und Munition von den Amerikanern erhielt, war es nach seiner Ansicht wohl recht und billig, daß er sich von den Sowjetrussen bedienen ließ...³⁴«

Er ist infolge der Abmachungen von Jalta in den Besitz der intakten Ausrüstung der japanischen Kwantung-Armee gelangt; die Korruption im Lager Tschiang Kai-scheks verschafft ihm dazu noch einen Großteil der amerikanischen Pacht- und Leihlieferungen.

Es kümmert ihn wenig, daß die Russen die Mandschurei ausbeuten und die dort von den Japanern errichteten Industrieanlagen demontieren. Nur auf die Sowjets gestützt, wird er eines Tages Tschiang Kai-schek schlagen können.

Im Januar 1947 reisen die amerikanischen Friedensstifter ohne Erfolg ab. Ihr Unmut über den Generalissimus drückt sich in der abrupten Einstellung aller Lieferungen aus. Sie überlassen das nationale China seinem Schicksal.

Tschiang Kai-schek zögert mit dem nächsten Schachzug nicht lange; er läßt seine Armee nach Nordwesten marschieren. Im März 1947 besetzt er das rote Hauptquartier in Yenan, während Maos Regierung hoch in den Norden, in die Stadt Schih-chia-chung, ausweicht. Der Krieg bringt jedoch kein endgültiges Ergebnis, sondern versickert in Partisanenkämpfen, die sich am Rande der chinesischen Welt abspielen.

Im Winter 1947/48 bricht die Rote Armee, von ihrer Niederlage völlig erholt, zur Gegenoffensive auf. Es ist eine völlig neu organisierte Armee mit schweren Waffen, Panzern, Flugzeugen und endlosen Kolonnen modern ausgebildeter Infanterie. Sie wirft einen Nebel von Propaganda vor sich her, die das weite

Reich zum Aufruhr verlocken soll. Der Rote Drache verkündet, unter seinen Fittichen werde der von Krieg und Korruption ausgebeutete Bauer endlich Herr seiner Scholle, der hungernde Kuli Teilhaber der Paläste, Banken und Fabriken, der Student Träger der besseren Ordnung werden.

Millionen blaugekleideter Kommunisten wimmeln wie ein Meer von Ameisen aus dem Norden ins Landesinnere und tragen die roten Fahnen nach Süden. Abermillionen Menschenameisen horchen auf; nach dreißig Jahren Krieg und Revolution glauben viele den Verheißungen und meinen, der Staat der Bauern, Soldaten und Arbeiter werde den wirklichen Frieden bringen.

Am 19. April 1948 wird Tschiang Kai-schek von der Nationalversammlung nach Inkrafttreten der neuen demokratischen Verfassung zum ersten Präsidenten der Chinesischen Republik gewählt, doch die roten Propagandisten und die Soldaten Maos überschreiten bereits die Drachentorberge, sie wimmeln durch die Öffnungen der Großen Mauer wie vordem die mongolischen Eroberer. Es gärt auf den Dörfern, und es brodeln in der Bevölkerung der Städte.

Die Truppen der Nationalarmee sind schlecht ausgerüstet. Man hat ihre Waffen und Lagerbestände verkauft und verschoben; Offiziere und Mannschaften haben den Glauben an die Kuomintang verloren und gehen unlustig und furchtsam in den Kampf gegen den fanatisierten und von seiner Sache überzeugten Gegner.

Im November, in der großen Schlacht am Süt-chou, laufen ganze Divisionen der Armee Tschiangs zum Gegner über oder lösen sich auf. Der Generalissimus muß den Rückzug über den Hoang-Ho befehlen.

Mao rückt im Frühjahr 1949 in Peking ein. Im April überschreiten die Vorausabteilungen seiner Streitkräfte, eine Million Mann, die letzte Barriere vor dem Kernraum Tschiang Kai-scheks, den Yang-tse-kiang.

Die rote Lawine rollt unaufhaltsam weiter nach Süden.

In den Jahren, in denen eine dramatische Entwicklung das unter Roosevelt freundschaftliche Verhältnis zwischen Rußland und den USA in den Zustand des »Kalten Krieges« verwandelt und der Bürgerkrieg in China von neuem ausbricht, befindet sich ganz Ostasien in wilder Gärung.

Wo auch immer die einstigen Kolonialherren in ihre politischen

und wirtschaftlichen Positionen zurückgekehrt sind, stehen sie zwei unbedingten, durch den zweiten Weltkrieg gebildeten oder auch durch ihn gestärkten Feinden gegenüber: dem radikalen Nationalismus der eingeborenen Völker und der fortschwellenden kommunistischen Rebellion.

An vielen Orten fließen beide Bewegungen in eine einzige zusammen, die sich um so leidenschaftlicher gegen die früheren Gebieter wendet.

In Indochina muß Frankreich Kolonialtruppen in stets wachsender Zahl gegen kommunistische Saboteure, Partisanen und bald auch gegen die im Dschungel operierenden Verbände Ho Tschu-mins einsetzen.

Die Urwälder der Malaiastaaten stecken voll von kommunistischen Terroristen. Die weißen Farmer der Gummipflanzungen sind selbst in ihren zu Festungen ausgebauten Häusern nicht mehr sicher vor Überfällen, Bomben und Attentaten; jede Straße und Bahnverbindung ist von Minen, Gewehrschüssen aus dem Dickicht und durch Brückensprengungen bedroht. Selbst Großstädte wie Singapur werden zu gefährlich kochenden Kratern der Revolution.

Bezeichnend für die Nachkriegszustände im Fernen Osten sind die Philippinen, jener aus 7 100 Inseln bestehende Archipel, von dem die Amerikaner 1946 unter Zurücklassung ungeheurer Vorräte an Kriegsmaterial abgezogen sind, dem sie die Freiheit geschenkt haben und wo sie nur noch einige vertraglich gesicherte Stützpunkte besetzt halten.

Die Philippinen waren vor ihrer Eroberung durch die Japaner ein blühendes Feld amerikanischer und einheimischer Kapitalisten, ein reiches Gebiet der Zuckerrohr- und Ananasplantagen. Der gute, anbaufähige Boden gehörte einer kleinen Schicht von Großgrundbesitzern, während auf die Masse der Kleinbauern nur ein durchschnittliches Jahreseinkommen von etwa 40 Dollar entfiel, das sie durch Aufnahme von hoch zu verzinsenden Darlehen zu verbessern suchte. Angesichts des weitklaffenden Abgrundes zwischen arm und reich hatten die kommunistischen Agitatoren unter Hinweis auf Mao Tse-tungs Bodenreform in Yenan ein leichtes Spiel, als sie eine Bürgerkriegsarmee aufstellten, deren Bewaffnung durch die japanische Beute und die Geschenkfreudigkeit der Amerikaner gesichert war. Jetzt steht nördlich von Manila ein Heer von 16 000 Huks, das von mehreren hunderttausend armen Bauern in der ganzen Inselwelt unterstützt wird.

Die Lage verwirrt sich noch mehr, als die auf der südlichen Insel Mindanao siedelnde mohammedanische Moro-Bevölkerung den traditionellen Krieg gegen die christlichen Nordinseln wieder aufgenommen hat.

Die Huks terrorisieren die Bauern, Plantagenbesitzer und Grundeigentümer, deren Leben nur dann gesichert ist, wenn sie die kommunistischen Stoßtrupps ständig mit Geld, Munition und Lebensmitteln versorgen. Die Zustände sind überall gleich, ob es sich um das Reisbecken der Insel Luzon oder um die Ananasplantagen der südlichen Inseln handelt, wo trotzdem fast täglich eine der großen Konservenfabriken in Flammen aufgeht.

Zwar haben auf den Philippinen amerikanische Flotteneinheiten einen Wachdienst eingerichtet, und die USA unterstützen die einheimischen demokratischen Behörden, doch die eingeborenen Beamten sind zumeist korrupt und auf sehr zweifelhafte Weise zu ihren Ämtern gekommen. Es rächt sich, daß die USA einem für seine Selbständigkeit unvorbereiteten Volk die Unabhängigkeit schenken. Bei der Präsidentenwahl im Jahre 1949 kommt es zu so schamlosen Betrugsmanövern der »Liberalen Partei« des Favoriten Quirino, daß in der Bevölkerung das Wort umgeht, die demokratische Regierung sei »mit den Stimmen der Vögel, Insekten und Affen« gewählt worden.

Das ist die Obrigkeit, die mit amerikanischer Unterstützung den militärischen Abwehrkampf gegen den Kommunismus aufnimmt, indessen die verarmten und ausgebeuteten Bauern – ohne von der Ideologie und Lebensform des Sowjetsystems etwas zu wissen – hoffen, der »große Vater Stalin« werde auch ihnen eine Bodenreform und die Erlösung vom Druck der Geldverleiher, Großplantagen und korrupten Beamten bringen.

Nicht anders als auf den Philippinen sind die Verhältnisse in Thailand, dem die Alliierten bei Kriegsende die Provinzen Laos und Kambodscha, die es etliche Jahre vorher von den Franzosen zurückgewonnen hatte, wieder fortnahmen; Thailand war ein Bundesgenosse der Japaner, während der Kolonialherr Frankreich als Partner der Alliierten Anspruch auf Unterstützung durch die USA und Großbritannien erhob.

Auch in Thailand sind die Kommunisten nicht untätig. Ein national-kommunistischer Aufstand steht zu erwarten, während die kommunistenfreundlichen, doch demokratisch getarnten Parteien von den Amerikanern auch noch unterstützt werden. Als die Gefahr eines Umschwenkens des Landes ins Lager der »Volks-

demokratien« aufs höchste gestiegen ist, errichtet der wegen seiner Japanfreundlichkeit abgesetzte Marschall Phibul Songkram am 8. November 1947 nach einem Staatsstreich eine Militärdiktatur unter Beibehaltung der Monarchie. Damit ist die rote Bedrohung wenigstens in diesem Gebiet gebannt.

Wie bedrohlich die rote Welle in Indochina ist, zeigt sich, als 1949 der britische Gouverneur auf Sarawak ermordet wird und ein englischer Feldzug unter General Briggs gegen die kommunistischen Partisanen in Malaia durchgeführt werden muß.

Seit Kriegsende wird ganz Indien von blutigen Unruhen heimgesucht. Als die Regierung Großbritanniens im Februar 1947 endlich ihren Entschluß bekanntgibt, Indien die Unabhängigkeit zu gewähren, brechen schwere Kämpfe zwischen Moslems und Hindus aus, die sich auch nach dem 15. August 1947 fortsetzen, dem Tag, an dem die beiden aus dem indischen Dominion geschaffenen Staaten Pakistan und Indien ihre Selbständigkeit erlangen. Am 30. Januar 1948 wird Gandhi, der Mann der Gewaltlosigkeit und hohen Menschlichkeit, von einem Fanatiker ermordet. Grenzstreitigkeiten zwischen den zwei neuen Staatsgebilden führen nicht nur zu chaotischen Umsiedlungen und zur Flucht zahlreicher Inder und Moslems, sondern auch zu Kämpfen, Morden und Brandstiftungen.

Der britischen Unabhängigkeitserklärung für Indien vom 15. August 1947 folgt am 17. Oktober desselben Jahres die Beendigung der britischen Kolonialherrschaft in Burma. Auch hier zeigen sich ernste Gefahren. Die am 4. Januar 1949 förmlich erklärte »Union von Burma« steht vor schweren Krisen, die nicht zuletzt durch die bolschewistische Infiltration verursacht werden. Die östliche Welt ist in den Wirbel einer großen Neuordnung geraten, in dessen die Weltmächte Rußland und die Vereinigten Staaten wie zwei Riesen abwartend im Hintergrund der Szene stehen.

Die Vereinigten Staaten experimentieren, dienen den Kolonialinteressen ihrer Verbündeten und überlassen die Politik weithin ihren führenden Wirtschaftlern, die sehr oft mit ihren Diplomaten identisch sind. Man darf nicht vergessen, daß die USA nach dem Kriege jahrelang bemüht sind, im Kernraum Ostasiens eine Volksfrontregierung und eine Vereinigung Tschiang Kai-scheks mit Mao Tse-tung zustande zu bringen, sich dann aber sowohl aus wirtschaftlichen wie aus politischen Gründen desinteressiert zurückziehen, als der Generalissimus sich weigert, seinen Kopf in den Rachen des Roten Drachens zu stecken.

Auch als Mao bereits aufgebrochen ist und nach Peking, zum Hoang-Ho und über den Yang-tse-kiang marschiert, die sowjetische Unterstützung dieser roten Armee klar bewiesen ist und der Tag eines völligen Triumphes des Kommunismus in China näherrückt, raffen sich die Amerikaner zu keiner tatkräftigen und zielbewußten Politik auf.

Als einziges Faustpfand ihres bereits verspielten Sieges in Ostasien halten sie nur noch Japan in Händen.

Kaum ein anderes großes Land des Fernen Ostens erlebt eine so grausame Abwertung aller Ideale seiner Vergangenheit wie Japan. Zum erstenmal in seiner 2 400jährigen Geschichte ist es geschlagen worden und erduldet eine fremde Besatzung. Der Tenno, der zweieinhalb Jahrtausende lang als »Sohn der Sonnengöttin« und als heilige Verkörperung des Vaterlandes verehrt wurde, wird in jäher Verwandlung zum Mensch unter Menschen – tragischer noch: Er verkündet selbst, daß er seit Jahrzehnten heimlich Christ sei und noch nie an die Rolle des Göttersohnes geglaubt habe.

Wofür stürzten sich die Kamikazeflieger mit ihren sprengstoffgeladenen Maschinen auf die feindlichen Panzerschiffe? Mit welcher tieferen ethischen Begründung als der des Dienstes für den göttlichen Tenno hätten sich die Millionen namenloser Helden im Seekrieg, in den fernen Dschungeln und in den Feldschlachten opfern können?

Die neue Welt, die unter dem Sternenbanner in Japan Platz greift, verlangt eine weitaus einschneidendere Abwendung vom ererbten Glauben, von der Tradition und dem Lebensgefühl der Nation, als sie die im Jahre 1853 von dem Amerikaner Perry erzwungene Öffnung der Häfen und die darauffolgende Modernisierung des feudalen Japans mit sich brachten.

Damals bewältigte Japan innerhalb einer Generation den Übergang vom Mittelalter in die Neuzeit. Jetzt wird die Nation unter Leid und Demütigung zu einem außergewöhnlich bitteren Erwachen getrieben. Perry zerbrach nur die äußere Schale Japans. Die Atombomben von Hiroshima und Nagasaki zerschlugen das innere, das geistige und seelische Gefüge des Volkes und seines Staates.

Ernüchtert, befreit vom fanatischen Ordensgeist der Genyôschä und niedergebeugt, dennoch voll Stolz und im Glauben an die ewige Sonne in seiner Fahne, scheint die durcheinandergewirbelte Nation gleichwohl bereit, sich in eine neue Form gießen zu lassen;

sie ist aber auf keinen Fall gewillt, als politische Schulkinder am Gängelband geführt zu werden.

»Die Moralisten der USA versuchten, den American Way of Life und die Grundsätze der Demokratie, genauso wie sie im Westen ausgebildet worden sind, nach Tokio und Umgebung zu verpflanzen. Da Moralisten, um ihre Ziele zu erreichen, weder mit Geld noch mit Material zu sparen pflegen, steckten die Amerikaner Unsummen von Dollars, Sachwerten und Lehrmaterial in die ›Umerziehung‹ der Japaner aller Kreise hinein³⁵.«

Dabei gibt es unter der Sonne kaum zwei Nationen, die nach Herkunft, geistiger und sozialer Struktur verschiedener wären als Amerikaner und Japaner. Von diesen natürlichen Gegebenheiten nehmen die Schullehrer aus »Gottes eigenem Land« ebensowenig Notiz, wie sie keine Hemmung zeigen, sich zu Lehrmeistern und Erziehern des uralten Europas aufzuwerfen, ohne von europäischer oder ostasiatischer Kultur viel mehr als oberflächliche Kenntnisse zu besitzen. Wenigstens gilt das für den Großteil der in die Länder der Besiegten geschickten Offiziere, Beamten und Politiker. Die wenigen wirklichen Kenner der Verhältnisse werden meist in Washington festgehalten, um die sechstausend Meilen weit entfernten Besiegten mit wenig beachteten papierenen Direktiven zu versorgen. Die Leute, die diese Direktiven durchzuführen haben, besitzen häufig nicht die für ihre Aufgabe notwendige Intelligenz, viele unter ihnen denken sogar nur daran, wie sie ihre beherrschende Stellung dazu benutzen können, sich selbst zu bereichern.

»Die tausend kleinen Nuancen, die Japans Kunst und Alltag regieren, waren den an Superlative gewöhnten, viel derberen Lehrmeistern völlig unverständlich...³⁶«

Japan erhält das unerbetene Geschenk der politischen Parteimeinung und einer zweifelhaften politischen Willensbildung. Der Oberkommandierende und Chef der Militärregierung, General MacArthur, erklärt noch im November 1945 als höchster der strafenden, von politischem Weitblick unbelasteten Schulmeister: »Einzig die Kommunisten Japans sind als Partei frei von jeder Kriegsschuld!«

Die Sympathieerklärungen der Amerikaner für die Kommunisten werden von diesen mit unermüdlicher Opposition gegen die Maßnahmen der Militärregierung beantwortet: selbst dann finden die USA keine Gnade vor den Augen der roten Funktionäre, als

sie ganz im Geiste der Sowjets im Dezember 1945 mit der Aufteilung des Großgrundbesitzes unter die Kleinbauern beginnen.

Die neue, dem amerikanischen Vorbild nachgebildete Verfassung vom Mai 1947 ist demokratisch. Der Tenno wird ähnlich wie das englische Königshaus lediglich auf repräsentative Aufgaben beschränkt, und um künftigen Genyôsha-Abenteuern vorzubeugen, wird die Bestimmung eingeführt, daß kein ehemaliger Offizier Ministerpräsident werden darf.

Die Japaner erleben diese Zeit der Umerziehung in Verwirrung und in unbeschreiblicher Not.

Wie in Deutschland veranstalten die Amerikaner Kriegsverbrecherprozesse. Generäle und Admiräle, Offiziere und Beamte der japanischen Besatzungsheere und Verwaltungsbehörden werden abgeurteilt und gehenkt.

Selbst dieses Strafgericht über die Verursacher und willigen Werkzeuge einer grausamen Kampfführung beseitigt nicht die aufgewühlten Leidenschaften der Völker, die in den Jahren der japanischen Siege die eiserne Faust der Besatzung verspürt haben. Australiens Ministerpräsident Menzies erklärt noch 1949:

»Die Japaner dürfen bei mir nicht auf viel Mitgefühl rechnen. Sie haben sechzehntausend unserer Landsleute gefangengenommen, aber wir fanden nur noch siebentausend von ihnen am Leben, als der Krieg vorüber war.«

Die Philippinen fordern von Japan viele hundert Millionen Dollar Reparationen. China, Indochina, Burma und Malaia stellen ebenso hohe Entschädigungsansprüche, und dabei sind diese Länder alle seit jeher Kunden und Geschäftspartner des japanischen Volkes, das nie zuvor auf Ausfuhren und auf den guten Willen seiner Nachbarn so sehr angewiesen war wie jetzt.

Die Lage des Inselstaates scheint aussichtslos.

Von den 4,5 Millionen Wohnhäusern Japans sind mehr als die Hälfte zerbombt, allein in Tokio liegen 1 650 000 Wohnungen in Trümmern. Nagoia, eine Stadt von der Größe Hamburgs, liegt zu neunundachtzig Prozent in Schutt und Asche. Nagasaki und Hiroshima wurden fortgefegt. Mehr als sechs Millionen japanische Flüchtlinge aus dem feindlich gewordenen Ausland drängen sich in die Ruinenhalden der Inseln hinein. Dabei liegen Industrie und Handel völlig am Boden.

Die Inseln vermögen bei größter Intensivierung ihrer Wirtschaft von den neunzig Millionen Einwohnern kaum siebzig Mil-

lionen zu ernähren, wobei die Auslandsjapaner aus Malaia, von den Philippinen, aus Mandschukuo, aus dem chinesisch gewordenen Formosa, dem russisch gewordenen Südsachalin und den Kurilen die Not vermehren.

Vor den Tempeln drängen sich die Invaliden, in den Ruinen von Hiroshima und Nagasaki, in den Trümmern der ausgebombten Großstädte irren die obdachlosen, kranken und hungernden Massen umher. Es fehlt an Mitteln, die Kriegsoffer, die Strahlungsgeschädigten und die vielen Flüchtlinge zu versorgen. An den Straßenecken stehen die gutgenährten amerikanischen Soldaten und kaufen mit Konservendosen, Zigaretten und Carepaketen, was das Land anzubieten hat, vor allem aber Frauen.

Nur sehr langsam beginnt die Wiedergenesung der Nation.

Im Januar 1949 siegt die liberaldemokratische Partei des neuen Ministerpräsidenten Yoshida und führt eine neue Yen-Abwertung durch. Nach Liberalisierung des Handels und Verträgen mit den Ländern des Sterlingblocks, aber auch durch die inzwischen erfolgte Abwendung der amerikanischen Politik von der Periode der »Umerziehung« zum Versuch einer wirklichen Freundschaft mit Japan beginnt der lebensnotwendige Export des Landes wieder größeren Umfang anzunehmen.

Zur neuen Politik der USA, die angesichts der politischen Entwicklung auf dem ganzen Erdball und mitten im »Kalten Krieg« gegen die UdSSR endlich darangehen, aus einstigen Gegnern Freunde für die Zukunft zu gewinnen, hat die gegen den Kommunismus gerichtete Haltung der Japaner manches beigetragen. Trotz Not und Hoffnungslosigkeit kann sich der Kommunismus in diesem Land nicht richtig entfalten, er bleibt trotz allen Anstrengungen ohne entscheidenden Einfluß. Das Volk verzeiht den Russen den Dolchstoß in der letzten Stunde des Krieges nicht; es ist skeptisch gegenüber den Segnungen Moskaus, die es als Zuschauer 1949 in China und 1950 in Korea zu gewahren vermochte. Außerdem sorgen amerikanisch beeinflusste Zeitungen, Rundfunk- und Fernsehstationen für eine wesentliche anglo-amerikanische Meinungsbildung. Auch der traditionelle Nationalgeist erwacht wieder nach Jahren der Verzweiflung und des tiefsten Elends.

Japan wird langsam zur Bastion der westlichen Welt vor den Toren des roten Imperiums, zum Verbündeten der Demokratie im Abwehrkampf gegen die rote Diktatur, die sich mit unwiderstehlicher Gewalt über China verbreitet.

Nach Jahren des Siegesrausches und der Sowjetfreundschaft sind die USA endlich erwacht.

Seit 1948 kann jedermann die Absichten der Machthaber im Kreml erkennen. Die Freiheit der baltischen Staaten, Finnlands, Polens, Rumäniens, Ungarns, Bulgariens, der Tschechoslowakei und Ostdeutschlands ist nur ein Narrenzipfel am Gewand des roten Imperiums.

Im Jahre 1948 versuchen die Kommunisten, die Inselstadt Berlin – jene nach Danzigs Vorbild geschaffene Konstruktion der Staatsweisheit von Jalta und Potsdam, die als ewig aufreizender Streitgrund zwischen West und Ost liegt – durch eine Blockade niederzuzwingen. Doch diesmal wehren sich die USA: sie retten die Freiheit Berlins mit der Luftbrücke pausenloser Transportflüge, die die Verpflegung der Stadt sicherstellen.

Wo er sich einnisten konnte, verwirklicht der Kommunismus sein Programm Zug um Zug. Im gleichen Jahr 1948 wird in der sowjetisch besetzten Zone Deutschlands die kommunistische Bodenreform und die Enteignung der Großbetriebe durchgeführt. In Ungarn gelangt eine kommunistische Regierung durch Handstreich ans Ruder; in der Tschechoslowakei vollzieht sich der gleiche Staatsstreich, der durch eine Sowjetverfassung legalisiert wird. Die Kominformländer lassen gegen das kommunistische, von Tito geführte Jugoslawien Truppen aufmarschieren, um – allerdings ohne Erfolg – den Widerspenstigen in den Satellitenkreis zu zwingen. Finnland muß ein Zehn-Jahres-Bündnis mit der UdSSR schließen, und 1949 gründen die Sowjets, als Antwort auf die Errichtung der Deutschen Bundesrepublik, auf dem von ihnen besetzten Boden Deutschlands die »Deutsche Demokratische Republik«.

Ein großer Schritt nach vorn, der die bisherige Vorrangstellung der USA einschränkt, ja bereits deutlich bedroht, gelingt den Russen, als sie eine eigene Atombombe explodieren lassen.

Die feindlichen Blöcke sind jetzt kampfbereit.

In der Deutschen Bundesrepublik finden nach der Währungsreform von 1948 freie Wahlen statt, die unter den etwa vierhundert Sitzen des Bundestages den Kommunisten nur fünfzehn einbringen. Selbst im teilweise russisch besetzten Österreich kommen nur vier Kommunisten in den Nationalrat.

Die sichtbar in Erscheinung tretenden politischen Fronten verlaufen klar entlang den Machtzonengrenzen der Russen.

Am 4. April 1949 unterzeichnen die USA und Kanada mit

zwölf europäischen Staaten den Nordatlantikpakt, die Gründungs-
urkunde der NATO, in der sich ihre Mitglieder gegenseitigen
Schutz im Falle eines Angriffs von außen zusagen.

Um die Zeit, als die NATO gegründet wird, ergießt sich der Strom
der Kämpfer Maos über den Yang-tse-kiang. Nun ist es zu spät
für ein wirksames Eingreifen der USA und des Westens, fast
ungehindert vollendet die rote chinesische Armee ihren Siegeszug
in den Süden. Die Bevölkerung ist kriegsmüde und empfängt die
Truppen wie Befreier. Die Armeen Tschiang Kai-scheks lösen sich
auf.

Am 23. April wird Nanking, die südliche Hauptstadt, erstürmt,
am 27. Mai erscheinen die Roten im Vorfeld Schanghais, der
Stadt, in die sich der Generalissimus mit seinen Elitedivisionen
und einer riesigen Schar Flüchtlinge zurückgezogen hat.

Maos Heerscharen bewegen sich vielfach auf Mauleseln und
Pferden, mit Karren und zu Fuß voran. Dennoch strecken Divi-
sionen und Armeekorps der Nationalregierung vor ihnen die
Waffen, Städte öffnen kampflos die Tore.

»Die Zahl der Überläufer aus den Reihen der Kuo-min-tang
mehrt sich in der Potenz. Hohe Offiziere und Beamte stellen sich
den vorrückenden Roten ohne Not zur Verfügung. Es ist das De-
bakel eines verseuchten Systems, in dem vielen der Eigennutz
mehr gilt als die Pflichterfüllung . . .³⁷«

Hier ist nichts mehr zu retten als das nackte Leben.

Während die Geschütze um Schanghai donnern, verschifft
Tschiang Kai-schek seine Anhänger und Teile der Nationalarmee
nach den im Ozean gelegenen chinesischen Hoheitsgebieten, vor-
nehmlich nach Formosa. Nach einem abenteuerlichen Leben als
Revolutionär, Freiheitsheld, Soldat, Staatsmann, Regierungschef
und Staatspräsident verläßt er das Festland, um wohl nie mehr
den Boden der Heimat zu betreten.

Mao Tse-tung proklamiert am 21. September 1949 auf Be-
schluß des Volksrates die Chinesische Volksrepublik. Im Artikel I
des »Organischen Grundgesetzes« heißt es:

»Die Chinesische Volksrepublik ist ein Staat der demokratischen
Volksdiktatur, geführt von der arbeitenden Klasse, gegründet auf
die Vereinigung der Arbeiter und Bauern, sie vereinigt alle demo-
kratischen Klassen und verschiedenen Nationalitäten innerhalb
des Landes.«



Mao Tse-tung proklamierte am 21. September 1949 die Chinesische Volksrepublik

Die neue Verfassung unterscheidet vier Klassen: Arbeiter, Bauern, Kleinbürger und nationale Kapitalisten.

Das Proletariat beherrscht den Staat und besitzt die vollen Rechte des Staatsangehörigen, während die übrigen, für eine Übergangsfrist noch notwendigen »Staatsbürger« nur Pflichten haben. Das oberste Gesetz wird von einem auf sechshundfünfzig Mitglieder begrenzten Zentralrat der kommunistischen Partei ausgeübt, der gesetzgebende und ausübende Funktion besitzt.

Ihm unterstehen die dreißig Ministerien in Peking. Das Amt des Zentralratsvorsitzenden und Ministerpräsidenten wird dem Sieger Mao Tse-tung übertragen.

Bis zum Jahresende 1949 ziehen sich die Kämpfe an den Küsten hin, dann weichen die letzten Flüchtlingstrecks und Truppenkontingente nach Formosa aus. Die roten Armeen besetzen eine Anzahl küstennaher Inseln, unter ihnen Hainan.

Noch während die siegreichen roten Divisionen in die Gebirgstäler Sethuans und Yünnans hineinströmen, den »Langen Marsch« von einst in umgekehrter Richtung wiederholend, erklärt Mao, er werde auch Tibet als ehemalige chinesische Provinz besetzen.

Das in Aufbau und Umformung begriffene Indien war im Dezember 1949 der erste Staat, der »Rot-China« diplomatisch anerkannte; jetzt beeilt sich Pandit Nehru zu versichern, »China sei zu einer gewissen Oberhoheit in Tibet historisch berechtigt«.

Langsam mühen sich die chinesischen Truppen über die von Erdbeben zerstörten Straßen ins tibetische Hochland hinauf; ihre ungeduldigen Kampfflugzeuge kreisen schon über den Klosterstädten und Felsenburgen. Die mittelalterlich gerüstete Mönchsarmee kämpft einen hoffnungslosen Kampf, und der vierzehnte Dalai-Lama muß aus Lhasa auf indisches Gebiet fliehen.

Nur im unwegsamen Osten, im Siedlungsraum der kriegerischen Khampastämme schwelt der Kleinkrieg noch lange fort. In Tibet selbst zieht mit den Truppen Maos die neue Zeit ein und zeigt zunächst eine solche Duldsamkeit, daß sogar die geflohenen Adelsherren, Äbte und schließlich auch der Dalai-Lama zurückkehren.

Zu Beginn des Jahres 1950 erkennt Großbritannien Rotchina an; eine Reihe europäischer und außereuropäischer Nationen folgt seinem Beispiel. Gestützt auf dieses diplomatische Zugeständnis glaubt die UdSSR in der UNO den Antrag stellen zu können, dem »Nationalchina« Tschiang Kai-scheks auf Formosa sei das Recht abzusprechen, künftig als Vertreter chinesischer Belange am Tisch der Vereinten Nationen zu sitzen. Den Antrag bringt der Einspruch der USA zu Fall. Nationalchina bleibt UNO-Mitglied, Tschiang Kai-schek wird zum Bundesgenossen der Amerikaner.

Im Februar 1950 schließt Mao bei einem Aufenthalt in Moskau mit Stalin einen »Freundschafts- und Beistandspakt« ab; mehr als sechzig Millionen Rubel füllen die Staatskassen Rotchinas, und fünftausend technische Spezialisten aus Rußland helfen beim Wiederaufbau Chinas.

Der NATO steht nun ein Ostblock gegenüber, der von der Elbe bis zum Gelben Meer, von Karelien bis Tibet reicht.

Die Grenze im Herzen Europas durch den »Eisernen Vorhang« wird im Fernen Osten vom »Bambusvorhang« ergänzt. Jetzt kann die erste Kraftprobe beginnen; der dafür willkürlich ausgewählte Schauplatz ist Korea . . .

Ein neues Zeitalter

Der Umbruch in China geschah mit der Unaufhaltsamkeit und Wucht einer Naturkatastrophe. Nach der für Mao siegreichen Schlacht von Süt-chou im November 1948 hatte sich die Eroberung des restlichen Landes mit jener Geschwindigkeit vollzogen, welche die meist nur bespannten, berittenen oder zu Fuß marschierenden Truppen der Roten Armee einzuschlagen vermochten.

Jeden Tag hörte man vom Fall anderer Städte oder Stützpunkte des Generalissimus. Die unheimliche rote Flut rollte wie ein jähes Hochwasser des Hoang-Ho heran. Es ging oft so schnell, daß viele Menschen gar nicht zu einem Entschluß darüber kommen konnten, ob sie bleiben oder fliehen sollten; andere, die geflohen waren, wurden von den Soldaten überholt oder fielen aufständischen Bauern in die Hände.

Als sich die Alarmnachrichten zu überstürzen begannen, ruft in Wu-tschang, einer Stadt Mittelchinas, Bischof Rembert Kowalski, ein Franziskaner, die führenden Mitglieder seiner Gemeinde ins Missionshaus zu einer Besprechung.

»Es bedarf keiner Diskussion«, sagt der Bischof, »daß wir Hirten unsere Herde in dieser Stunde nicht im Stich lassen. Eine andere Frage ist es, wie Sie sich verhalten sollen, meine lieben Brüder, und ob es nicht besser wäre, Sie zögen sich für einige Zeit an die Küstenplätze zurück.«

Mit höflichen Verneigungen tritt der alte Joseph Wang-ming vor. Er ist Professor für Geschichte, seit langem überzeugter und aktiver Christ.

»Ich empfehle die Flucht, Hochwürden!« sagt er ruhig. »Nicht nur die Flucht der Besitzenden, der Gelehrten und Beamten, sondern vor allem die unserer ausländischen Freunde, also auch Ihre, Bischöfliche Gnaden! Bedenken Sie, der Haß wird gegen die Fremden elementar hervorbrechen.«

Paulus Feng-ch'êng, der Seiden- und Leinenhändler, läßt in seiner Hast die gebotene Höflichkeit außer acht und unterbricht, heftig gestikulierend, den gelehrten Wang.

»Hören Sie nicht auf diesen Rat, ehrwürdige Väter, meine hochachtbaren Nachbarn und Brüder! Eine Flucht ist kaum noch möglich; die Straßen und sogar der Strom sind verstopft von Truppen, Heimatlosen und Fahrzeugen. Wer jetzt fortgeht, müßte all seine Habe zurücklassen und wird sie verlieren.«

Pater Siegfried, der Vorsteher des Krankenhauses, zeigt sich ebenfalls optimistisch. Er weist auf die großen Leistungen der Missionen und des Christentums in China hin. War nicht die Emanzipation der Chinesin vornehmlich durch die christlichen Mädchenschulen ermöglicht worden? Hatten die Missionare nicht als erste barbarische Sitten wie das Einschnüren der Mädchenfüße, das Konkubinenunwesen, das Aussetzen unerwünschter weiblicher Säuglinge nach der Geburt, den Mißbrauch des Opiums und den Schnaps bekämpft? Hatten nicht fast alle modern denkenden Chinesen auf christlichen Schulen und Universitäten ihre politische, soziale, technische und wissenschaftliche Bildung empfangen? Waren nicht Zehntausende von hilflosen Kranken in den christlichen Spitälern, zahllose Waisen in den Asylen und Hunderttausende halbverhungelter Kulis, armer Weiber und Kinder durch Speisung an den Klosterpforten gerettet worden?

Die Aussprache im Saal wird heißer und widerspruchsvoller. Feng, der Seidenhändler, führt alle Gründe ins Feld, die den Machtwechsel in eine Reihe rücken mit den Revolutionen, die China in den letzten Jahrzehnten erlebt und überlebt hat. Er spricht von der Religionsfreiheit und der Gerechtigkeit, die Mao verkündet habe, vom Ende der Korruption, Vetternwirtschaft und Beamtenwillkür der Kuo-min-tang-Epoche.

Wang, der Gelehrte, wendet sich kopfschüttelnd ab. Bevor er den Saal verläßt, spricht er noch einmal zu seinen Glaubensbrüdern: »Glauben Sie mir, meine verehrungswürdigen Freunde und Väter, Programme und Ankündigungen aller Parteien der Welt klingen schön, wenn man nicht allzu genau hinhört und sie nicht sehr scharf unter die Lupe nimmt. Was uns bevorsteht, ist mit Programmen und Theorien nicht abzumessen; es ist etwas so Neues und Unerhörtes, daß es unser Land und Volk wie eine Krankheit befallen wird. Zunächst aber geht es ja gar nicht um Programme, sondern um das nackte Überleben. Nicht Mao Tse-tung, nicht Karl Marx oder Lenin werden in dieses Missionshaus

eintreten, sondern ein entfesselter Haufe, der aus heulender Gier, zuschlagenden Fäusten und von Haß zersetzten Herzen besteht!«

Als die roten Truppen in Wu-tschang einziehen, wehen tausend Fahnen. Die Geschäfte haben sich mit Papiergirlanden, Lampions und Blumen geschmückt. Sogar die Kulis stecken rote Papierfähnchen an ihre Lehmhütten. Musik hämmert und schrillt in den Straßen. Endlose Kolonnen grauuniformierter Reiter und Schwärme von Fußvolk, bekleidet mit den einheitlichen blauen Leinenkitteln, fluten durch die Stadt. Die Soldaten lagern kurz, essen, trinken, schwatzen ein wenig mit den Einheimischen und verlassenen Wu-tschang durch die Südtore, um die weichende Nationalarmee weiter zu verfolgen.

Zurück bleiben ein paar Kommissare und ein kleiner Truppenteil. Aus den Armen des Ortes, dem Proletariat, aus Taugenichtsen und dunklen, aus den Kellern emporgetauchten Gestalten bildet sich im Handumdrehen eine neue Stadtverwaltung, es entstehen Straßenkomitees und revolutionäre Garden.

Unter schweigender Duldung der roten Kommissare rottet sich der Pöbel zusammen, dringt in die Kongs der reichen Familien ein, fällt über Kaufhäuser, Patrizierpaläste und Bürgerwohnungen her, plündert, schändet, mordet und rast. Es ist wie eine Explosion, die sich in Jahrhunderten, in zahllosen aus der Wut über die sozialen Unterschiede in den Herzen der schlecht Behandelten, noch mehr aber der Unfähigen, Tatenlosen und Verworfenen vorbereitet hat.

Auf den Straßen Wu-tschangs brüllt das Pack. Wohlhabende Bürger und Intellektuelle, Gutspächter und Geldverleiher, Bankiers, Großkaufleute, ehemalige Anhänger Tschiang Kai-scheks und Freunde von geflohenen Ausländern werden von Knüttelgarden aus ihren ausgeplünderten und verwüsteten Häusern gezerrt und müssen unter dem Gejohle der Menge auf einem Platz ein Podium besteigen. Ein Kommissar in blauer Bluse, die Schirmmütze auf dem Kopf, hält eine haßerfüllte Anklagerede gegen die Ausbeuter, Blutsauger, Agenten des Auslandes und Volksfeinde, bis die dicht gedrängt stehende Masse vor Blutdurst keucht und schäumt; dann fragt er, welches Urteil sie fälle, und »Tod! Tod!« gellt und kreischt es zehntausendstimmig.

Genickschüsse krachen. Die Leichen werden auf vorsorglich herangefahrene Karren geworfen.

»Als der erste Bluttausch des entfesselten Pöbels vorüber ist, ordnet die kommunistische Zentralregierung die Bildung von Volksgerichtshöfen an. Das verantwortungslose Treiben hört damit nicht etwa auf, es ist im Gegenteil amtlich sanktioniert. In den Verhandlungen, die meist unter freiem Himmel stattfinden, beschränken sich die kommunistischen Laienrichter vielfach darauf, die Anklage zu verlesen und die aufgeputschten Zuschauer nach dem Schuldspruch zu fragen, der nicht selten auf Tod lautet...³⁸«

Jetzt stirbt jeder, den man verdächtigt, er sei ein Kapitalist, Ausbeuter oder Knecht des Auslandes gewesen. Mao Tse-tung, der in seinen Schriften schon früher von der Notwendigkeit sprach, daß der Volksrache zunächst die Bahn zu ebnen sei, gibt später die Zahl der Opfer mit 750 000 an, eine ansehnliche Mordliste, die aber überaus bescheiden anmutet angesichts der amerikanischen Schätzungen, die annehmen, daß sechzehn bis achtzehn Millionen Tote als Endergebnis der revolutionären Strafgerichte zu verbuchen sind.

In Großstädten wie Schanghai oder Kanton werden die Hinrichtungen täglich vom Rundfunk übertragen; jedermann kann die Wutausbrüche des Mobs, die Schüsse und die Todesschreie der Opfer aus den öffentlich aufgestellten Lautspechern hören: eine unvergeßliche Lehre der Abschreckung und feste Grundlage für die Treue der Staatsbürger.

Eines Tages holt man die katholischen Priester Wu-tschangs aus ihren Behausungen.

³⁹ Die kommunistischen Behörden haben beschlossen, die christlichen Findelhäuser einer »Sonderbehandlung« zu unterziehen. In diesen Anstalten wurden seit Jahrzehnten die von den Eltern ausgesetzten Neugeborenen aufgenommen und aus christlicher Barmherzigkeit aufgezogen. Viele der unseligen Würmer waren wegen angeborener Mißbildungen, Blindheit oder sonstiger Lebensuntüchtigkeit ausgesetzt worden; es war eine Selbstverständlichkeit, daß die Sterblichkeit unter diesen Unglücklichen besonders hoch war und die Zahl ihrer Gräber auf den Missionsfriedhöfen lange Reihen bedeckte. Die kommunistische Propaganda hat verbreitet, Priester und Nonnen hätten in ihren Heimen die Kinder verhungern lassen, sie aus Lust totgeprügelt, ihre Augen, Herzen und Leber zum Zubereiten von Medikamenten verwendet.

»Katholische Missionare bestehlen die Waisenhäuser, um selber in Saus und Braus zu leben, sie verkaufen die wenigen Kinder,

die am Leben geblieben sind – von 70 000 nur 126 in einer einzigen Anstalt . . .«

So lautet die Anklage, die der Volksgerichtshof den Priestern unterbreitet. Blaue Leinenjackenleute mit umgehängten Gewehren zwingen Priester und Nonnen, den Kinderfriedhof der Missionsstation aufzugraben und die Leichen herauszuholen. Tausende ehemaliger Schüler der Missionsschule müssen bei der schrecklichen Szene zusehen, während Lautsprecher die angeblichen Verbrechen der Mission ununterbrochen haßvoll hinausschreien.

»Auf einem Podest befinden sich außer fünf Geistlichen (darunter Bischof Rembert Kowalski und Pater Schneider) fünf große Säрге mit den exhumierten Gebeinen. Studenten, Arbeiter und zwei Waisenkinder beschuldigen die Patres unter Tränen, während aus der Menge Rufe wie ›Rächt die Untaten!‹ und ›Bestraft die Mörder!‹ ertönen. Dann werden die Missionare von Wachen in die Gefängnisse abgeführt.«

Haß ist die Parole für ein Volk von über fünfhundert Millionen, »Töten!« ist ihr Kampfgeschrei.

Im Mai 1950 besetzen rotchinesische Truppen den Tchusan-Archipel.

Präsident Truman verhindert den Endkampf um Formosa, indem er die VII. US-Flotte als drohende Sperre zwischen das Festland und die Insel legt, zugleich aber Tschiang Kai-schek alle militärischen Unternehmungen gegen das Festland verbietet.

China bekommt im übrigen jetzt eigene Sorgen genug, denn im Juli und August tritt der Yang-tse-kiang über die Ufer und überschwemmt riesige Gebiete.

Am 20. Juli 1948 wird im amerikanisch besetzten Teil Koreas Dr. Syngman Rhee zum Präsidenten gewählt und am 15. August die Republik Korea proklamiert. Im Herbst beginnen die Amerikaner entgegen der Bitte der südkoreanischen Nationalversammlung, die die Besatzungstruppe zum Bleiben auffordert, das Land zu räumen; im Sommer 1950 verläßt der letzte GI Südkorea.

In der Morgenfrühe des 25. Juni 1950 überschreiten starke nordkoreanische Einheiten mit Panzern den 38. Breitengrad und dringen rasch auf die südkoreanische Hauptstadt Seoul vor. Vergeblich fordert der Sicherheitsrat der UNO beide Seiten auf, das Feuer einzustellen. Am 27. Juni gibt Präsident Truman den amerikanischen See- und Luftstreitkräften unter General MacArthur



Syngman Rhee, der am 20. Juli 1948 im amerikanisch besetzten Teil Koreas zum Präsidenten gewählt wurde

Befehl, den Schutz Südkoreas zu übernehmen, und am selben Tag kommt ein Beschluß des Sicherheitsrates zustande, der alle UNO-Mitglieder zur Unterstützung des Vorgehens der USA auffordert, ein Ergebnis, das allerdings nur dem Zufall zu verdanken ist, daß der abwesende Vertreter Sowjetrußlands sein Veto nicht rechtzeitig einlegen konnte.

Am 30. Juni landen amerikanische Einheiten, von Japan kommend, im Hafen Pusan; mit diesem Tage beginnt der Krieg in Korea. Er ist das erste Vorhutgefecht, das sich die beiden großen Lager der politisch gespaltenen Welt liefern.

Die Lage hat eine gefährliche Ähnlichkeit mit der von 1936, als die Mächte ihre Kraft auf spanischem Boden erprobten. Drei Jahre später stand die Welt in Flammen. Im Sommer und Herbst 1950 fürchtet man am Vorabend des dritten Weltkrieges zu

stehen. An den Börsen ziehen die Werte für Stahl, Kupfer, Baumwolle und Erdöl an. Die Preise schnellen auf allen Märkten in die Höhe, Panik erfaßt weite Kreise der Bevölkerung. Im Hintergrund hängt ein Damoklesschwert zu Häupten der Menschheit, die Atombombe.

Bis Mitte August 1950 hat der unaufhaltsame Vormarsch der Kommunisten die Truppen der UNO auf einen Brückenkopf um Pusan zusammengedrängt. Der koreanische Krieg scheint für die freie Welt verloren.

Da brechen die Verbände des Generals Ridgeway am 15. September zur Offensive vor, während amerikanische Flotteneinheiten gleichzeitig starke Verbände im Rücken des Gegners landen. Seoul wird am 26. September zurückerobert, der 38. Breitengrad überschritten und der geschlagene Feind in stürmischem Vorgehen nach Norden geworfen. Ende Oktober stehen die Amerikaner am Yalu, dem Grenzfluß zwischen Korea und China, und nehmen die letzten Kraftwerke der Nordkoreaner unter Beschuß.

In diesem Augenblick marschieren chinesische Massenarmeen in Nordkorea ein. Russische Mig-Düsenjäger mit chinesischen Piloten, russische T-34-Panzer mit koreanischer Besatzung und zahllose gut ausgerüstete chinesische Divisionen setzen sich in Bewegung. Die amerikanische Front gerät ins Wanken und flutet wieder zurück. Eine Wende scheint erreicht, die das Höllentor zum Weltkrieg öffnet.

James A. Michener, der als Kriegskorrespondent in Korea weilt, schreibt:

»Militärisch gesehen, ist Korea heute ein Hasardspiel mit hohem Risiko, unabsehbaren Folgen und wenig Hoffnung auf einen Sieg. Es ist ein wohlüberlegtes Risiko, und die verantwortlichen Männer sind sich der Gefahren bewußt. Das Risiko liegt in der zahlenmäßigen kommunistischen Übermacht, der wir Amerikaner, verstärkt durch Südkoreaner und Kontingente anderer UNO-Staaten, gegenüberstehen...«

MacArthur schlägt in dieser kritischen Lage den Einsatz der Atombombe vor. Eine heiße Diskussion über die Ausweitung des Krieges auf China entbrennt, sie wird von Präsident Truman mit der Feststellung beendet, daß kein Grund vorliege, die Zukunft der gesamten Menschheit aufs Spiel zu setzen.

Der Abwehrkampf gegen die rote Bedrohung wird auf andere Weise verstärkt.

Amerika eröffnet Verhandlungen zur Wiederaufrüstung Deutschlands und Japans, der besiegten und angeblich für alle Zeiten – die Ewigkeit dauerte fünf Jahre – entwaffneten Gegner des zweiten Weltkrieges. Australien, die philippinische Regierung und Thailand bieten den Amerikanern Stützpunkte und Zusammenarbeit gegen die kommunistische Gefahr an. Pakistan und Persien werden zu Partnern der US-Politik. Die Ergänzung der NATO – der Atlantischen Verteidigungsgemeinschaft im Westen – durch die SEATO – eines gleichfalls gegen Rußland gerichteten Blocks im ostasiatischen Raum – bereitet sich vor.

Zugleich verschärft sich aber auch die Partisanentätigkeit im ganzen fernöstlichen Raum. Ho Tsch-mins Vietmin-Kämpfer führen im indochinesischen Dschungel, in den Vorstädten Saigons und im Küstensumpf einen tückisch-wilden Krieg gegen die Franzosen, und auch hier treten ganz offen schwer bewaffnete rotchinesische Truppen als Verbündete der Partisanen auf.

Weit zurück liegen die Tage des Reichtums, als die Franzosen im lothringischen Minette-Erzgebiet mit Tonking-Kohle, die den Weg um den halben Erdball zurückgelegt hatte, immer noch billiger arbeiteten als mit der benachbarten, von hoch verdienenden Kumpels geförderten Saarkohle. Jetzt muß Frankreich um seinen Bestand im Osten ringen und Milliarden in einen beinahe aussichtslosen Krieg stecken.

Auf den Philippinen ist aus der Bedrohung durch den roten Huks-Aufstand eine tragbare Regierung hervorgegangen. Der neue Parteichef heißt Ramon Magsaysa; er ist der Sohn eines Dorfschmiedes und persönlich unantastbar. Als allmächtiger Verteidigungsminister räumt er mit der Korruption in Heer und Flotte auf und schafft eine schlagkräftige Wehrmacht. Reformen in der Kredit- und Bodenwirtschaft schaffen die Grundlagen für einen bescheidenen Wohlstand; neuer Boden wird mit Regierungshilfe urbar gemacht und das Los der Kleinbauern erleichtert.

Diese Maßnahmen zusammen mit der wiedererstarkenden philippinischen Streitmacht von rund 50 000 Mann bewirken, daß die noch vor wenigen Jahren mächtigen und gefürchteten Huks ins Dunkel des Dschungels zurückgetrieben werden und dem Terror allmählich friedliche Zustände folgen.

Ähnlich erfolgreich erweist sich General Briggs in Malaia.

Ein Gefahrenherd im Pazifischen Raum scheint noch Indonesien zu sein, das frühere niederländische Kolonialreich der dreitausend Inseln. Am 2. November 1949 endet der Bürger- und



Krieg in Korea. Abgeschnittene amerikanische Truppenteile werden aus der Luft mit Nachschub versorgt

Befreiungskrieg der Indonesier gegen die Holländer auf der Roundtable-Konferenz in Den Haag. Die Republik der Vereinigten Staaten von Indonesien wird gegründet; einzig Neu-Guinea bleibt niederländischer Kolonialbesitz.

Der weit über die Südsee verstreute indonesische Inselstaat mit seinen vielen Millionen Einwohnern, voll ungehobener Bodenschätze und landwirtschaftlicher Reichtümer erbebt weiter unter örtlichen Aufständen und wird von zahllosen inneren Problemen erschüttert. Die Holländer schufen zwar gute Straßen, ausgezeichnete Bahnen, Häfen und öffentliche Anlagen, sie brachten den Inseln zum einheimischen Reisbau fast alle übrigen Nutzpflanzen – Zucker, Kakao, Kaffee, Tabak, Tee, Chinin und Kautschuk –, dennoch ernteten sie in der Bevölkerung nur Haß und Auflehnung.

Sukarno sagt 1951 in einer Rede:

»Wir werden nicht eher ruhen, bis auch die letzte Erinnerung an die holländische Herrschaft auf den Inseln getilgt ist. Und warum? Als ich ein junger Mann war und mit einem holländischen Mynheer reden wollte, mußte ich demütig zu Boden blicken; ich durfte die erhabene holländische Sprache nicht sprechen, durfte bei der

Arbeit keine Schuhe tragen und durfte weder reisen noch studieren...«

Ein Ingenieur aus Djakarta, der neuen Hauptstadt, erklärt:

»Die Holländer haben uns 300 Jahre lang beherrscht. Als sie gingen, hatten wir ganze siebzig Ingenieure bei einer Bevölkerung von achtzig Millionen – von denen sechsundneunzig Prozent Analphabeten waren. Es gab nur zweihundert Akademiker. Und obwohl wir ein Bauernvolk sind, gab es so gut wie keine geschulten Landwirte. Keine andere Nation der Erde hat so lange Küsten wie wir, und dennoch hatten wir nicht einen Mann, der ein Kapitänspatent besaß. Man erklärte uns, wir Eingeborenen seien zu dumm, um ein Schiff zu führen. In dreihundert Jahren hat man unentwegt unsere Inseln ausgeplündert und sich an unserem Elend bereichert. Das können wir nie vergessen...⁴⁰«

Die Augen der chinesischen Bevölkerung der Inseln richten sich voll Stolz und Hoffnung auf das neu erstarkte China des roten Mandarins. Die inneren Spannungen des ausgedehnten indonesischen Seereichs verschärfen sich durch ehrgeizige Pläne verschiedener Machthaber und Generäle, durch religiöse, rassische und weltanschauliche Unterschiede.

Ein Parteiführer Indonesiens, von einem Journalisten der »New York Times« befragt, erklärt:

»Die Indonesier haben alle europäischen Kolonialherren erbittert gehaßt, auch den Amerikanern gegenüber sind sie äußerst mißtrauisch... aber das bedeutet keineswegs, daß wir den Kommunismus lieben. Wir wollen frei sein, frei von jeder Fremdherrschaft – wir beobachten auch aufmerksam, was die chinesischen Gruppen auf unseren Inseln planen...«

Langsam schälen sich aus dem Gebrodel der Nachkriegsjahre die Konturen neuer Staatsgebilde und Machtzonen.

Die unmittelbare Gefahr einer allgemeinen kommunistischen Vorherrschaft in Südostasien scheint für den Augenblick gebannt.

Der rote Block hat den Angriff mit der Waffe auf die Position der freien Welt in Korea eröffnet, und jetzt erkennen auch die Amerikaner, daß sie am Scheideweg stehen, daß sie kämpfen oder – auf ihren eigenen Kontinent zurückgeworfen – die Weltherrschaft den Kommunisten überlassen müssen.

Zäh und verbissen geht der Koreakrieg weiter und fordert

große Opfer an Blut, Geld und Material. Bis zu seinem Ende setzen die USA beinahe ein Drittel ihrer militärischen Machtmittel ein.

Dabei kämpft die westliche Welt hier nur um eine schmale Halbinsel, und sie hat es nur mit den von den Russen unterstützten Nordkoreanern, den chinesischen Massenheeren und der Rauheit der Landschaft und des Klimas zu tun. Alles ist hier lediglich Probe und Versuch.

Im Todesjahr des großen Tyrannen J. W. Stalin laufen endlich die Waffenstillstandsverhandlungen für Korea in Panmunjon an.

Der Schatten der Ära Roosevelt fällt aber immer noch auf die Zukunft. Selbst die am 1. November 1952 erfolgte Explosion der ersten amerikanischen Wasserstoffbombe gibt den USA nur für kurze Zeit und sehr beschränkt ihre verlorene machtmäßige Überlegenheit zurück, die sie 1945 auf so unfassbar leichte Weise verschenkt haben. Bereits am 12. August 1953 haben die Sowjets mit ihrer Wasserstoffbombe den Vorsprung wieder aufgeholt.

Im Jahre 1953 schließen die Rebellen die französischen Truppen in der indochinesischen Dschungelfestung Dien-Bien-Puh ein, kurz darauf beginnen Waffenstillstandsverhandlungen in Genf; der neue chinesische Ministerpräsident Tschu En-lai betätigt sich als Friedensvermittler. Die Franzosen müssen in die Teilung des Landes einwilligen und Nordvietnam räumen. Wieder gibt es neue Flüchtlingsprobleme, Säuberungen, Hinrichtungen.

Der »Kalte Krieg« geht weiter. Die Deutsche Bundesrepublik, die angesichts der Weltlage und auf Wunsch ihrer Verbündeten, der früheren westlichen Feinde, militärisch aufzurüsten beginnt, wird 1955 in die NATO aufgenommen.

Mitteleuropäer sind keine Russen, die Gewaltherrschaft gefügig ertragen. Nachdem sich zuerst 1953 die Bevölkerung Ostberlins und des sowjetisch besetzten Mitteldeutschlands in einem bewundernswerten Aufstand gegen ihre Machthaber erhoben hatte und von sowjetischen Panzern niedergezwungen worden war, nachdem sich ebenfalls 1953 die Polen vergeblich aufgebäumt hatten, bricht 1956 eine heldenhafte Volksrevolution in Ungarn aus, von sowjetrussischen Truppen niedergeschlagen. Zur selben Zeit – wodurch den Russen in Ungarn der Rücken gestärkt wird – versucht England, im Verein mit Frankreich und Israel, Ägypten die von diesem wenige Jahre vorher errungene freie Verfügung über den Suezkanal mit Waffengewalt zu entreißen – und scheitert dabei.



Tausende von Flüchtlingen versuchen sich aus dem Kampfgebiet in Korea zu retten

Der neue Herrscher im Kreml, Nikita Chruschtschow, spricht zum erstenmal von einer alles Bisherige übertreffenden Wunderrakete, mit der er London oder Paris im Augenblick zertrümmern könne.

Der Wettlauf zwischen den Raketenkonstrukteuren der USA und der UdSSR ist längst im Gange, wobei die Russen infolge der amerikanischen Versäumnisse zwischen 1945 und 1955 an der Spitze liegen.

Die »freie Welt« ist politisch in die Verteidigung gedrängt, von Angst und Sorge überschattet, die sich zwangsläufig durch das rasche Emporwachsen der zweiten roten Großmacht China verstärken.

Das beklemmend gefährliche Tempo des technischen Fortschritts und der politischen Entwicklung wird von der Masse der Völker, die außerstande ist, das Hereinstürmen unerhörter Erkenntnisse

und die explosive Veränderung der Lebenssphäre seelisch zu bewältigen, in einer Art von Gleichgültigkeit hingenommen. Die Menschheit bedarf echter Sensationen, um aus dieser Lähmung aufzuschrecken. Es stürmt zu viel auf sie ein. Nun erringen sogar die Kolonialgebiete in Afrika Stück um Stück die politische Freiheit, die Völker und Staaten Asiens treten in die Geschichte handelnd ein; die arabische Welt drängt sich ungestüm vor; und die Sowjets stecken am 4. Oktober 1957 wie ein Leuchtfeuer dieser neuen, aus ihren historischen Grenzen tretenden Epoche den Sputnik I ans Firmament – ein Signal des zum Weltall hinausdrängenden Titanengeschlechts. Millionen schwarzer, brauner und gelber Menschen glauben, dieses Fanal sei der Beweis der Überlegenheit nicht nur der sowjetischen Technik, sondern auch der sowjetischen Ordnung.

Während die großen Sensationen im Scheinwerferlicht der Bühne stehen, schwillt aus dem Dunkel der Kulisse die nächste Gefahr heran, wächst die Weltmacht von übermorgen, der rote Drache China.

Am 1. Oktober 1959 wölbt sich über Peking ein wolkenloser blauer Herbsthimmel. Die Volksrepublik China feiert die zehnte Wiederkehr ihrer Gründung.

Seit dem frühen Morgen hängt ungeheurer Lärm wie eine dröhnende Glocke über der Riesenstadt. Düsenflugzeuge donnern in Geschwaderformationen über die geschweiften Majolikadächer der »Purpurstadt« und die Hütten der Vorstädte; das Geräusch zahlloser Motoren brodelte aus dem Zentrum, obwohl diese Stadt von sechs bis acht Millionen Einwohnern kaum zehntausend Autos besitzt, die fast alle von kommunistischen Funktionären gefahren werden.

Nein, dieses Motorentrommeln stammt nicht von Moskwa- oder Pobedja-Wagen, sondern es sind die zur Paradedstraße rollenden schweren Panzer, die die Mauern der alten Kangs, die Häuser und Gärten erzittern lassen.

Durch die Straßen, vorbei an den heute geschlossenen Verkaufsständen und Läden, wälzt sich ein endloser Menschenstrom zur An-Men-Ta-Chien, der großen Prachtstraße Pekings. Es ist oft schwer, Männer und Frauen zu unterscheiden, denn sie tragen ausnahmslos eine Einheitsuniform, den blauen Baumwollanzug mit strenger, hochgeknöpfter Jacke, den Stalin einst als proletarisches Gewand gepriesen und den Mao nicht nur zum Zeichen

seiner Loyalität, sondern auch aus Gründen der billigen Massenproduktion übernommen und den Chinesen zudiktirt hat. Es scheint, als gäbe es nur noch ein Einheitsgesicht, eine einzige Form des Aussehens, eine einzige Gesinnung.

In allen Gassen, auf jedem Platz schrillen dieselben Lieder, von denen man nicht weiß, ob sie aus den überall aufgestellten Lautsprechern kommen oder ob die Menschen sie singen.

Quer über die zum Zentrum führenden Straßen schlingen sich rote Papiergirlanden, schaukeln riesige, mit kommunistischen Emblemen bemalte Lampions und wehen zahllose Fahnen.

Ein unablässiges Rauschen und Scharren geht durch die Stadt. Millionen schieben sich zum Schauplatz der großen Parade.

Die uralte Nordsüdachse Pekings, die An-Men-Ta-Chien, durchschneidet das Häusermeer von dem im Süden gelegenen Himmelsaltar bis zum Gelben Tempel im Norden; sie zieht sich durch die rosenfarbene Mauer der »Tataren-Stadt« und durch das »Tor des himmlischen Friedens« bis zur einstigen Kaiserstadt.

Auch an der Purpurmauer hängen die kommunistischen Plakate und Spruchbänder, hinter ihr aber führen immer noch die fliesenbedeckten Wege vorüber an bronzenen Kranichen und Löwen zur »Halle der vollständigen Harmonie«, zum »Palast der himmlischen Reinheit« und zur porzellangedeckten »Torhalle der erhabenen Ruhe«.

Es gibt keine »Verbotene Stadt« mehr; für ein paar Pfennige kann sie jeder besichtigen und hinter Glas die versunkene Kaiserherrlichkeit sehen. Die Stadt der Kaiser ist ein Museum der Vergangenheit geworden, von der man angesichts der Gegenwart meinen möchte, sie läge im Dämmer der Steinzeit. Dabei ist noch kein Menschenalter verstrichen, seit die Kaiserinwitwe Tsu-hsi in ihrem mit seidenen Vorhängen umhüllten Palankin, umgeben von gepanzerten Tatarenreitern und begleitet vom leisen, vornehmen Rauschen der schillernden Mandarinsgewänder und der wehenden Priesterornate, hier unter dem Dröhnen der Gongs an dem im Kotau auf dem Boden liegenden Volk vorüberzog.

Ein einziges Menschenalter hat die Kluft zwischen dem letzten Ufer des Mittelalters und der Jetztzeit überbrückt; es hat vier Jahrtausende eigenschöpferischer chinesischer Geschichte in die Chroniken verbannt, um eine dem Abendland nachgeahmte, aber äußerst primitiv vereinfachte, ideologisch versklavte Lebensweise dem gehorsamen Volk aufzuzwingen.

Nahe dem Zentralpark, gegenüber dem großen Kaisertempel,

stehen auf freiem Platz die Ehrentribünen, ein rotes Fahnenmeer wogt rundum an hohen Masten, und auch hier hängen überall Inschriften und Bildplakate.

Angesichts der am Straßenrand dicht gedrängten Menge begleiten die Machthaber Chinas oben auf den Tribünen den Vorbeimarsch der Verbände, in die das ganze Volk eingegliedert lebt, mit unaufhörlichem Händeklatschen. In der Loge der roten Mandarine thront lächelnd der Vorsitzende der Kommunistischen Partei Chinas, Mao Tse-tung. Neben ihm sitzt Tschu En-lai, der seit kurzem das Amt des Ministerpräsidenten übernommen hat. Liu Schao-tschu, der Vorsitzende des Nationalen Volkskongresses, steht hinter Mao und unterhält sich mit Marschall Tschu-Teh, dem Stellvertretenden Staatspräsidenten, während der Generalsekretär der Partei, Teng Hsiao-ping, mit den ausländischen Diplomaten spricht. Hier auf der Tribüne der Großfunktionäre ist der gesamte Ostblock vertreten: die Deutsche Demokratische Republik, Ungarn, Bulgarien, die Tschechoslowakei, Polen, die Sowjetunion und das kleine Vietmin, Rumänien und die Mongolei.

Über die breite Chien-Man-Straße hämmert der Gleichschritt der vorbeimarschierenden Massen, brandet das tausendfache Händeklatschen, der Jubelschrei fanatisierter Menschen, schmettert das barbarische Geräusch mongolischer Marschmusik und braust wie ein Sturm das Lied der Kommunisten: »Sozialismus ist schön...«

Über den schreitenden Zügen schwanken Riesenbilder Maos und Tschus, Spruchbänder und Fahnen. Symbolische Aufbauten rollen vorbei, Menschenpyramiden, Fahrzeuge mit Modellen der Leistungen sozialistischen Aufbaus, Wagen mit Tanzgruppen und Schauspielern, die rhythmische Pantomimen zeigen.

Manchmal nennen Mao oder Tschu den Gästen die Namen der eben anmarschierenden Verbände und deren Mitgliederzahl, damit die kleine vorgeführte Kostprobe recht verstanden und die Macht erfaßt werde, die sie verkörpert.

Es ist eine stundenlange Heerschau der streng geordneten Massen.

Zuletzt naht dumpfes Dröhnen und Rasseln, die Abordnungen der Armee fahren an den Tribünen vorbei; sie füllen den Platz, die meilenweite Straße, und in der Luft donnern und heulen gleichzeitig Kette um Kette, Geschwader um Geschwader Düsenjäger, Jagdbomber und Kampfflugzeuge. Die Millionen Zuschauer jubeln, schreien, klatschen und rasen vor Stolz und Begeisterung.

Ein wiedergeborenes starkes China! Ein China, an dessen Küste keine fremden Eroberer mehr landen werden. Maos China fühlt sich als Großmacht, die jedem anderen Staat der Welt gewachsen ist. Die Tage der »Langnasen« und der »rotgesichtigen Barbaren aus dem Westen« sind vorüber! Das Schild vor der Parkanlage mit dem Aufdruck »Hunden und Chinesen ist der Zutritt verboten« ist abgerissen, das Land gesäubert von den Feinden Mao Tse-tungs, und die Furcht, die den Machthabern den Thron sichert, wurde in jedes Herz gepflanzt; die Großmacht China darf darauf vertrauen, daß ihre Bevölkerung gehorcht.

Mag sein, daß noch einige tausend russischer Fachleute im Land arbeiten; mag sein, daß die Freundschaft, die Rubelmilliarden, die technischen Ausrüstungen, die Aufbauhilfen und der diplomatische Feuerschutz der roten Muttermacht Rußland noch eine Weile für Peking notwendig sein werden, aber Rußland weiß, China ist kein Satellit wie Ungarn oder die DDR, es ist die neue, die dritte Weltmacht von morgen.

Die Paradedstraße Pekings bebt unter dem Rollen der Panzer und Kanonen; mit hysterischen Schreien begrüßt die Bevölkerung die Sattelschlepper und Selbstfahrlafetten der Raketengeschütze.

Das alles hat China in einem einzigen Jahrzehnt aus den Trümmern eines beinahe vierzigjährigen Bürgerkrieges und eines zehnjährigen Kampfes gegen Japan geschaffen: Macht, Industrie, eine neue Gesellschafts- und Lebensform. Mögen drüben im Westen die kleinen Länder Europas noch eine Weile ihren eifersüchtigen nationalen Machtträumen nachhängen, eines Tages – und der Tag ist nicht sehr weit! – wird die heraufziehende riesige Gewitterwand Rußland-China die Europäer zur Einheit zwingen. China hat nur ein einziges Jahrzehnt gebraucht, den großen Sprung nach vorne zu tun, für dessen Bewältigung Rußland dreißig Jahre benötigte.

China soll 1955 etwa 650 Millionen Menschen registriert haben, jedes Jahr nimmt es, wie man in Peking behauptet, um weitere 15 Millionen zu. Wobei allerdings angenommen werden kann, daß diese Zahlen aus politisch-propagandistischen Gründen übertrieben sind.

Über die Chien-Man-Straße brausen die Panzer, die Flugzeuge donnern, die Zuschauer brüllen, an der Tribüne wird eine große Rakete vorbeigezogen, an der ein Plakat den amerikanischen »Papiertiger« zeigt, wie er sich tödlich getroffen auf dem Boden windet; in seiner Lende steckt die chinesische Rakete.

Auch im Jahre 1965 ist China nicht in die UNO aufgenommen; die Chinesen vertritt vor den Vereinten Nationen Tschiang Kai-schek.

Auf Grund des am 2. Dezember 1954 unterzeichneten Beistandspaktes zwischen dem auf Formosa beschränkten Nationalchina und den Vereinigten Staaten schützt die VII. US-Flotte diese Insel vor dem Roten Drachen, der vom Festland über den schmalen Meeressaum Feuer und Eisen auf die küstennahen Inseln Quemoy, Kimoi und Matsu speit.

Was bedeutet es, daß Formosa, Südkorea und die japanische Bastion wie eine Kette von Wachhunden vor Rotchinas Küsten liegen, daß die USA die Girlande der Stützpunkte von Saigon über Pakistan um die Südflanke des roten Imperiums schlingt? Tschu En-lai, damals noch Außenminister Maos, verkündet 1956 auf der Asien-Afrika-Konferenz in Bandung, China könne warten, bis Formosa ihm auf friedlichem Weg zufalle. Generalissimus Tschiang Kai-schek, der 1960 dreiundsiebzig Jahre alt geworden ist, muß mit Tränen das Parlament Nationalchinas in Taiwan um Verzeihung bitten, weil es ihm nicht gelungen ist, wieder auf dem Festland Fuß zu fassen. Was wird werden, wenn der alte Löwe stirbt?

Bei Besuchen in Vietnam, Kambodscha, Indien, Burma, Moskau und Warschau haben die roten Mandarine ihre Rolle als zweite Führungsmacht des Weltkommunismus bereits angekündigt. Ihre Truppen sind abermals in Tibet eingerückt, haben den Widerstand der Khampas gebrochen und den Dalai-Lama auf indisches Gebiet gejagt. Die einst durch die britische Überlegenheit gezogene Mac-Mahon-Grenze zwischen Indien, Tibet und Nepal ist jetzt in Frage gestellt; das Mao-China meldet seine Ansprüche drohend an. Im Frühjahr 1960 beugt sich Burma den verwandelten Verhältnissen und schließt einen Nichtangriffs- und Freundschaftspakt mit China.

Jahr um Jahr hört man von phantastischen Anstrengungen Chinas und von den ungeheuerlichen Opfern, die dabei gebracht werden. Wieder einmal, wie so oft schon in der Geschichte dieses Landes, türmt ein großer Tyrann eine Chinesische Mauer auf.

Gleich nach dem Sieg der Revolution im Jahre 1950 beginnt die Verwirklichung der versprochenen Bodenreform; einhundert Millionen armer Bauern erhalten ein eigenes Stück Erde. Bisher hatten die reichen Gutsherren und städtischen Kapitalisten vom

Zwergbauern für die Pachtung einer kleinen Anbaufläche 60 bis 70 Prozent der Erträge gefordert. Diese Gutsherren, die nur 16 Prozent der bäuerlichen Bevölkerung ausmachen, besaßen 60 Prozent des chinesischen Ackerbodens.

Auf die ihn verehrenden Bauern gründet Mao zunächst seine Macht. Bald folgt jedoch der nächste Schritt: Die Bauern werden in Genossenschaften gepreßt, die das private Grundeigentum übernehmen und in Gemeinschaftsarbeit die Felder bestellen, kleine Maschinenstationen errichten und eine Art Großraumwirtschaft betreiben. Als Mao fest im Sattel sitzt, wagt er 1955 die Errichtung von »Volkskommunen«. Sein Programm verlangt bis 1958 die Kolchosierung der Hälfte aller Bauern, bis 1968 soll das Eigentum völlig abgeschafft sein.

Überall flattern die Spruchbänder mit der Aufschrift: »Jen-min Kuang-scheh-hao – Die Volkskommune ist eine feine Sache!«

Etwa 2 000 Familien bilden eine Volkskommune.

»Die Kommunisten vereinigen jeweils Landwirtschaft, Handel, Industrie, Erziehung und Milizwesen des betreffenden Bezirks. Die Volkskommunen sind als Zellen organisiert, die sich dem kommunistischen Block nahtlos einfügen. Die Chinesen betrachten sie als Vorstufe zum ›reinen Kommunismus‹ . . .⁴¹«

In diesem System duldet man keine kleinen Gehöfte und Hütten. Wo besonders eifrige Funktionäre am Werk sind, werden die alten Häuser eingerissen und Gemeinschaftssiedlungen errichtet, die unter der Leitung bewährter Kommunisten stehen. Sogar die Kochtöpfe und Pfannen der Frauen gehen ins Gemeineigentum über, denn auch die Küche ist gemeinsam.

Die Kinder der Kommuneangehörigen werden frühmorgens bei den Eltern mit Wagen abgeholt, auf denen sich ein Bambuskäfig befindet, in dem sie in die öffentlichen Kinderkrippen fahren, wo geschulte Erzieherinnen sie im Parteigeist unterrichten, mit ihnen sozialistische Lieder singen, sie kleine Holzgewehre handhaben lehren und sie abends im Käfig wieder heimschaffen lassen.

Auf diese Weise sind die Mütter für andere Arbeiten frei, und die Führung verfügt stets über große Arbeiterheere, die an jedem notwendigen Projekt eingesetzt werden können.

Die Gleichberechtigung innerhalb der Bevölkerung ist aufs Vollkommenste verwirklicht. Die Bewohner ganzer Straßenzüge oder einer Dorfgemeinschaft werden zu den Baustellen der Riesen-

dämme abkommandiert. Hunderttausend blaugekleidete Menschen laufen dort wie einst beim Bau der Chinesischen Mauer mit Tragkörben und Spaten über die Lehmhügel und packen mit bloßen Händen an, denn Bagger, Traktoren und Kräne fehlen oft.

»Sie wimmeln durcheinander, bilden Knäuel, lösen sich wieder in Fäden auf, in kleine Heerstraßen, die Hindernisse umschlängeln, vor Gräben stocken und dann hastig weiterarbeiten . . .

Sie wieseln in einem Geviert von 550 mal 500 Metern herum, schleppen von allen Seiten den weißen Sand für den Staudamm zusammen. Jeder hat auf der Schulter eine Bambusstange, an deren Ende Körbe hängen. Mit jedem Gang bewegen sie einen Zentner Sand . . .⁴²«

Auf diese primitive Art bringen sie dennoch die unglaublichsten Leistungen zustande. Staudämme und Kraftwerke entstehen, zum erstenmal in Chinas Geschichte wird eine Eisenbetonbrücke über den Yang-tse-kiang mit 1700 Metern Spannweite errichtet. In nur zwei Jahren bauen 11 000 Arbeiter 24 000 Tonnen Brückenstahl und 10 000 Tonnen Eisenbeton zum technischen Wunderwerk zusammen.

Stahl ist ein Hauptproblem Chinas. Man glaubt jedoch, bis 1961 England als Erzeuger von Erz, Kohle und Stahl zu überrunden. Um dieses Ziel zu erreichen, werden die letzten Reserven an Arbeitskräften mobilisiert. Auf den Hinterhöfen der Städte und den Angern der Dörfer bauen, nach Anleitung der Funktionäre, Handwerker, Händler, Wäscherinnen, Textilarbeiterinnen, Professoren, Studenten und Bauern kleine Lehmöfen, schmelzen Schrott und Erz und gewinnen kiloweise das kostbare Roheisen. Es sind Millionen solcher Zwerghochöfen, die auf Chinas Erde rauchen.

Es gibt nur noch den Willen, den großen Sprung nach vorn zu tun und das Land in kürzester Frist zur unangreifbaren industriellen Weltmacht zu erheben.

Wie zu Wang-Yangs Zeiten unter Schih Huang-ti ist die ganze Nation in Zellen, Blöcke und Gruppen eingeschachtelt, die sich gegenseitig überwachen. Den Kindern wird eingeprägt, daß Denunziation auch der Eltern und Geschwister heilige Pflicht des sozialistischen Menschen sei, sobald er bei seinen Nächsten die geringsten Anzeichen des Widerstrebens, der Faulheit oder des Unglaubens bemerkt.

Im Jahre 1952 geht die »Fünf-Übel-Aktion« über das Land. Sie

richtet sich gegen Wirtschaftssabotage, Steuerhinterziehung, Bestechung, Ausbeutung und Spionage. Ungezählt sind die Selbstmorde, unbekannt ist die Masse der Verurteilungen zu Vermögensverlust. Ein Jahr später erleben die Intellektuellen ihre »Durchleuchtung«, und 190 000 »Konterrevolutionäre«, meist Schriftsteller, Professoren, ehemalige Konfuzianer, Christen und leitende Angestellte, werden »entlarvt«. Auf den Kirchen und Tempeln wehen die roten Fahnen.

Eines Tages, im Februar 1957, überrascht Mao die Welt mit einer Rede, in der er eine Art freier Demokratie verkündet. Für eine kurze Weile gibt hierauf die Partei der öffentlichen Kritik freie Bahn; sie verschafft sich damit einen Überblick über die gegnerischen Stimmen, dann schlägt das Sperrschloß wieder zu.

Den unvorsichtigen Kritikern bleibt nur die Selbstbezüglichung und die sogenannte »positive Kritik« übrig, die nach genau vorgeschriebener kommunistischer Methode wie eine feierliche Kult-handlung zelebriert werden muß.

»Das Schema der Reden ist einfach: Zuerst wird das System über den grünen Klee gelobt, wobei regelmäßig auch des Vorsitzenden der Volksrepublik Mao Tse-tung gedacht wird. Dann werden die gewaltigen Fortschritte gepriesen, die in den verflossenen Monaten wieder gemacht worden sind. Endlich kommen die Redner zur Sache. Der Kurs sei völlig richtig, es gebe aber noch einige Kleinigkeiten, die verbessert werden könnten...⁴³«

Die Straßen, Hauswände, Bretterzäune und Riesengerüste der Propaganda hängen voller Plakate, Parolen und Bilder. Lautsprecher und Spruchbänder schreien Tag um Tag: »Sozialismus ist schön!« – »Alle Chinesen lieben ihren großen Führer Mao!« – »Alle chinesischen Arbeiter arbeiten täglich vier Stunden ohne Lohn freiwillig!« – »Die westlichen Imperialisten und Reaktionäre sind wilde Tiere, nicht mehr wert als ein Haufen Hundedreck!«

China arbeitet unter Bedingungen, nicht unähnlich jenen, die in Rußland unter Stalin herrschten. Bauern, Kulis, Bürger und Beamte werden zu Höchstleistungen angespornt.

Wer sich in die graue Arbeitskolonne nicht einordnet, wer im Verdacht steht, durch Herkunft, Erziehung, Gesinnungsäußerung oder vergangene Tätigkeit ein Reaktionär oder Konterrevolutionär zu sein, verschwindet in Gefängnissen oder hinter dem Stacheldraht der Zwangsarbeitslager.

Unter den zahllosen Häftlingen des neuen Systems vegetierte vorübergehend auch Pu-yi, Kaiser von China, später Privatmann in Tientsin und dann Kaiser von Mandschukuo.

»Die Vorschriften in den Strafanstalten des kommunistischen Chinas billigen Häftlingen, die nicht abgeurteilt sind, Freiheit nur dann zu, wenn sie eine Arbeit gefunden haben. Der Häftling Pu-yi arbeitet mit Aufbietung all seiner Kraft in den Werkstätten des Gefängnisses, lauscht mit größter Aufmerksamkeit jedem Gespräch auf dem Gefängnishof, denn vielleicht kommt einmal der Tag, wo er bei den Prüfungen zufriedenstellende Leistungen aufweisen kann, wo eine blaugekleidete Gestalt mit riesenhaften Brillengläsern in den menschlichen Ameisenhaufen an den Dammbauten am Gelben Fluß mitarbeiten darf – Pu-yi, der umgeschulte Mandschu-Kaiser, der gefügte Schüler Mao Tse-tungs...⁴⁴«

Inmitten dieser von Parteifanatismus und hektischer Arbeit verzerrten Welt werden auch echte Fortschritte erzielt, die noch vor einer Generation in China undenkbar gewesen wären.

Mit Erfolg führt das neue China den Kampf gegen die »Vier Übel« Ratten, Sperlinge, Fliegen und Stechmücken. Ratten und Sperlinge sind nicht nur Träger von Krankheitskeimen, sie schädigen auch die Ernte. Die ganze Nation bricht auf Befehl zu einem Vernichtungsfeldzug gegen diese seit undenklichen Zeiten auf Chinas Erde heimischen Tiere auf und erlegt Millionen von ihnen.

Die Spatzen werden durch tagelanges Lärmen hochgeschreckt, bis sie ermüdet zu Boden fallen und erschlagen werden können.

»Die Bekämpfung der Stubenfliegen (durch die verschiedensten Mittel, nicht zuletzt mit der altmodischen Fliegenklatsche) ist ein voller Erfolg. Das Erscheinen einer einzigen Fliege im großen Speisesaal des »Peking-Hotels« in Peking ruft geradezu einen Aufstand des Personals zur Jagd auf das Tierchen hervor⁴⁵.«

Zu solchen, manchmal primitiv anmutenden Maßnahmen treten ausgedehnte Schutzimpfungen, die Einrichtung von mehr als tausend neuen Kliniken und eine breitgeführte Aufklärungsarbeit über Volkshygiene, so daß nach Feststellung westlicher Ärzte die für China typischen Krankheiten bis 1956 auf die Hälfte zurückgehen und Pestfälle überhaupt nicht mehr vorkommen.

Dem neuen China zollt man auch manches Lob:

»Der allgemeine Wohlstand hat sich ganz entschieden gehoben;

die großen Unterschiede zwischen arm und reich sind verschwunden. Ein Fabrikarbeiter verdient zur Zeit in Peking etwa 60 bis 70 Yüan (etwa 110 DM) im Monat, der junge Arzt nach bestandnem Examen nur 70 Yüan. Die Miete in den neugebauten Siedlungen der Industrie beträgt nicht mehr als 3 Yüan im Monat. Die Lebensmittel sind immer noch erstaunlich wohlfeil, die Rationierung besteht praktisch nicht mehr. Was einen alten ›Ostasiaten‹ besonders erfreulich berühren muß, ist, daß die kommunistische Umwälzung im Lande die alte Kultur des Landes keineswegs beeinträchtigt hat. Es ist bewundernswert, wie die alten Kulturdenkmäler (Paläste, Tempel, Pagoden usw.) sorgsamst gepflegt, restauriert und renoviert und nicht einfach radikal beseitigt werden...⁴⁶«

Die Frage ist nur, ob der Preis, der für solche Errungenschaften und Fortschritte, für Macht und Weltgeltung bezahlt wird, nicht alles übersteigt, was zu bewundern bleibt.

Von diesem zahlenmäßig größten Volk der Erde hat eine Macht Besitz ergriffen, die im chinesischen Charakter von jeher schlumert: der Geist des Materialismus und Rationalismus.

Über sechshundert Millionen Chinesen, zweihundertfünfzehn Millionen Sowjetrussen und hundert Millionen ihrer Satelliten ringen auf Befehl um ein besseres Leben auf Erden. Sie glauben an eine Zukunft ohne Hunger, Not, Krankheit und ohne soziale Klassen, aber sie verschließen sich auch vor größeren Werten, vor Gott, vor der Macht der Ewigkeit.

Zwischen Elbe und Mekong, Ostsee und Gelbem Meer ist die Hälfte der Menschheit, von ihren Gewalthabern gezwungen, angetreten, um Gott, aber auch die bisherigen irdischen Götzen zu stürzen – und um neue Idole anzubeten. Im Frühjahr 1960 berichtet die chinesische Presse, daß der Bürger Pu-yi, einstmals Kaiser, umerzogen sei und sich als Gärtner sein Brot verdiene; er habe das Ehrenhafteste erreicht, was ein Mensch von sich sagen kann: ein Mann zu sein, der mit seinen Händen das verdient, was er verbraucht.

In Ost und West gilt aber immer noch, auch wenn die Ideologen es nicht wissen wollen, das Wort der Schrift, daß der Mensch nicht vom Brot allein lebt. Das Zeitalter der Weltraumfahrt, der Atomkraft, der sozialen und nationalen Emanzipation ist beherrscht von Lebensangst und von der Frage nach dem Sinn der Geschichte. In Ost und West atmen Abermillionen guter, suchenden

der, strebender Menschen, die jenseits der Schlagworte von Lebensstandard und Sozialismus, von Technik und Politik die große Wahrheit suchen, und viele von ihnen suchen Gott.

Vielleicht ist, vom Standpunkt künftiger Historiker aus gesehen, das 20. Jahrhundert für Ostasien nur der Ausschlag des Pendels in ein Extrem, nur die realistische Antwort auf eine lange Epoche der Mystik, der Nichtbewältigung des Lebens und der unüberwindbaren Klassengegensätze. Vielleicht leitet dieses Jahrhundert hinüber zu einem großen zukünftigen Kompromiß zwischen Osten und Westen.

II DER FÜNFTE KONTINENT

Geschichte Australiens und Ozeaniens

Schon im Altertum lebte die Vorstellung von einem großen Südländ – der Terra Australis. Dennoch blieb die Welt des Ozeans, der sich zwischen den Landmassen Asiens und Amerikas über ein Drittel der Erdoberfläche erstreckt, dem Entdeckergeist der großen Kulturvölker am längsten verschlossen.

Australien mit Tasmanien und Neuseeland umfaßt rund acht Millionen Quadratkilometer; dazu kommen noch etwa 30 000 große und kleine Inseln, Reste alter Landbrücken, vulkanische Eilande und Koralleninseln, die gleich einer ausgeworfenen Saat von der Sundasee bis weit ins Pazifische Meer hinein verstreut liegen. Diese gewaltige Inselwelt zwischen den beiden Wendekreisen gliedert sich in das zwischen Philippinen und Hawaii-Gruppe innerhalb des Äquators und des Nördlichen Wendekreises gelegene Mikronesien, das südlich des Äquators im Vorfeld Australiens befindliche Melanesien, ins östliche, unterm Äquator anschließende Polynesien und in den australischen Kontinent selbst.

In diesem weitgespannten Raum fanden, seit frühesten Tagen und über riesige Zeitspannen verteilt, vorgeschichtliche Wanderungen von Menschengruppen statt, von denen nur die Sage weiß. Ins helle Licht der Geschichte rückt die ozeanweite Bühne erst mit dem Auftauchen der europäischen Entdecker zu Beginn des 16. Jahrhunderts.

Auch dann besteht die Geschichte dieser Weltecke vorläufig nur aus Berichten über Seefahrtstaten, geographischen Forschungsfahrten und Abenteuern des bewaffneten Handels, der auf primitive Eingeborenenkulturen stößt; sie ist also Völkerkunde, Kulturgeschichte und Zweiggebiet der Erdkunde. Gegen Ende des 18., überwiegend jedoch erst im 19. Jahrhundert hebt endlich die Geschichte Ozeaniens und Australiens an mit der Ausbreitung der europäischen Kolonialherrschaft.

Das 20. Jahrhundert bringt den raschen Aufstieg des fünften Kontinents Australien als des dritten »weißen« Erdteils, den der Wikingergeist und die Tatkraft der Europäer als Lebensraum gewonnen haben und mit allen Mitteln erschließen.

Darüber hinaus wird die schöne Inselwelt der Südsee für zivilisationsmüde Europäer zum Sehnsuchtsland, in das sie ihre Träume aus einem Zeitalter wandern lassen, das gezeichnet ist vom Rauch der Industrien, vom Asphalt der Großstädte und dem Gebrodel der Massen.

Australien ist der Kontinent des Friedens, Ozeanien scheint das letzte Paradies zu sein . . .

DER FÜNFTE KONTINENT

»Alle Inseln spürt er,
alle fernen Küsten,
nur das Paradies nicht auf!«

(Friedrich Schiller, »Der Antritt des neuen Jahrhunderts«)

»Australien ist ein Land voller Möglichkeiten
für Menschen mit dem Wagemut der Jugend . . .«

(Robert G. Menzies)

Legende vom großen Ozean

Zwei Götter teilen sich in die ungeheure Welt von Wasser und Wind – Tangaroa, der Schöpfer und Herr des Ozeans, und Rongo, der Herr des Himmels und des Lichtes, denn die Unendlichkeit des von Horizont zu Horizont wogenden Wassers, übergossen von den flirrenden, goldenen Strahlen der brennenden Tropensonne und aufgerührt vom wehenden oder stürmenden Wind, bestimmt den ozeanisch-australischen Raum, der ein Drittel des Erdballs umfängt.

Grünglasig beugen die rollenden Wogen ihre Kämme unter der Peitsche des Passats, verwandeln sich in tintenblaue Täler und steigen mit der Dünung empor. Hoch im durchsichtigen Kristallblau des Himmels treiben die geballten Wolkenschiffe und spiegeln sich auf der Wasserfläche, wenn sie ruhig verharren, oder ihr Bild zerfällt in Stücke auf den Wellen, die ständig neu sich bildenden Hügellandschaften gleichen und sich über dämmrigen Abgründen wiegen, über Gebirgsstöcke rauschen, deren Spitzen und Grate in Tiefen von zehn- oder elftausend Metern hinabgreifen, in geheimnisvolle Nacht, ins Niebetretbare.

Auf dem Großen Ozean sind die Stürme die Einteilung der Zeit. Sie brechen aus jäh verdunkelten Höhen mit der Wildheit der Schöpfungstage herab, tanzen tausend Meilen weit auf kochendem Meer, bis sich Wasser und Luft in ungeheuren, See und Himmel durchschäumenden Strudeln und Güssen zu vermählen scheinen. Unten aber liegt stumm der Abgrund, nicht erfassbar auch für den wildesten Orkan.

Der Ozean mit all seinen wechselnden Triften, seinem Spiel der Passate und Monsune und dem Kampf der kalten, von den Eismeeren herandrängenden Wassermassen wider die von der Äqua-

torsonne erwärmten Ströme, gehört den Völkern der Fische, die in Rudeln und Schwärmen durch ihr Reich gleiten, den Torpedoleibern der Haie, den schönen dunklen Bonitos, den spielenden, springenden Delphinen, den braunen, breatköpfigen Thunfischen und Millionen anderer Schuppentiere.

Ruhig und gelassen blasen die in den Algenfeldern und Planktonströmen weidenden Wale ihre Fontänen. Dunkle Räuber mit spitzen Schwertern jagen aus mattblauen Abgründen empor; lautlose Schlachten zwischen Haien, Thunfischen und blauköpfigen Delphinen färben das Wasser blutig. Das Meer aber wogt von Ewigkeit zu Ewigkeit, zeit- und grenzenlos über seiner eigenen Nacht, wo seltsame, phosphoreszierende Ungeheuer, bizarre Polypen und riesige Kraken hausen. Auf dem Grund des Ozeans liegt eine finstere Landschaft, gibt es Hochgebirge und Ebenen, Täler, sanfte Hügel und schroffe Felsabstürze. Manchmal steigen plötzlich dort unten die Kegel unterseeischer Vulkane empor, durchstoßen den Meeresspiegel, tauchen auf ins Licht und breiten sich als rauchende Inseln unter der Sonne aus.

Die Reste zusammengebrochener Gebirgskämme, einst Brücken zwischen den Kontinenten, strecken sich langgezogen aus dem Ozean. Ihre felsigen Grate und Rücken sind mit Dschungel und Bambusschilf überwuchert, und wo sich Land und Flut berühren, breiten sich Küsten, schäumen Brandungen um Klippenbarrieren und starren die Gebisse nackter Felstürme aus der See. Die sieben Schöpfungstage scheinen hier noch nicht beendet, denn zuzeiten erbeben Land und Meer, sprühen unter Gedonner ungeheure Geysire, ballen sich Riesenfäuste aus Dampf und Feuer und reißen eine Insel in die Tiefe.

Wo sich die unterseeischen Bergrücken und Hochflächen bis nahe unter den Meeresspiegel hochschieben, bauen die Korallen ihre Wälder, steigen die Ringe von Atollen gleich Geschenken der Tiefe ins Sonnenlicht. Angeschwemmte Erde, Asche ferner Vulkanausbrüche und die Zerfallsprodukte der Korallenkolonien bilden Humus, wippende Palmenwälder siedeln sich an, und stille, waldumstandene Lagunen entstehen, über denen der Mond seine Silberschale ausgießt. Lange liegt diese Welt des Großen Ozeans abseits von der Weltgeschichte und vom Bewußtsein der Kulturvölker. Als aber die ersten Europäer ins Paradies der zehntausend Inseln vorstoßen, treffen sie zu ihrem Erstaunen überall, selbst auf den entlegensten Inseln, Menschen an.

Woher kamen diese Ureinwohner der Südseewelt?

Die Menschen des Großen Ozeans antworten darauf nur mit Legenden und Sagen.

¹ Fern auf Owa Riki, einer Insel der Salomonengruppe, erzählt das Volk von einer gewaltigen Ur- und Meerschilddröte, die zwei Kinder zur Welt brachte: das Mädchen Kapwaronaru und den Knaben Woikareniprarisu. Als die Kinder größer wurden, fanden sie die Insel Owa Riki zu klein und baten die Mutter, sie möge ihnen einen anderen, mehr Früchte tragenden Platz suchen. Da befahl ihnen die Ur-Schildkröte, aus ihrem Panzer Haken zu schneiden und sie wie Angeln auszuwerfen. Mit vereinten Kräften zogen sie darauf die große Insel Owa Raha aus dem Meer, die reich war an Kokosnüssen, Bananen, Jam, Taro, Hülsenfrüchten und Nalinüssen. Und auf Owa Raha gebar Kapwaronaru den ersten Menschen. So kamen die Stammväter der Melanesier auf die Salomonen, eine plattnasige dunkelgefärbte und kleinwüchsige Rasse mit großen dunklen Augen und rabenschwarzem Haar.

Weiter im Westen der ozeanischen Welt beantworten die primitiven negroiden Stämme der Papuas auf Neu-Guinea die Frage nach ihrer Herkunft mit einer anderen Sage. In unvorstellbar frühen Tagen setzte ein Riese mit seiner Frau gewaltigen Schrittes von Insel zu Insel und durchwatete das Meer; so wanderte das Paar aus einem fernen Land zum großen Eiland Neu-Guinea, wo es das Geschlecht der schwarzhäutigen, plattnasigen und kraushaarigen Papuas begründete.

Die Steinzeitvölker Australiens wissen weder von Schildkröten noch von Riesen, sie haben niemals darüber nachgedacht, woher ihre Urväter gekommen sein könnten. Sie waren, wie sie meinen, immer schon da, sie leben ohne Zeitgefühl zwischen Meer, Steppe und Gebirge im Einklang mit Himmel und Erde. Die Gestirne leuchten ihnen wie nächtliche Fackeln, von Ländern jenseits ihrer eigenen Welt alinen sie nichts. Die Grassteppe, die Eukalyptushaine, die sumpfigen Gestade der Flüsse und die sandige Weite der Hochebene sind bekannt und vertraut, doch schon die Landstriche jenseits der Stammesgrenze hüllen sich ins Tabu des Unbetretbaren, ins Geheimnis des Verbotenen.

»Nichts im Leben des schwarzen Menschen spornte ihn zu einem Wechsel an. Die Ewigkeit war ihm allgegenwärtig, Vergangenheit und Zukunft durch unveränderliche Überlieferung mit dem eigenen Leben verwoben, so daß die Zeit nur der Rahmen für seine Sterblichkeit, und Zufriedenheit sein Erbteil war ...²«

Wenn sich die dunkelhäutigen Australier um die Lagerfeuer zum »Corroboree« – einen poetischen Palaver – trafen und die Berufenen, die Männer mit der Gabe des genau registrierenden Gedächtnisses und dem Talent, sagen zu können, was sie bewegte, die Sprechgesänge und leiernden Legenden vergangener Zeiten – ähnlich den altgriechischen Sängern oder den indischen Vedenpriestern – vor den um das Feuer kauern den Stammesgenossen vortrugen, sprachen sie lediglich von den großen Kämpfen mit feindlichen Stämmen, von Jagden, Sturmfluten, Erdbeben und Sonnenfinsternissen, niemals von der Herkunft ihrer Ahnen, nichts von der Frühgeschichte. Die Welt dieser Menschen war zeitlos, sie ruhte im Arm einer unsterblichen Gegenwart und wurde nur manchmal von zusammenhanglosen, zeitlich niemals eingeordneten Stammeschwierigkeiten aufgerüttelt.

Die Mythe der ozeanischen Völker in Melanesien und Mikronesien scheint auf eine vorgeschichtliche Einwanderung aus Asien hinzuweisen; die Melanesier der Salomonen berichten von einer Urzeugung und erklären sich für eine ganz eigene Schöpfung; die Australier schweigen.

Bei den begabten Polynesiern findet sich indessen eine Reihe von Seefahrgeschichten, die geeignet sind, der Geschichtskunde Hinweise zu geben und eine Deutung der Herkunft dieser Menschen zu ermöglichen.

Die Leute auf Tahiti erzählen von Häuptlingen, die mit zahlreichen Hochseekanus zweitausend Seemeilen nordwärts und etliche Breitengrade westwärts nach Hawaii gefahren seien. Die Maoris auf Neuseeland kennen einen uralten Heldengesang, der eine große Seefahrt über den Ozean schildert, die ein ganzes Volk nach Erdbeben, Vulkanausbruch und Flutwelle unternahm. Von wunderschönen Inselparadiesen hoch im Norden sei es gekommen – von Hawaii vermutlich – und landete, viele tausend Menschen stark, nach monatelangem Umherirren am Strand Neuseelands, nachdem es sich durch die Inselkette der Riffe, den Samoa-, Tonga- und Kermadec-Archipel, über den Ozean gekämpft hatte, dreitausend Seemeilen weit durch Meereseinsamkeit und Stürme.

Während im Westen Ozeaniens dunkelgefärbte, primitive Naturvölker wohnen, entfernt verwandt mit negroiden Rassen, zeichnen sich die polynesischen Stämme durch schöne goldbraune Färbung, glatteres, rabenschwarzes Haar, höheren, ebenmäßigeren Wuchs und durch ihre Kühnheit als Seefahrer aus. In diesen

Archipelen zwischen Tonga, Samoa und der Osterinsel, zwischen Hawaii im Norden und Neuseeland im Süden, gibt es sogar eine Oberschicht adeliger Familien, die sich durch beinahe weiße Haut, rötliches bis blondes Haar und blaugraue Augen auszeichnen. Diese Familien, die sich selber »Urukehu« nennen, sind stolz auf ihre angeblich göttliche Abstammung und gleichen den antiken Fürsten der Ilias oder Aeneide, indem sie ebenfalls ihre Stammbäume auf legendäre Heroen der Vorzeit zurückführen.

Thor Heyerdahl, der norwegische Forscher, deutete auf den möglichen Zusammenhang dieser Polynesier mit vorgeschichtlichen Völkern Südamerikas hin und versuchte mit seiner berühmt gewordenen Fahrt auf dem Floß »Kon-Tiki« zu beweisen, daß eine Einwanderung ihrer Vorfahren auf den Wellen des Humboldtstromes, mit dem Nordost-Passat in den Segeln, durchaus im Bereich der Möglichkeit liege.

Die wirklichen Zusammenhänge liegen verschattet und bieten Anhaltspunkte für zahlreiche Spekulationen. Von Mexiko über Yukatan bis nach Peru, im Reich der Inkas, wurden die geheimnisvollen Legenden von den »weißen Göttern« erzählt, die auf großen Segelschiffen von Osten her über den Atlantik kamen, auf amerikanischem Boden landeten und dort ihre Kultur verbreiteten. In Peru erhielt sich diese Sage in der Geschichte vom Sonnengott Virakocha, auch Kon-Tiki genannt, was soviel bedeutet wie Sonnen- oder Feuerfürst; er stützte seine Herrschaft auf eine geringe Schar hellhäutiger Männer, die mit ihm über die See gekommen waren. Der Kern seiner Macht lag am Titicacasee. Kon-Tiki erging es aber, wie es Quetzalcoatl in Mexiko geschah: Einheimische Häuptlinge erhoben sich wider ihn und stürzten seine Herrschaft mit der Überzahl der dunkelhäutigen Massen.

In einer Inselschlacht auf dem Titicacasee gingen die tapfer kämpfenden »Helden« unter. Nur Kon-Tiki und seine Kernschar entrannen zur Küste, wo sie sich mit Weibern und Kindern auf großen besegelten Kanus einschifften und auf dem Großen Ozean verschwanden.

Die Legende, die in Peru am Strand des Pazifik endet, findet ihre Fortsetzung auf den polynesischen Inseln. Dort berichten Überlieferungen, daß weißhäutige Männer von Osten übers Meer gekommen seien.

Die vornehmen Familien der »Urukehu« führen ihre Ahnenreihen auf die Heroen jener sagenhaften Meerfahrt – auf Tangaroa, Kane und Kon-Tiki – zurück.

Forscher prüften die Genealogie der Häuptlingsfamilien nach und kamen unter Zugrundelegung einer Generationsdauer von 25 Jahren etwa auf die Zeit von 50 n. Chr. für die erste Einwanderungswelle und auf 100 n. Chr. für die zweite.

Die einzigen schriftlichen Überlieferungen der polynesischen Inselwelt bestehen aus Knotenschnüren – ähnlich den Quipus der südamerikanischen Hochkulturen – und aus einigen Holztafeln mit Zeichen, die erst seit 1955 durch die Forschung des Hamburger Ethnologen Barthel entziffert werden können.

Es gibt eine Anzahl von Parallelen, die den Zusammenhang zwischen Südamerika und Polynesien möglich erscheinen lassen. Zu der in Frage kommenden Zeit der Meerwanderung lebte auf Erden nur noch in Südamerika das hochentwickelte Volk der Inka mit reiner Steinzeitkultur. Die Südseeinseln aber bewahrten bis zum Auftauchen der Europäer die Sitten und Gebräuche der Steinzeitmenschen. Die riesigen Statuen auf Pitcairn, auf den Marquesas-Inseln und auf der Osterinsel, die gewaltigen Tore, Zyklopenmauern und Terrassen ähneln den Titanenbauten von Machu-Pichu, vom Titicacasee und von Cuzco. Die Stufenpyramiden Mexikos, Perus und Yukatans könnten vielleicht Verwandte der Pyramiden auf Tahiti und Samoa sein.

³ Die Lösung des Rätsels lag vielleicht im Gedächtnis der letzten Könige und Schriftgelehrten der Osterinsel. Doch diese Wissenden wurden 1863 von Sklavenhändlern mit dem Großteil der Bevölkerung verschleppt, bevor sie gesprochen hatten. Als 1864 Missionare von Tahiti kamen, entdeckten sie, in Höhlen versteckt, Tafeln aus geglättetem Treibholz, auf die klar und deutlich Hieroglyphen einer unbekannten Schrift eingeritzt waren. Leider ist die Mehrzahl dieser Tafeln verbrannt worden. An der Entzifferung des Restes wird noch gearbeitet.

Es gab nur noch einige wenige alte Leute, deren Erinnerungsgabe Fetzen der alten Legenden aufbewahrt hatte.

Einer von ihnen erzählte:

»Vor vielen, vielen Jahren kam in zwei Kanus König Hotu Matúa mit seiner Königin und 7 000 Untertanen übers Meer. Sie kamen von zwei Inseln, von dort, wo die Sonne aufgeht. Und als sie die Osterinsel erreicht hatten, gingen ihre Heimatinseln unter . . .«

Das ist alles, was von einem vergessenen Volk zeugt. Auf riesigen, wie von Giganten aufgeschichteten Steinterrassen stehen oder liegen noch heute Hunderte jener riesigen Steinkolosse, die

aus einem einzigen Block gehauen sind und hohe Helme aus rotem, kegelförmigem Tuff tragen, Werke von rätselhafter Herkunft und geheimnisvoller Bedeutung.

Es ist für die moderne Forschung vorläufig unmöglich, mehr als Theorien über die Herkunft, die vorgeschichtliche Wanderbewegung und Niederlassung jener Stämme aufzustellen, die zur Überraschung der im 16. Jahrhundert erstmals den Pazifischen Ozean durchkreuzenden Europäer die Inseln Melanesiens, Mikronesiens, Polynesiens und den australischen Kontinent bewohnten. Sie lebten dort – vermochten jedoch keine überzeugende Antwort auf die Frage zu geben, woher ihre Ahnen gekommen waren.

Man ist zwar den wenigen prähistorischen Funden der ozeanischen Welt sorgfältig nachgegangen, kann aber trotzdem heute nur die ungefähren Hauptrichtungen der vorgeschichtlichen Wanderungen in die Karte einzeichnen und ihre Datierung nur roh festlegen.

Die früheste Welle primitiver Jäger und Sammler, Stämme von alteuropider und negroider Rasse, erschien aus Asien längst nach dem Ende der letzten Eiszeit und in den darauffolgenden Perioden, vor mehr als 9 000 Jahren. Sie kam in einer Jahrhunderte währenden Wanderbewegung über die Inselbrücke aus Hinterindien und erreichte schließlich Melanesien und den australischen Kontinent.

Es darf angenommen werden, daß die Kette der Inselfeiler um diese Zeit dichter stand und der Landbogen nur von schmalen Kanälen unterbrochen war, die auf Flößen und mit primitiven Kanus überwunden werden konnten.

Die hinter- und nebeneinander daherziehenden Wellen der Jäger und Sammler verfügten an Waffen und Geräten nur über einfachste Holzgeräte und steinerne Faustkeile. Gruppen von ihnen blieben auf Neu-Guinea zurück und bildeten die Grundschicht der ältesten Papuakultur. Andere besiedelten die melanesischen Inseln.

Die Spitze des Wanderzuges erreicht schließlich Australien, wo sich aus den negroiden Eiszeithorden allmählich mehrere hundert Stämme bilden, die von den bewohnbaren Teilen des Kontinents bis hinunter nach Tasmanien Besitz ergreifen.

Die weitere Entwicklung Australiens wird fortan bis zum Auftauchen der Europäer nur noch von schwächeren und kaum mehr ins Gewicht fallenden Wandergruppen berührt. Der große Kontinent bleibt von der Außenwelt ziemlich abgeschlossen, in

der materiellen Kultur steinzeitlich primitiv, die Sprache setzt sich, von einem gemeinsamen Stamm ausgehend, in einen Fächer von Dialekten um. Auch im religiösen und sozialen Bereich gibt es einige Unterschiedlichkeiten.

Die Epoche ohne Zeit und Höherentwicklung dauert von den dunkelsten Urtagen bis zu dem Morgen, an dem die Segel der ersten europäischen Schiffe über die Kimm heraufleuchten.

Auf dem gleichen Brückenpfad der Inseln dringt zwischen 3500 und 2500 v. Chr. eine zweite Welle von Meerwanderern in Melanesien und in Mikronesien ein. Diese ebenfalls über mehrere Jahrhunderte andauernde Einwanderung führt aber Menschen neusteinzeitlicher Kultur heran, die außer den bereits polierten und geschliffenen Steinwerkzeugen und einer primitiven Keramik mit dem Anbau von Knollenfrüchten und der Schweinezucht vertraut sind. Wenngleich einige schwache Ausläufer der zweiten Welle den australischen Kontinent berühren, finden hier dennoch weder Ackerbau noch Viehzucht Eingang.

Die nächste Welle fremder Stämme ergießt sich zwischen 1500 und 700 v. Chr. in die ozeanische Welt, als austronesische Völker – Rassenmischungen alt-europider und mongolischer Herkunft – wieder von Hinterindien herüberwandern und sich auf Melanesien, Mikronesien und sogar bis ins westliche Polynesien verteilen. Die größere Reichweite dieser dritten Welle erklärt sich durch den Besitz von seetüchtigen Auslegerkanus. Die Einwanderer bringen bereits in vollem Umfang die höher entwickelte Kultur der Jungsteinzeit mit; sie sind zwar auch Jäger, Fischer und Sammler, gleichzeitig aber bereits primitive Ackerbauer und Viehzüchter.

Indem sich diese mannigfaltigen Volksgruppen auf den Inseln miteinander vermischen, entsteht der dunkelhäutige, plattnasige, kraushaarige Typ des Westozeaniers. Nur Teile der primitiven negroiden Urbevölkerung retten sich – besonders auf den großen und dschungelreichen Inseln wie Neu-Guinea – ins unzugängliche Landesinnere, wo sie bis heute nach dem Gesetz der Urzeit leben.

Etwa 500 vor bis 300 n. Chr. verläßt eine letzte Auswanderungswoge Südostasien. Die von ihr erfaßten Stämme, die sich »Tangaroaner« nennen, haben bereits in den Wäldern Hinterindiens und Indochinas eine oberflächliche Berührung mit asiatischen Hochkulturen gehabt. Sie bringen deshalb geistig, religiös und sozial allerlei Leitbilder und Kenntnisse mit, welche sie befähigen, sich aus eigener Kraft zu höheren Kulturleistungen zu

entfalten. Diese Welle stößt weit nach Osten vor. Die Inselgruppen um Tahiti und Samoa dürften die Mittelpunkte ihrer Zielrichtung gewesen sein. Sie werden zu Vorvätern der Polynesier und beginnen nach einigen Jahrhunderten des Aufenthalts auf den paradiesischen Inseln mit planmäßigen Entdeckungsfahrten über die gesamte Weite des Ozeans.

Die Glanzzeit der Meerfahrer aus Polynesien, die man als die »Wikinger des Sonnenaufgangs« bezeichnet hat, liegt zwischen 700 und 1200 n. Chr. In dieser langen Frist segeln die Polynesier mit zerbrechlichen Schiffen nicht nur nach Melanesien, wo sie Inseln erobern und kolonisieren, sondern sie landen auch in Neuseeland, Hawaii, auf Tonga und auf den ungezählten Atollen der Südsee und vermutlich an der Küste Mittel- und Südamerikas.

Neben dieser sagenumwobenen Meerwanderung im Osten und Süden des Ozeans fand wohl auch noch eine ähnliche im Norden statt, wo Indianer auf großen Auslegerkanus übers Meer nach Hawaii fuhren. Neben den Land- und Inselbrücken, die gleich den Aläuten einstmals asiatische Wanderhorden den Weg zum amerikanischen Kontinent wiesen, gibt es überall unsichtbare »Seebrücken«, die von Strömung und Wind gebaut werden, um die kühne, unruhevollere menschliche Rasse auch an den entlegensten Strand und zu den fernsten Küsten zu tragen.

An allen Gestaden der Meerwelt entwickelt sich der Bootsbau zu bedeutender Höhe. Die schwarzen Melanesier verknüpfen zwei Kanus mit Baststricken und errichten darüber eine Plattform mit Bootshaus; ein gezogener Mast hält das hohe, einer Hummerschere gleichende Mattensegel. Diese Schiffe jagen mit ihren Wellenbrechern und Einbäumen leicht durch die Wogen; sie werden mit groben Ruderschaufeln gesteuert und erreichen die Geschwindigkeit eines europäischen Regattaseglers.

Berühmt sind auch die Bootsbauer der Marshallinseln in Mikronesien. Sie erzeugen fünfzehn Meter lange Boote, deren Planken sich so dicht aneinanderfügen und nach dem Aufquellen des Holzes im Wasser so fugenlos schließen, daß nur jene Stellen, von denen die Bastseile auslaufen, durch Palmfasern, Harz oder Pech kalfatert werden müssen. Auch hier haben die Segelboote Ausleger, kleine Deckhäuser auf der Plattform und dreieckige Segel.

Die Insulaner gehen nicht ohne Seekarten auf das Meer. Wenn sie weite Fahrten unternehmen, führen ihre Häuptlinge die als Geheimnisse gehüteten Stabkarten mit sich, die aus einem System bald gerader, bald gebogener Stäbchen mit einzelnen darauf

befestigten Muscheln bestehen. Die Stäbe bezeichnen bekannte Dünnungen, die Kreuzstellen der Stäbe gefährliche Kabbelungen und die Muscheln die Inseln. Nach dem Stand der Gestirne, nach den herrschenden Windrichtungen, nach Meeresströmungen und Landmarken der Inseln richten sich diese Meereswanderer. Höchstes Ansehen genießen jene Steuermänner, die aus der Erbschaft der Ahnen die Geheimwissenschaft der See besitzen und einen Instinkt haben, der sie tage- und wochenlang niemals von der gewünschten Richtung abweichen läßt.

Es geschah wohl im dreizehnten Jahrhundert unserer Zeitrechnung, daß sich der Häuptling Ngahue mit seinem Stamm von der Insel Hawaiki aufmachte, das große Eiland im südlichen Meer zu erobern, das später Neuseeland hieß.

Am Strand liegen Dutzende von »Alias«, den großen Reisebooten; es sind langgestreckte Schiffe mit geschweiftem Heck und Bug, die, grell bemalt, zwischen zwei Bootskörpern eine Plattform tragen. Diese Plattform ist von einer Brustwehr umgeben, eine Blätterhütte steht darauf, und ein Mast mit Mattensegeln ist mit Palmfaserstricken verspannt. Neben den »Alias« schaukeln in der Bucht mehrere schnittige »Amatasis«, Kriegsschiffe. Sie sind schmaler, die Plattform ist länger und nicht so ausladend; in den Schiffskörpern sitzen in einer Reihe hintereinander die Ruderer, hochgewachsene, goldfarbene Männer mit dichtem schwarzem Haar, das Antlitz kunstvoll tätowiert. Besonders die Führer, Männer mit hellerer Haut, tragen in den Gesichtern die seltsamsten Muster und Ornamente, die ihnen in früher Jugend mit Farbe und spitzen Albatrosknochen und Fischbeinnadeln mühevoll eingepunktirt worden sind. Dadurch ist ihr Antlitz von maskenhafter, grellbunt gefärbter Starrheit. Auch die Tapa, der Rindenstoff der Röcke, ist farbig, um den Hals tragen Männer und Frauen schön-geschnittzte Schmuckketten aus Nephrit oder Koralle.

Häuptling Ngahue steht auf einem Felsblock, die Hartholzkeule hängt an seinem Handgelenk, den Fischbeinspeer hat er mit der Spitze in den Sand gesteckt, während er letzte Anweisungen gibt.

Die Frauen, deren Lippen schwarz tätowiert sind, während die Gesichter mit verschlungenen Linienmustern verziert sind, schleppen Vorräte und Gepäck in die Deckshäuser und auf die Plattformen der »Alias«, wo Männer und Jünglinge die Lasten übernehmen und festzurren. Vielerlei Dinge werden an Bord genommen: geflochtene Bastkörbe, Kettenböcke für Flechtarbeiten, Rollen von

Tapa, Webstühle, Knochenhaken, Basttaschen mit Früchten und Süßkartoffeln, Säcke mit Palmfasern, mit Taro, Wurzeln und Bataten und alles Kleinzeug des Lebens, wie Holzbecher, Hämmer, Beinmesser, Beile mit Muschelklingen, Schildpattkämme, Feilen aus Rochenhaut, Fischreusen und Schalen aus Kokosnuß. Die Männer befestigen die langen Behälter aus Bambus und die Flaschenkürbisse, die mit Trinkwasser gefüllt sind, zwischen den Planken des Verdecks.

Die bevorstehende Seefahrt geht in weite Meeresfernen, und unterwegs wird man nur schwer Frischwasser bekommen. Der Strand wimmelt von Menschen, die sich reisefertig machen. Kinder bringen quiekende Schweine aus den Palmenhainen und treiben sie in die Pferche auf Deck. Die Zurückbleibenden sammeln sich auf dem hohen Ufer unter den von Palmen überragten Rundhütten und stimmen einen Gesang an. Ein Kreis von Kauern reiht sich um ein tanzendes Mädchen, das mit wiegenden Hüften die Erde stampft, während die Herumsitzenden mit Armen, Oberkörpern und Handbewegungen ihre pantomimische Begleitung ausführen.

Ein Dutzend Krieger schleppt noch schnell bemalte und reichbeschnittene Pfeiler aus dem alten Beratungshaus und verläßt sie.

Häuptling Ngahue hebt befehlend den Häuptlingswedel und treibt zur Eile.

Kurze Zeit später schwillt der Gesang lauter an und wird zu einem hochtönenden Getriller. Plötzlich beginnen die Leute aus dem Kreis der Tanzenden und Singenden auszubrechen und zum Strand zu rennen. Ein allgemeines Klagen, Winken und Lärmen hebt an. Die ersten Kriegsboote haben abgelegt. Schon schieben die Jünglinge die nächsten schweren »Alias« ins Wasser. Häuptling Ngahue steht hochaufgerichtet, die Prunkmatte um die Schultern, die Keule in der Rechten, kriegerisch bemalt, auf dem Verdeck nahe dem aufragenden, geschnitzten Bug.

Die Fahrt zur großen Insel des Südens nimmt ihren Anfang.

Nach Wochen endlich taucht der blaue Schatten spitzer Gebirge aus dem Wasser; eine lange Küste begrenzt den südlichen Horizont; Neuseeland, das Ziel, steigt aus der Flut.

Sie landen in einer Bucht, die später einmal Plentybai heißen wird, und machen die Schiffe fest. Mit steifen Gliedern stelzen sie auf den weißen Strand und führen den Göttern zu Ehren einen lärmenden Kriegstanz auf.

Auf dem hohen Ufer beginnen sie, ihre ersten Häuser zu bauen.

Es sind rechteckige Gebäude mit steil abfallenden Satteldächern, die die Hütten vorn überkragen und eine Art Vorhalle bilden. Vorhalle, Pfosten und Fensterrahmen werden mit reichen Schnitzereien bedeckt und mit Pflanzenfarben bunt geschmückt. Die Weiber flechten unterdessen aus Tapa Matten und aus Bast Vorhänge.

Ins Innere der Insel vorgestoßene Krieger kehren mit der Kunde zurück, es befänden sich in den dunklen Waldtälern schwarze kraushaarige Menschen, mit denen Kämpfe zu erwarten seien. Auf den Befehl des Häuptlings sammeln sich die Haufen; sie schwingen die Knochenspeere und Keulen, tanzen den Kriegstanz und marschieren im Morgengrauen des nächsten Tages gegen den Feind.

In jahrzehntelangen Kämpfen erobern die Maori ihr neues Land.

Weit hingestreut über die Inseln und den australischen Kontinent leben Menschen verschiedener Herkunft, Rasse und Rassenmischung.

Ihr Dasein ist eingebettet in eine großartige, übermächtige Natur. Über dem Ozean mit seinen unergründlichen Tiefen und rollenden Wogen, donnernden Brandungen und glitzernder Unendlichkeit wölbt sich die Grenzenlosigkeit des Himmels, der am Tag die azurnen Abgründe öffnet und sich in der Nacht mit den fernen Lichtpunkten der Sternenstraßen bedeckt. Manchmal fegen Stürme über den endlosen Raum, oder es schleudern die Vulkane ihre Schrecknisse aus.

Vor dieser Kulisse vollzieht sich der Lebenskampf der Menschen gegen Meerestiere, Krankheit und Feindschaft fremder Stämme. Ohne Anfang und ohne Ende gehen Geburt, Leben und Tod über die Inselwelt; es gibt weder Zeit noch Sicherheit, noch Ruhe.

Himmel und Ozean bilden die ungeheure Muschel, in der die Perle des zerbrechlichen Lebens schimmert. Aus den rätselhaften Bezügen zwischen Geburt und Tod, Schicksal und Dämonen wächst die Urangst; sie schafft sich Trost, Erklärung und Hoffnung in der Religion.

Durch Zauber, Ritus und Mythos sucht der primitive Mensch die Übermacht der Geheimnisse zu bändigen, die ihn allseits bedrohen.

»Der unbeirrbare Glaube an Religion ist es auch, der die Eingeborenen veranlaßt, mit ihren primitiven Steinwerkzeugen die prachtvollen Kunstgegenstände zu Ehren der Götter zu schaffen, die die Bewunderung jedes Kenners erregen. Die Religion formt den gesamten sozialen Aufbau der Clane, ihr entspringt das Häuptlingswesen, und sie allein gibt den Festen Form und Sinn. Ohne religiöse Opfer gibt es keinen Fischfang, keine Jagd, keine Feldarbeit, kein Kanu wird gebaut, ohne die Unterstützung der Geister anzurufen, es gibt keine Meerfahrt, die nicht dem Willen der Götter anheimgestellt wird...⁴«

Wenn auf den Inseln Melanesiens ein Mensch seinen letzten Atemzug tut, so umstehen ihn seine Angehörigen zu beiden Seiten des Lagers. Sie glauben daran, daß seine Seele im Totenhaus unsichtbar weiterschwebt. Dieses Unheimliche gilt es zu überwältigen.

Der Priester bestreicht die Stirn des Verstorbenen mit Kalk, dann nimmt er eine grüne Kokosnuß und hängt sie über seinem Kopf auf. Während sich alle Anwesenden lautlos auf die Matten niederlassen, beginnen die Beschwörungen, Gesänge, Pantomimen. Der irrende Geist soll in die Schale der Nuß gebannt werden.

Ahnen, Gespenster und Götter werden angerufen, damit sie die Seele des Dahingeshiedenen zu sich nehmen. Der Priester bietet den unsichtbaren Kräften die Nuß zur Speise an.

Die in der Nuß aufgefangene Seele bringt man am fünften Tag zum Meeresstrand und übergibt sie den Wogen, damit der dunkle Fährmann der Dahingeshiedenen sie forttrage zur fernen Paradiesinsel Malau Alite.

So durchdringt die Welt der Gespenster, der Ahnen und Toten auf tiefe, geheimnisvolle Weise das Leben der Melanesier. Alles, was sich in namenlosen Jahrhunderten auf den Inseln aus der Heiligung des Häuptlingstums, aus Männergeheimbünden, Riten der Jugendweihe, aus Zauber und Totemismus entwickelte, verbindet sich eng mit dem Reich der Dämonen. Selbst die scheinbar willkürliche Verzierung der Waffen und Gebrauchsgegenstände mit geometrischen Mustern, die figürlichen Ornamente und Schnitzereien an Hütten und Pfählen haben stets eine magische Bedeutung.

Die Sippe ist die oberste Instanz. Ihre Toten stehen in einem gespensterhaften Zusammenhang mit den Lebenden, ihre geistigen Kräfte erlöschen nicht mit dem irdischen Dasein. Diese

magische Verbundenheit kann auch gefährlich sein; daher muß sie durch Riten zum Guten gewendet werden. Furcht vor der Rache der Totengeister und der Wunsch, sich die Segenseinflüsse des »Mana« – der Wirkungskraft der Persönlichkeit – zu sichern, bestimmen die religiösen Vorstellungen der Melanesier. Da die tropische Luft die Konservierung der Körper Verstorbener unmöglich macht, sucht man entweder die mumifizierten Schädel der Ahnen zu erhalten, oder man bildet die Verstorbenen in lebensgroßen, menschenähnlichen Figuren aus Holz, Baummark oder Kreide nach. Um bei feierlichen Anlässen leichter in Verbindung mit den Geistern der Ahnen zu kommen, verwendet man reichgeschnitzte, bemalte Masken.

Der Maskentänzer, der sich die Larve vor das Gesicht bindet und sich als Ahnengeist oder Dämon verkleidet, verliert sein eigenes Wesen und wird erfüllt vom »Mana« des dargestellten Toten. Wenn auf den Neuen Hebriden, auf Neu-Britannien oder auf Malekula die Stämme in sternheller Nacht um brennende Scheiterhaufen kauern und die Tänzer auftreten, in deren grell bemalten Masken sogar der Unterkiefer aus dem Schädel des toten Vorfahren eingebaut ist, dann verwischen sich für die ergriffenen Zuschauer Wirklichkeit und Traum vollständig. Lebendige, Gestorbene und Gespenster treffen sich im Dämmerlicht einer Zwischenwelt.

Diese nächtlichen Feiern unter dem roten Mond, umflüstert von wippenden Palmen auf einer Lichtung im rauschenden, tausendstimmigen Dschungel, haben eine wahrhafte Zaubermacht. Halb taumelnd, halb tanzend erscheinen die Duk-Duk-Männer mit Bastmänteln, verzerrten Holzmasken und hohen Spitzhüten. Fackeln aus ölgetränkten Palmfasern flackern. Der weite Ring der hockenden Menschen beginnt sich rhythmisch zu bewegen. Das monotone Gemurmel alter Sprechgesänge verstärkt die magische Bestrickung.

Von keinem Geheimbund der Südsee geht eine solche Wirkung aus wie von den Suque der Neuen Hebriden und der Banks-Inseln. In ihre Organisation wird jeder erwachsene Mann der Inseln eingeordnet, der Clan verleiht ihm einen der vielfachen Suquegrade. Die Weihe zur Aufnahme und Zuerkennung innerhalb des Geheimbundes ist stets mit der nächtlichen Opferung bestimmter Schweine verbunden. Am geeignetsten sind die dafür gezüchteten Eber mit rundbogigen Hauern.

Je höher ein Mann in der Organisation der Suque emporsteigt,

um so gewichtiger wird das in ihm angesammelte »Mana«; er vereint allmählich die Seelenkraft vieler und angesehenen Ahnen in sich, das wirkt sich nicht nur auf seine Führerrolle im Diesseits, sondern auch auf seine spätere Stellung in der Geisterwelt der Toten aus. Jeder Mann trachtet deshalb danach, einen hohen Suquerang zu erringen.

Die Art der bunten Tätowierung gibt über den Grad eines Mannes innerhalb des Geheimbundes ebenso Auskunft wie die vor seiner Hütte aufgestellte, oft überlebensgroße Figur aus Holz oder Baumfarnmark. So durchdringen sich persönlicher Rang und Dämonenglaube. In der Form der Gebrauchsgegenstände, im Schmuck und in den Werken primitiver Kunstfertigkeit wird ebenfalls die religiöse Gebundenheit der Insulaner sichtbar.

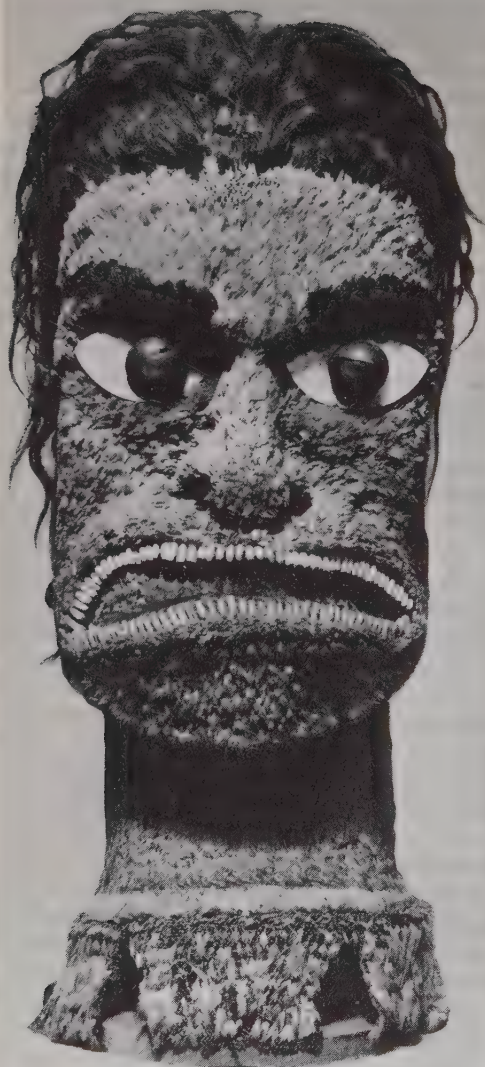
Das Dasein der Inseln ist eine Einheit, ein Zusammenklang von Denken, Fühlen, Glauben und Tun, und kein Teil des Lebens kann aus dem großen Akkord herausgenommen werden, ohne das Ganze zu zerstören.

Mikronesien wird von einem Heroen- und Ahnenkult beherrscht. In Melanesien regiert die Dämonen- und Geisterwelt, in Polynesien verpflichtet sich hohe Ahnenverehrung mit dem Dienst für zahlreiche Götter.

Götter gibt es viele im ozeanischen Olymp, doch nur wenige unter ihnen genießen Ritus und Kult. An der Spitze steht der Schöpfergott des Ozeans, Tangaroa, dem eine von Hawaii bis Neuseeland verehrte Dreiheit der Hauptgötter zur Seite steht.

Tane ist der Herr des Waldes und der Patron der Handwerker, vor allem der Bootsbauer. Auf einigen Inseln nennt man ihn den Gott des Lichtes und des Himmels. Milde und freundlich ist der Gott Rongom, der den Feldbau segnet und die blutigen Opfer verabscheut. Der schreckliche Kriegsgott Ku giert nach Fleisch und verlangt in Hawaii und Neuseeland sogar Menschenopfer.

In dem Chor der himmlischen Gestalten fehlt nicht der Heros Maui, dem die Polynesier die ersten nützlichen Erfindungen, besonders die Bändigung des Feuers, zuschreiben. Die Mythe weiß zu berichten, er habe die schönen Inseln Tahiti, Tongareve und die Nordinsel Neuseelands aus dem Meer geangelt. Weiter im östlichen Ozean, wo die dunkle Kunde von Kon-Tiki umgeht, verschmelzen Maui und Tiki miteinander. Bald wird Maui-Tiki hier als Gottheit, bald als Heros, aber auch als erster Mensch verehrt; sein Kult ist so allgemein, daß alle Götterfiguren, der



Grimmig blickt
der Kriegsgott
Kukailimoko
über Hawaii

kostbare Nephrit-Amulett-Brustschmuck der Frauen und die bemalten und geschnitzten Totempfähle als »Tikis« bezeichnet werden.

»Der Naturmensch ist ergriffen von Furcht und Hoffnung, die ihrerseits wieder entspringen aus dem Gefühl der eigenen Hilflosigkeit und dem Glauben an helfende Mächte, meistens an Ahnen; Gefühle also, die wir religiös nennen.

Angst und Leiden beherrschen sein Leben, davon soll ihn die Kunst befreien. Er stellt also sowohl die schützenden, meist menschenähnlichen Kräfte, als auch die furchterweckenden, dämonischen Wesen dar, die, sichtbar geworden, wenigstens etwas von ihrer Unfaßlichkeit verlieren. Aus diesen Gründen ist die Kunst der Naturvölker fast ausschließlich religiös, wie es ja übrigens im Mittelalter auch bei uns gewesen ist. Kunst ist bei uns ein Hymnus auf Gott, bei den Naturvölkern auf Götter, Dämonen und Ahnen...⁵«

Dabei sind die Götterbilder der Polynesier keineswegs immer Nachahmungen der menschlichen Gestalt. Es gibt kunstreich geschnitzte Dämonen in Paddel- oder Speerform, Gebilde aus Stein oder Kreide, seltsam gewundene Tritonschnecken, die, mit Ornamenten bemalt oder mit Federn beklebt, für Symbole einer Gottheit gelten. Die Schnitzkünstler der Maori fertigen niemals menschenähnliche Bildwerke der großen Götter an, sie begnügen sich mit der Herstellung langer stabförmiger Gebilde, welche die Kennzeichen der Gottheit tragen.

Eingehüllt in die Harmonie von Ozean und Firmament, umschlossen von Zeitlosigkeit und Ferne, bearbeiten die Polynesier mit ihren primitiven Werkzeugen, mit Steinkeilen, Schabern, Knochendolchen, Haizähnen und Rochenhautraspeln, mit Beinbohrern und Obsidianklingen alles dazu geeignete Material: Holz, Stein, Ton, Knochen, Fischzähne, Muscheln und Schildpatt. Sie gewinnen Farbe aus Erde und Pflanzensaft, flechten Bast und schlagen aus der Splintrinde und aus Pandanusblättern die Tapa, die sie mit Druckwalzen einfärben. Sie bauen hochseetüchtige Boote und errichten reichbemalte, mit Schnitzereien übersäte Hütten und Beratungshäuser. Ihre höchste Anstrengung und reifste Kunst aber verwenden sie auf Bilder und Symbole göttlicher Wesen.

»Die Arbeit der »Meister der Kultgebräuche« ist so heilig, daß sie unter Anrufung der Götter mit sakralen Gesängen begonnen

wird. Im alten Hawaii ist das Schnitzen eines Götterbildes sogar mit einem Menschenopfer verbunden . . .⁶«

Weil der Götterglaube der Polynesier eine so große Rolle spielt, verknüpft er sich aufs engste mit jener gesellschaftlichen Erscheinung, die den Inselbewohnern, im Gegensatz zu Mikronesien und Melanesien, in ihrer Gemeinschaft am bedeutungsvollsten erscheint: mit der Aristokratie und mit dem Ständewesen.

Auf den Inseln des Westens bestimmt sich der soziale Rang eines Mannes danach, wie weit es ihm gelingt, auf der Leiter der Geheimbünde emporzuklimmen; in Polynesien richtet sich sein Rang ausschließlich nach Herkunft und Würde seiner Vorfahren.

Die Bewertung der Familien entspringt religiösen und mythologischen Vorstellungen. Der Nachfahre erbt nicht einfach das volle und uneingeschränkte »Mana« der Ahnen, er erbt es in weitaus stärkerem Maße, wenn er der Erstgeborene ist. In mutterrechtlichen Gemeinschaften gilt das Kind einer königlichen Frau für vornehmer als der Nachkömmling eines Königs und einer unebenbürtigen Frau.

Die Polynesier schätzen die Genealogie so hoch ein, daß sie sogar Schulen für diese Wissenschaft unterhalten und die führenden Sippen bis auf achtzig Generationen zurückverfolgen können.

3 000 Jahre vor Christi Geburt tritt Ägypten ins Licht der Weltgeschichte; bald darauf taucht der mesopotamische Kulturkreis aus dem Dunkel der Vorzeit empor, und die altindischen Stätten von Mohendschu-Daro und Harappa werden sichtbar. Die chinesische Yang-schao-Kultur beginnt um 2500 v. Chr. Im Mittelmeer blühen die Reiche der Kreter und Carer und die der Achaier auf.

Wie einzelne über den Globus hingestreute Feuerstellen leuchten die ältesten Kulturkreise, breiten sich aus und werfen ihre Strahlen in die Nacht der barbarischen Umwelt.

Reiche entstehen, Städte steigen auf, Fortschritte, Entdeckungen und Errungenschaften werden gemacht. In Ägypten, Mesopotamien, Indien, China und am Mittelmeer schreiben Menschen ihre Gedanken und Erinnerungen auf. Die Lichtkreise der Kulturen berühren sich; sie fließen allmählich ineinander über. Im Halbdämmer der Frühgeschichte begegnen sich Afrika, Europa, Orient und Asien. Am Ende des Mittelalters treffen Europäer zum ersten-

mal auf amerikanische Hochkulturen, und bald knüpfen die Legenden der Inka, Maya und Azteken Fäden zur Geschichte der übrigen Welt.

In allen diesen Jahrtausenden liegen Ozeanien und Australien im Schweigen der geschichtlichen Bewußtlosigkeit. Die schriftlosen Völker des ozeanischen Raumes erfüllen das primitive Gesetz ihres Daseins, sie siedeln, jagen, fischen, gehen auf Entdeckungs- und Kriegsfahrt; sie tanzen maskenverhüllt ums Lagerfeuer, sie schaffen Kunstwerke zu Ehren der Götter, bauen Wohnhütten und Tempelstätten, Rathhäuser und Boote, sie schwingen mit im ewigen Kreislauf von Geburt und Tod, ohne zu wissen, daß sie Teil einer viel größeren Menschheit sind.

Dennoch wandern auch über die schwer bezwingbaren Entfernungen des Großen Ozeans mitunter Gedanken und Kenntnisse aus fernen Kontinenten und Kulturen bis zu den Inseln. Solche Einflüsse nehmen stets den Weg über die Sundainselbrücke von Indonesien her. Der sogenannte »Korwarstil« der figürlichen Holzbehälter für Ahnenschädel auf Neu-Guinea zeigt deutliche Anklänge an den Kunststil der alten Khmer-Kultur in Kamboidscha. Der »Malanganstil« der melanesischen Figuraldarstellung scheint eine primitive Nachahmung alter hinduistischer Motive zu sein. Der »Schnabelstil« in der Kunst Neu-Guineas bringt Motive und Arbeitstechniken, die sich bei altindischen Tempeln finden.

Es muß in unbekannter Vorzeit tausend Berührungsstellen der Inselwelt mit Indochina und Indien gegeben haben. Die niemals gänzlich zum Stillstand gekommene Wanderung von Malaien, Hindus und später auch von chinesischen Seefahrern von Malakka und Hinterindien nach Sumatra, Java, Borneo und Celebes haben sicherlich immer wieder einzelne Schiffe nach Ozeanien verschlagen. Mit solchen freiwilligen oder unfreiwilligen Ankömmlingen kamen Gedanken und Fertigkeiten der Fremde auf die Inseln. Wurden Melanesien und Mikronesien von Indochina und Indien her beeinflußt, erhielten die polynesischen Inseln vermutlich von den amerikanischen Ufern aus ihre Anregungen – die Steinkolosse auf der Osterinsel, auf Pitcairn und Marquesas, die Bauten in Tahiti und Samoa könnten Zeugnisse für diese unbewiesene und immer angefochtene Theorie sein.

Im 14. Jahrhundert ergreift die aggressive Ausdehnung des Islam die Sundawelt. Die hinduistischen und malaiischen Staaten auf Sumatra, Java, Borneo und Celebes verwandeln sich in mohammedanische Sultanate. Die chinesischen Handelsfahrten ver-

stärken sich. Indien erlebt Angriffe der Araber, Malaien und Chinesen. Aber auch diese Vorstöße an der Ausgangsschwelle des Mittelalters erreichen Ozeanien nicht; nur vage Kunde gelangt zu den Inseln, ein verhaltenes Echo, kaum spürbare Auswirkungen durch zufällig vom Meer entführte Reisende.

Um die riesige Weite des Stillen Ozeans aufzuschließen, bedarf es eines leidenschaftlicheren, kühneren Anstoßes, als ihn die seefahrenden Araber, Malaien und Chinesen zu geben vermögen.

Die Rolle der Entdecker fällt der unruhigsten und eroberungslustigsten Rasse des Erdballs zu, die eng zusammengedrängt auf einer zerklüfteten Halbinsel des äußersten Westens der alten Welt lebt, den Europäern.

Die Männer des Abendlandes ziehen den Schleier vom Antlitz der Paradiese des Sonnenaufgangs.

Die Männer aus der Ferne

Die geographische Vorstellung des europäischen Altertums von der östlichen Erdhälfte stützte sich auf die Berichte des griechischen Forschungsreisenden Skylax, der im Auftrag des Perserkönigs Darius 518 bis 516 v. Chr. bis zur Indusmündung vorgedrungen war. 325 v. Chr. segelte Admiral Nearchos mit einem Teil der Alexanderarmee vom Indus nach Babylon zurück. Als den Griechen Eudoxos und Hippalos 117 v. Chr. mit Hilfe des Monsuns die Fahrt über das offene Meer nach Indien glückte, kam allmählich eine ständige Handelsverbindung zwischen der hellenistischen, später der römischen Mittelmeerwelt und Indien sowie mit Ceylon zustande. Über die Seidenstraße kam Kunde aus China und Innerasien. Die Wege zwischen West und Ost verflochten sich. Über die indische Küste hinaus gelangten aber die Seefahrer der europäischen Antike nicht. Was sie in den Häfen Ceylons und an der Malabarküste über den Fernen Osten erfuhren, war vage, unsicher und märchenhaft.

Trotzdem machten sich die Gelehrten seit Herodots Tagen Gedanken darüber, wie die unentdeckten Teile der Erde wohl aussehen möchten. Aristoteles sammelte mit Eifer die Berichte seiner Mitarbeiter, die Alexander den Großen nach Indien begleitet hatten. Erathostenes skizzierte eine neue Weltkarte. Der alexandrinische Geograph Ptolemäos versuchte um die Mitte des 2. nach-

christlichen Jahrhunderts das Bild der Erde abzurunden. Aus verschiedenen Gründen, besonders wegen der schon von Aristoteles festgestellten Ähnlichkeit der Fauna und Flora zwischen Nil und Indus, glaubte er daran, daß der Indische Ozean nur ein Binnenmeer sei. Vermutlich kamen auch Gerüchte über ein großes Südländ in die Studierstube des Alexandriners. Er zeichnete jedenfalls in kühnem Bogen eine Landverbindung zwischen Ostafrika und Malakka, beschriftete sie als »terra incognita« und setzte damit die Legende von der noch unentdeckten »terra australis« in die Welt.

Die westliche Menschheit hatte mit seiner Karte eine feste Vorstellung vom Aussehen der Erde und begnügte sich damit; ihr Interesse an weiteren Erforschungen war gering, weil durch den Zerfall des Römischen Imperiums, durch Völkerwanderung und Verkleinerung des geschichtlichen Horizonts der Osthandel fast ganz zum Erliegen kam.

Ganz anders verhält sich der seit dem siebten Jahrhundert siegreich über die Länder hinflutende Islam. Er erreicht nicht nur innerhalb achtzig Jahren nach dem Tode seines Propheten im Norden die Loire und im Osten den Indus als Grenzmarken seiner Ausdehnung; auch auf den Randmeeren des von ihm eroberten Raumes fahren seine Piraten- und Handelsschiffe.

Arabische Seeleute dringen im nachfolgenden Halbjahrtausend nach Indien und Ceylon vor; sie segeln bis Malakka, sogar nach Sumatra, Java und weiter hinein in die Inselwelt. Die Söhne Mohammeds kommen nicht als Entdecker, Forscher oder Geographen; ihnen genügt der tropische Reichtum der Märkte, und ihre Anführer finden ihr Behagen im satten Dasein eines Sultans, Radschas oder Scheichs. Sie erobern und bleiben sitzen, wo Palmen Schatten spenden, die dunkelhäutigen Schönen lächeln und die eingeborenen Sklaven arbeiten.

Gleichwohl hat der Islam einen indirekten Anteil an der späteren geographischen Erschließung des Erdballs, indem er die Europäer auf ihrer Halbinsel zusammendrängt und sie von den tropischen Märkten aussperrt. Als die Türken, die Führungsmacht des Islam im 15. Jahrhundert, Konstantinopel-Byzanz erobern und die Umschlagplätze in Ägypten, Syrien und am Schwarzen Meer unter ihre Kontrolle nehmen, die Ausfuhr von Edelmetall, Gewürzen und Orientwaren nach West- und Mitteleuropa immer mehr verteuern und schließlich ganz abschnüren, wird für das Abendland die Frage nach der geographischen Gestalt der Erde

schon wegen der Notwendigkeit freier Handelswege nach dem Osten wieder brennend.

Dieser wirtschaftliche Anreiz erfolgt zu einer Zeit, in welcher der Humanismus aufblüht, der begierig nach dem antiken Schrifttum greift und sich an der halbvergessenen Weisheit der Alten sättigt.

Der Gedanke der Griechen, daß die Erde eine Kugel sei, findet stärkste Beachtung. Der florentinische Geograph Toscanelli zeichnet eine Weltkarte, aus der sich ergibt, daß Indien und das sagenhafte – seit Marco Polo bekannte – Japan-Zipangu und China-Kathai ebenso auf östlicher wie auf westlicher Meerfahrt erreichbar seien. Damals aber sind die Portugiesen schon lange dabei, den Seeweg um Afrika herum nach den indischen Märkten zu suchen.

Europa ist im Begriff, zugleich in östlicher und westlicher Richtung die Ozeane zu erforschen und die Welt zu umrunden.

Ein so nüchterner Geograph wie Amerigo Vespucci, der zuerst den kontinentalen Charakter des von Kolumbus im Weltmeer entdeckten Landes erkennt, hält Südamerika für den abgerissenen östlichen Teil jener »terra australis«, von der die Alten gefabelt haben.

Der stürmische, eroberungslustige, kühne Geist der Renaissance schickt eine Unzahl von Konquistadoren, Abenteurern und landhungrigen Seefahrern in die Ferne. Kolumbus entdeckt die westindischen Eilande, John Cabot 1497 Nordamerika, Vasco da Gama 1498 den Seeweg nach Ostindien und Cabral 1500 Brasilien; ihnen allen gelingt jedoch nicht die ersehnte Auffindung des Goldlandes El Dorado und der paradiesischen Gewürzinseln.

Ein fieberhafter Wettlauf, vor allem der romanischen Nationen, zu den Wundern einer jäh erweiterten, großartigen Welt hebt an.

Am 25. September 1513 besteigt der Konquistador Vasco Núñez de Balboa eine niedrige Bergkette beim Ort Quarequa, dem späteren Panama, und sieht als erster Europäer die unendliche Wasserfläche eines neuen Ozeans vor sich ausgebreitet. Er pflanzt feierlich die spanische Flagge ins Meer und benennt es »Mare del Sul« – Südsee.

Das neue Weltmeer wird zur vielbesprochenen Sensation der Zeit. Der kontinentale Charakter des Landes Amerika enthüllt sich dadurch deutlicher. Die Notwendigkeit, nach den Gewürz- und Goldländern weiter im Osten zu fahnden, drängt sich lebhafter auf.

Am 20. September 1519 lichtet ein Geschwader spanischer Schiffe die Anker, um unter Führung des in spanischen Diensten stehenden Portugiesen Fernao de Magellan den Seeweg in den neuentdeckten Ozean und – mit Gottes Hilfe – zu den Gewürzinseln zu finden. Es ist eine Fahrt ins Ungewisse, voller Schrecken, Meuterei, Tod und Not. Nachdem die kleine Flotte an der südamerikanischen Küste überwintert hat, tastet sie sich – um den Verlust ihres besten Schiffes, der »Antonio«, geschwächt – südwärts und entdeckt endlich im Oktober 1520 eine Meeresstraße, die nach Westen führt. Durch eine großartig-schaurige Gebirgswelt, deren Wände neben den winzigen Schiffen bis zu zweitausend Metern ansteigen, windet sich ein Kanal zwischen zahllosen Riffen, Eilanden und Schluchten. Da in den Nächten auf den Bergen droben die Feuer der Eingeborenen flackern, nennt Magellan diesen südlichsten Teil Amerikas »Feuerland«.

In achtunddreißig Tagen schafft der hervorragende Seemann die Durchfahrt und führt seine Schiffe an einem Vorgebirge entlang zum offenen Meer. Voll Dankbarkeit nennt Magellan dieses Kap »Deseado – das ersehnte Kap«.

Am 1. Dezember 1520 nehmen die Segler nördlichen Kurs, gleiten eine Zeitlang an der Küste entlang und wenden alsbald den Bug dem freien Ozean entgegen. Die Wasser fluten in öliger Dünung unter grauem Himmel; keine Schaumkrone beunruhigt die uferlose Weite, und so verleiht Magellan diesem so sanft und friedlich ruhenden Ozean den Namen »Mare pacivicum – das friedliche Meer«.

Er ahnt weder, daß diese Wasserwüste mehr als ein Drittel der Erdoberfläche umspannt, noch daß der Ozean eines der stürmreichsten und gefahrvollsten Gewässer ist. Wie Kolumbus, segelt er in einem tröstlichen Irrtum, den Toscanelli von Ptolemäos übernommen hat, der die Entfernungen weit unterschätzt.

Der Steuermann Pigafetta schreibt in sein Logbuch:

»Die Fahrt über den Stillen Ozean dauerte drei Monate und zwanzig Tage. Während dieser Zeit konnten wir keinerlei frische Nahrung zu uns nehmen.

Der Zwieback, den wir essen mußten, war kein Brot mehr, sondern nur noch Staub, der mit Würmern, die den Zwieback durchfressen hatten, gemischt war und durch den Urin von Mäusen einen unerträglichen Geruch angenommen hatte. Das Wasser, das wir zu trinken gezwungen waren, war faulig und stinkend.

Um nicht Hungers zu sterben, mußten wir Stücke Rindsleder essen, mit denen die große Rahe überzogen war, um die Taue vorm Zerreißen zu bewahren...

Gar oft nahmen wir in bitterster Not Sägespäne zu uns. Selbst Mäuse, so widerlich sie dem Menschen sind, waren eine begehrte Speise.

Neunzehn Mann von uns starben an Skorbut... Zu all dem kam noch, daß etwa fünfundzwanzig bis dreißig Mann an Schmerzen in den Armen, Beinen und anderen Teilen des Körpers darniederlagen...«

Ein seltsamer und unglücklicher Zufall will es, daß der Kurs, den Magellan einschlägt, zwischen den vielen tausend Inseln Polynesiens und Melanesiens hindurchführt und daß er in den langen Wochen seiner Ozeanfahrt nur zwei so trostlose unbewohnte Eilande sieht, daß er sie die »Unheilsinseln« nennt.

Mit lautem Jubel begrüßen die Erschöpften am 6. März 1521 die äußersten Vorposten der australischen Inselwelt. Sie sehen Kokospalmen, Bananenhaine, Zucker- und Reispflanzungen, die sich wie Paradiesgärten aus dem Meer erheben.

Es ist den Spaniern aber bestimmt, gleich Tantalus an den fruchtbaren Bäumen und blühenden Plantagen vorüberzufahren, denn die Eingeborenen paddeln in Kanus heran, kommen schwerbewaffnet in solchen Massen an Bord, nehmen alles mit, was nicht niet- und nagelfest ist, und führen sich so anmaßend und drohend auf, daß Magellan nicht wagt, an Land zu gehen. In seine Seekarte trägt er die Inselgruppe als die »Ladronen« oder »Diebesinseln« ein. Erst später erhält der Archipel den Namen einer spanischen Königin und wird in »Marianen« umgetauft.

Am fünften Fastensonntag, am Fest des heiligen Lazarus, tauchen abermals schöne, palmenbestandene Inseln aus der Flut. Hier endlich wagen die Seefahrer zu landen und sich satt zu essen. Das nun erreichte Archipel wird dem Heiligen zu Ehren »Lazarus-Inseln« genannt, bekommt jedoch später auf den spanischen Karten nach dem soeben geborenen spanischen Kronprinzen den Namen »Philippinen«.

Auf der Insel Mantan im philippinischen Archipel stirbt Magellan im Kampf mit Eingeborenen.

Nach 1124 Tagen läuft die »Victoria« als einziges übriggebliebenes Schiff unter Führung des Kapitäns Delcano mit wenigen Überlebenden in den Heimathafen San Lucar in Spanien ein. Sie

bringt die Kunde von der ersten Weltumsegelung, die Gewißheit über die Kugelgestalt der Erde und die Kenntniss von einer ungeheuren Meereswelt mit.

Die gelehrten Theoretiker eines neuen Europas, das kaum erst aus den mystischen Träumen des Mittelalters aufgewacht ist, greifen nach den erregenden Berichten der Weltumsegler und verweisen triumphierend darauf, daß Magellan bei der Umschiffung Südamerikas die feste Überzeugung geäußert habe, entlang den Küsten eines Südkontinents zu fahren. Die »terra australis« gewinnt dadurch eine neue Bedeutung.

Die Theologen erklären dazu, Gott habe sicherlich kein Übergewicht des Unbewohnbaren über das Bewohnbare geschaffen, sondern Land und Wasser zu gleichen Teilen über die Erde verstreut; die Astronomen glauben sogar, eine Beziehung zwischen der Anordnung der Fixsterne am Himmel und der Lage der Landmassen feststellen zu können.

Der Ozean aber ist groß, die hölzernen Segelschiffe der Entdecker sind klein und die in Amerika und Ostindien der Erschließung harrenden Länder so unendlich weiträumig, daß es wieder einige Zeit dauert, bis man Neues aus der Südsee erfährt.

Ein Zufall führt den Spanier Yuigs Ortiz da Retes, der mit seiner Karavelle von der Gewürzinsel Tidore unterwegs nach dem spanischen Mexiko ist, im Juni 1545 an die Küste eines großen, unbekannten Landes, das er seiner Ausdehnung wegen für einen Kontinent hält. Dichter tropischer Dschungel, Sumpfwälder und Bergrücken steigen bis an den von der Brandung umtobten Strand herab. Als der Spanier näher an eine Bucht heranlaviert und vorsichtig einläuft, stürzen heulend und keulenschwingend schwarze Menschen aus dem Urwald. Die Besatzung, die genug tiefes Wasser zwischen Land und Schiff weiß, betrachtet neugierig die Tobenden; es sind beinahe ganz nackte Wilde von dunkelschwarzer Hautfarbe mit platten Nasen und gekräuseltem Haar.

An Bord befinden sich einige Seeleute, die vor Jahr und Tag mit einer Expedition die Guineaküste Afrikas entlanggefahren sind. Sie behaupten, das vor ihnen liegende Land und die brüllenden Eingeborenen glichen genau dem afrikanischen Strand und dessen Volk; deshalb gibt Kapitän da Retes dieser zweitgrößten Insel der Erde den Namen »Neu-Guinea«.

Nach Ankunft der Karavelle in Mexiko rufen die Erzählungen der Schiffsbesatzung allergrößte Aufregung hervor. Mit dem

Namen Guinea verbindet sich in den Köpfen der Spanier die zum afrikanischen Guinea gehörende »Goldküste«, und die alte Eldorado-Sehnsucht taucht von neuem auf. In Neu-Guinea muß es unbedingt Reichtümer zu gewinnen geben!

Mehrere Suchexpeditionen laufen von Mexiko und Peru aus, aber erst eine 1568 von Kapitän Alvaro de Mendaña geführte Flotte erreicht einen Teilerfolg. Zwar gelingt es auch ihm nicht, nach Kapitän da Reta's höchst ungenauen Sternhöhenmessungen Neu-Guinea wiederzufinden, er stößt aber östlich davon auf eine reiche, mit Palmen und Brotfruchtbäumen bestandene Inselgruppe. Und da er und seine Mannschaft seit Monaten von dem legendären Eldorado träumen, geben sie sich nur allzu gern der Hoffnung hin, das Goldland Ophir gefunden zu haben, aus dem einst König Salomo seine Schätze holte. Der Archipel erhält den Namen »Islas de Salomon«.

Mit der Nachricht von der Auffindung der Salomonen-Gruppe, sonst jedoch ohne Ergebnis, wenn man von der Entdeckung des den Europäern bisher unbekannt gewesenen Brotfruchtbaumes absieht, kehrt Mendaña nach Peru heim. Die Enttäuschung darüber, daß sich Neu-Guinea so schwer wiederfinden läßt, bewirkt eine lange, fast dreißigjährige Pause, bevor neue Versuche unternommen werden. Erst 1595 erklärt sich der Vizekönig von Peru bereit, dem Kapitän de Mendaña abermals Schiffe für eine Expedition anzuvertrauen.

Hat Mendaña bei seiner ersten Ausfahrt vergeblich nach Neu-Guinea gesucht, so gelingt es ihm bei der zweiten auch nicht mehr, die Salomonen zu finden, doch entdeckt er nun im östlichen Teil des Pazifischen Ozeans einen ausgedehnten Archipel, den er zu Ehren seines peruanischen Auftraggebers die »Marquesas-Inseln« nennt.

Hier begegnen die Europäer zum erstenmal den prachtvoll gewachsenen, goldfarbenen und am ganzen Körper bunt tätowierten Polynesiern, und sie vernehmen entzückt die melodische, vokalreiche Sprache dieses Volkes. Im übrigen steht die Expedition unter einem bösen Stern. Kapitän Alvaro de Mendaña stirbt bei der Heimreise auf hoher See, und die Schiffe kehren ohne ihn, ohne Geld und Gewinn nach Peru zurück.

Zehn Jahre später laufen wieder Karavellen aus, unter Führung des Steuermanns Mendañas. De Quiros durchsegelt die gesamte polynesishe und melanesische Inselwelt, ohne viel mehr als ein paar Riffe zu sehen. Erst im Vorfeld Australiens erreicht

er die größte Insel der »Neuen Hebriden«, die er hochtönend auf »Australia del Espiritu Santo« tauft und für das gesuchte Südland hält. Die paar Korallenstücke, bunten Schnitzereien und Kokosnüsse, die er nach Peru heimbringt, scheinen dem Vizekönig allerdings ein allzu geringer Gewinn für die kostspieligen Aufwendungen einer Expedition.

Die Entdeckungsfahrten nach der Südsee werden eingestellt, die bereits aufgefundenen Inselgruppen geraten in Vergessenheit, und das spanische Interesse wendet sich der Ausbeutung der Goldländer Peru, Yucatan und Mexiko zu sowie der immer schwieriger werdenden Verteidigung der Silberflotten, der überseeischen Städte und Besitzungen. Man hat keine Zeit und kein Geld mehr für Forschungsreisen.

Inzwischen ist nämlich die spanische Seegelung und Großmachtstellung trotz der reichen Kolonien nur noch der Abglanz einer versunkenen Zeit. Der Abstieg begann, als die mächtige Armada im Zuge der europäischen Auseinandersetzungen zwischen Gegenreformation und Reformation, zwischen romanischem Süden und germanischem Norden 1588 vernichtend geschlagen wurde.

Die Niederlande, vor nicht langer Zeit noch eine Provinz Spaniens, und die Engländer übernehmen die Führung auf den Weltmeeren. Ihre kühnen Piraten, Kaperschiffer und Seefahrer drängen die schwerbäuchigen Karavellen Spaniens und Portugals überall in die Verteidigung. An die Stelle der in phantastische Eldorado-Träume und Don Quijoteschen Illusionen versunkenen Spanier treten die nüchternen Briten und sachlichen Holländer. Die Fabel vom goldenen Südland löst sich in ein Nichts auf.

Als Francis Drake 1577–80 die Welt umsegelt, wird er von heftigen Stürmen auf den 56. südlichen Breitengrad abgetrieben und stellt bei Durchschiffung der Magellanstraße fest, daß Feuerland nur ein zerklüfteter Archipel, aber kein Teil eines Südkontinents ist. Im Jahr 1616 segeln bei Schneesturm durch haushohe Wogen holländische Seeleute aus der Stadt Hoorn um Feuerland herum, erreichen die Südspitze des amerikanischen Kontinents – die sie »Kap Hoorn« nennen – und sehen nun, daß dort Atlantik und Pazifik ineinanderfließen.

Die 1602 geschaffene Niederländische Ostindien-Kompanie ist das Werkzeug zur Machtausdehnung der Holländer auf den Meeren der Tropen. Ihre erste Eroberung sind die Gewürzinseln – die Molukken –, auf denen sie schon 1602 landen. 1619 gründen sie



Ruderregatta der Eingeborenen von Neuseeland. (Nach einem alten Stich)

auf Java die Siedlung Batavia, die Verwaltungshauptstadt ihres rasch zusammenwachsenden Kolonialreichs »Insulinde«.

Wegen der Feindschaft der Portugiesen und Spanier, von denen die Stützpunkte längs der afrikanischen und vorderindischen Küste beherrscht werden, sehen sich die niederländischen Ostindienfahrer gezwungen, auf südlicheren Kurs zu gehen. Außerhalb der Passatzzone benützen sie die Westwinde des Indischen Ozeans und werden von diesen an eine wüste, unwirtliche und klippenreiche Küste getragen, die nun wirklich dem australischen Kontinent angehört.

Der Besitz von Wasserstellen und Stützpunkten wäre dort wichtig, und deshalb schickt die neugegründete »Australische Kompanie« 1606 eine Expedition unter den Kapitänen Jacques le Maire und Willem Cornelispoon Schouten aus, diese öde Küste zu erkunden. Die beiden Seeleute umfahren die Südspitze Amerikas, steuern längs der arktischen Region bis zu den bereits bekannten Inseln um »Espiritu Santo«, sie erreichen die Nordküste Neu-Guineas und die Molukken, sichten aber nirgends den sagenhaften Südkontinent.

Später nimmt sich der holländische Gouverneur von Indien, der in Batavia residierende Antonys van Diemen, der Sache der Australienfahrt an. Für die niederländischen Indienfahrer einen

Stützpunkt auf dem legendären Südkontinent anzulegen, ist nach wie vor von höchster Wichtigkeit.

Der Gouverneur betraut einen erfahrenen Kapitän, den Mynheer Abel Janspooon Tasman, mit dieser Aufgabe und gibt ihm eine ganz klare Order: Entdeckung des unbekannten Südlandes, Erkundung der Südostküste Neu-Guineas und Auffindung eines guten Handelsweges zwischen Indien und Südamerika.

Tasman läuft von Java aus und segelt direkt nach Süden. Ohne es zu ahnen, umschifft er außer Sichtweite, etwa auf dem 45. Breitengrad, den australischen Kontinent und gelangt im November 1642 auf ein unbekanntes Eiland, das er dem Gouverneur zu Ehren Van-Diemens-Land nennt. Später wird man diese Australien im Südosten vorgelagerte Insel dem Entdecker zu Ehren »Tasmanien« nennen.

Tasman lenkt nach Osten, sieht Neuseeland und fährt zwischen den Tonga- und Fidschi-Inseln hindurch; die Heimreise nach Java erfolgt längs der Nordküste Neu-Guineas.

Die Kolonialregierung ist mit den Ergebnissen der Reise nicht ganz zufrieden und schickt Abel Tasman am 30. Januar 1644 aufs neue aus, damit er feststelle, ob zwischen Tasmanien und Neu-Guinea ein Landzusammenhang bestehe. Zwar kommt Tasman nun an den Carpentariagolf im Norden Australiens, die zahlreichen Felsbarrieren und Klippen aber versperren ihm den nahe liegenden Kontinent; er findet auch nicht die bereits von dem Spanier Torres 1606 entdeckte Meeresstraße und bringt nur magere Ergänzungen zu den von seinen Landsleuten Duyfken 1606, Carstensz 1623 und Pietersz 1636 aufgezeichneten Küstenlinien Nordaustraliens nach Batavia heim.

Es steht jetzt zwar fest, daß sich in der Südsee ein riesiger Landkomplex weit nach Mittag erstreckt, da es aber höchst gefährlich ist, dort einen Ankerplatz zu suchen, und nach den bisherigen Erkundungen Australien nur aus Sand, Wüste, kahlem Fels oder öder Buschlandschaft besteht, erlischt der Anreiz, sich damit näher zu befassen.

Die »terra australis« versinkt wieder einmal in halbe Vergessenheit.

Lange Zeit vergeht, bis ein weltgeschichtliches Ereignis neue Antriebe zu Entdeckungsfahrten im Stillen Ozean gibt.

Um die Mitte des 18. Jahrhunderts ringen England und Frankreich sowohl in Europa, vor allem aber in Übersee miteinander. Frankreich wird besiegt und verliert seine Besitzungen in Ost-

indien und Nordamerika. Auf der Suche nach Ersatz für diese Einbuße schickt es Expeditionen in den Großen Ozean, in dessen Schoß vielleicht ein neues Kolonialreich ruhen könne.

Louis Antoine de Bougainville, der ehemalige Adjutant des in Kanada geschlagenen Generals Montcalm, segelt von 1766 bis 1769 mit den Schiffen »Boudeuse« und »Etoile« durch die Magellanstraße, dann an den Samoa-Inseln und den Neuen Hebriden vorbei nach Neu-Guinea und zu den Molukken. Seine Karten und Beschreibungen bilden eine große Bereicherung der geographischen Wissenschaft. Um dieselbe Zeit geht Pierre Pigneau de Béhaine, der spätere Bischof von Adran, nach Indochina, um 1770 ergreifen die französischen Seefahrer de Surville und du Fresne vorübergehend Besitz von Neuseeland.

Das Frankreich König Ludwigs XV. und der Madame Dubarry ist aber zu großzügiger Kolonialpolitik nicht mehr fähig. Alle Unternehmungen verlaufen im Sande. Erfolglos ist auch die mißglückte Weltumseglung La Peyrouses. Auf dieses Frankreich der Dekadenz und der Korruption wartet kein neues Königreich, sondern die Revolution.

Dennoch genügt das von der französischen Regierung für das Südmeer gezeigte Interesse, um die eifersüchtig wachsenden Konkurrenten und Sieger, die Engländer, auf den Plan zu rufen und ihre Blicke – sie sind damals das seemächtigste und politisch aktivste Volk der Welt – zum Stillen Ozean zu lenken.

Schon zweimal unter der Regierung König Georgs III. waren englische Schiffe zu Entdeckungsreisen in dieses letzte noch unerforschte Seegebiet der Erde ausgesandt worden, um neues Land zu suchen: 1764 die Kapitäne Byron und Mouat mit der »Delphin« und »Tamor« und 1766 Wallis und Carteret mit der »Delphin« und »Swallow«. Man ahnte, daß dort im großen Meer zahlreiche Eilande liegen mußten, vielleicht sogar Kontinente, aber das Wagnis, in völlig unbekannte Wasserwüsten vorzudringen, sich dem Durst und Skorbut auszuliefern, immer in Gefahr zu sein, sich in der Unendlichkeit zu verlieren, schien bisher allen Kapitänen zu groß. Auch diese beiden Expeditionen wichen nicht gar zu weit ab von den bekannten Seewegen; ihre Ergebnisse blieben deshalb recht dürftig. Einzig Wallis, der sich von Carteret getrennt hatte, stieß auf eine neue Inselgruppe, die er St.-Georgs-Inseln nannte. Das Hauptland hieß in der Sprache der Eingeborenen »Tahiti«.

Nach Wallis' und Carterets Rückkehr bat die einflußreiche

»Royal Society«, die erste wissenschaftliche Gesellschaft Großbritanniens, den König, noch eine Expedition in die Südsee zu schicken. Georg III. gab seine Einwilligung dazu und beauftragte Lord Hawkes, ein Schiff und einen geeigneten Kapitän für diesen Zweck namhaft zu machen.

Bei einem Besuch in Neufundland hatte Lord Hawkes die fein-gezeichneten Pläne des Hafens von Placentia bewundert und den Zeichner der Karten, den Masterman James Cook, zu seiner Arbeit beglückwünscht. Nun schlug er diesen im kanadischen Krieg vielfach bewährten, eben zum Leutnant ernannten Seemann für die große Fahrt vor und überließ ihm, sich selbst ein geeignetes Schiff zu beschaffen.

James Cook begab sich mit seinem Freund, Kapitän Hugh Palliser, auf die Suche; nach langen ermüdenden Fahrten von Hafen zu Hafen, von Werft zu Werft, von Dock zu Dock fand er endlich das seinen Vorstellungen entsprechende Idealschiff in dem Kohlenfrachter »Queen Anne«, einem dreckigen, schwerbäuchigen Barksegler. Das geschulte Auge des erfahrenen Seemanns erkannte durch Schmutz und Kohlenstaub, daß die »Queen Anne« auf der Werft von Harwood-Brothers zu Whitby aus Yorkshire-Eichen von demselben Meister wie sein erstes Schiff, die geliebte »Freelove«, gebaut worden war. Die »Queen Anne« war kein Fahrzeug, eine Segelregatta zu gewinnen, nach menschlicher Voraussicht aber gab es keinen Sturm, den sie nicht bestehen konnte.

Gegen alle Einwände setzte Cook den Ankauf des Kohlenschiffes durch. Er ließ es überholen, neu herrichten und von seiner jungen Frau Elisabeth auf den Namen »Endeavour« – das bedeutet »Bemühung« – umbtaufen.

Von Deptford segelte James Cook nach Plymouth und benachrichtigte die Mitglieder der »Royal Society«, die seine Reise begleiten sollten, davon, daß es bald losgehe. Um einen bevorstehenden Durchgang der Venus vor der Sonne vom günstigsten Standort Tahiti aus zu beobachten, war der berühmte Astronom Green zur Teilnahme an der Expedition bestimmt worden, außerdem Sir Banks, ein Botaniker, und der Zoologe Solander. Die notwendigen Vermessungen und Kartenzeichnungen hatte der Kapitän selbst durchzuführen.

Am Mittwoch, dem 25. August 1768, kamen die Fahrgäste an Bord, James Cook klappte ein neues Wachsleinwandheft auf, in das er die kommenden Ereignisse sorgfältig und mit angeborenem Sinn für das Wichtige und Besondere eintragen würde.

Voll Bescheidenheit schloß er die einleitenden Sätze des Reisetagebuches mit den Worten:

»...der Leser möge die Ungenauigkeit des Stils entschuldigen und sich erinnern, daß dies alles das Produkt eines Mannes ist, der nicht den Vorteil vieler Schulbildung genossen hat, sondern von Jugend auf ständig zur See gewesen ist; und wenn er auch mit Unterstützung guter Freunde alle Stadien, die zum Seemann gehören, durchlaufen ist, vom Lehrling im Kohlenhandel bis zum Unterkapitän in der ›Royal Navy‹, so hat er doch keine Gelegenheit gehabt, die Wissenschaften zu pflegen...«

Am Donnerstag, dem 26. August, schrieb der Kapitän: »Ging um 2 Uhr nachmittags unter Segel und stach in See mit 94 Personen an Bord, einschließlich der Offiziere, Seesoldaten, Zivilisten und deren Diener, ferner hatte ich für 18 Monate Proviant, 10 Lafettgeschütze, 12 Drehbassen sowie reichlich Munition und Vorräte aller Art...?«

Die »Endeavour« segelte mit gutem Wind, erreichte ohne Zwischenfall Funchal, Teneriffa und Gran Canaria, legte den Kurs auf Südost und überquerte den Atlantik. Im November machte sie im Hafen von Rio de Janeiro fest, nahm Wasser und Frischgemüse an Bord und stach abermals in See. Längs der südamerikanischen Küste steuerte sie die Magellanstraße an.

Kap Hoorn stieg aus den eisgrünen Wogen empor. Schwarze Basaltklippen ragten in die tief lastenden Wolken wie Türme urweltlicher Dome. Eine haushohe Brandung donnerte an die Schären des Feuerlandes. Der gefürchtete Sturm von Kap Hoorn bog die Masten des Schiffes. Durch die öde Felslandschaft, an den nebelverhangenen Graniteilanden vorbei, navigierte der Kapitän sicher und geschickt und erreichte glücklich die Ausfahrt zum Stillen Ozean.

Wochen verstrichen im ewigen Anrollen der Dünung. Blau wie Tinte lag das Meer ringsum. Große Fische folgten im Kielwasser. Wale bliesen ihre Fontänen in die Luft, Delphine sprangen in Herden aus den Wellen. Nach den ersten gesichteten, recht winzigen Palmeninseln mehrten sich die Koralleneilande. Man mußte schon nahe bei Tahiti sein.

Cook verzeichnete am 4. April 1769 in seinem Logbuch:

»Sah um zehneinhalb Uhr Land im Süden, hielt darauf zu und fand bald, daß es eine Insel von ungefähr zwei Leagues Umfang

und ovaler Gestalt war, in deren Mitte eine Lagune lag. Deshalb nannte ich sie ›Lagunen-Insel‹ (das Atoll Vahitahi im Paumotu-Archipel). Am Westende der Insel steht ein großer Baum, der wie ein gewaltiger Turm aussieht, und etwa in der Mitte zwei Kokospalmen, die über alle Gehölze hinausschauen, so daß sie beim Näherkommen wie Fahnen aussahen. Wir sahen einige Eingeborene, meist Männer, und diese marschierten längs der Küste dem Schiff gegenüber mit großen Speeren in den Händen, als ob sie sich unserer Landung widersetzen wollten...⁸«

Eine Woche später ging James Cook in Tahiti an Land, wo die Expedition ein Vierteljahr blieb, um ihren wissenschaftlichen Forschungen nachzugehen. Während der Astronom beobachtete und rechnete, der Botaniker Herbarien anlegte und der Zoologe die Tierwelt studierte, beschrieb James Cook mit äußerster Genauigkeit alle völkerkundlichen und sonstigen Neuigkeiten, er legte Karten an, vermaß Gewässer und Hafeneinfahrten.

Seine Tagebücher füllten sich mehr und mehr mit wichtigen Eintragungen, die ein getreues Bild der fernen Inselwelt gaben.

Als auch die Tahiti benachbarten Inseln vermessen und aufgenommen waren, denen Cook zu Ehren der »Royal Society« den Namen »Gesellschaftinseln« verlieh, führte er die »Endeavour« in die bisher unbekannte Tubaigruppe und steuerte im September Neuseeland an, das seit Abel Tasman als Nordoststrand eines vermuteten Australkontinents galt. James Cook war gründlicher, er umschiffte beide Teile der Doppelinsel und bewies damit den Charakter Neuseelands als zweier voneinander getrennter Eilande. Mit feierlicher Flaggenhissung nahm er sie für England in Besitz, denn von der einstigen Landnahme der Franzosen fand er keine Spur mehr.

Der Bug wurde wieder westwärts gerichtet. Am 19. April 1770 erreichte die »Endeavour« die australische Küste und warf am 28. April Anker in einer Bai, der man wegen der Menge der auf deren Küsten gefundenen Pflanzen den Namen »Botanybai« gab; hier entstand später Sydney.

Die Bucht weitet sich blaugrau und groß wie ein See hinter der engen Einfahrt. Ihr Nordufer besteht aus sanften Sandhügeln, die jetzt im australischen Spätsommer von graugrünem Gras und leuchtenden Blumen überflutet werden. Das südliche Gestade läuft wellig, von Buschwald dicht bewachsen, in ein unübersehbares

Feld hinaus. Dunkle Wolken treiben von See her über diese trostlose Weite und verhüllen die Sicht mit ihren Regenschleiern. Der Wind saust und heult. Wenn für kurze Zeit die Dunstsicht aufreißt und den Blick freigibt, sieht man fern einige blaue Gebirgskämme.

Die Trupps, die vom Schiff zu den Wiesenhügeln gehen, um Frischwasser zu holen, begegnen seltsamen, auf den Hinterbeinen springenden Tieren, die vordem kein Europäer erblickte. Solander, der Zoologe, dem zu Ehren die Hafeneinfahrt »Port Solander« genannt wird, verzeichnet eine ungeheure Vielfalt buntgefiederter Vögel. Sir Banks, nach dem man fortan das Nordkap der Einfahrt heißt, sammelt Pflanzen. Trotz seiner Fülle an Lebewesen und Gewächsen wirkt der Strand traurig und verlassen, und auch das Land scheint ablehnend und feindselig.

Unsichtbar für die Seeleute, liegen im verfilzten Gewölle des Buschwerkes viele hundert schwarze Menschen und beobachten genau die Fremden. Es sind Angehörige des Stammes Gweagal, fast völlig unbekleidete, mit absonderlichen Farbmustern bemalte Wilde; ihre Waffen, Speere, Schleuderhölzer und Keulen, tragen sie bei sich.

Für sie und die Cammaraygal, ein Nachbarstamm, der am anderen Ufer hinter den Sanddünen vorsichtig hervorspäht, war es ein großer Zauber, als plötzlich dieses riesige schwimmende Haus mit seinen weißen, hochgestellten Flügeln, gleich einer gewaltigen Möwe, über den Meereshorizont heraufschwebte und in die Bucht einlief. Sie sahen stumm vor Angst und Staunen, wie der ungeheure Vogel am Strand die schneeigen Fittiche zusammenfaltete; nun liegt er mit nacktem Gestänge im Wasser. Voll Mißtrauen bemerken die schwarzen Jäger, daß menschenähnliche helle Gestalten, behängt mit seltsamen Lappen, die Häupter bedeckt mit befiederten Hüllen, das Land betreten. Für ihre Schönheitsbegriffe sind die meerentstiegenen Wesen ein Ausbund an Häßlichkeit und Gefährlichkeit, und sie entsetzen sich, als einige dieser Bereewolgal – der »Männer aus der Ferne« – Stöcke heben, aus denen Blitz und Donner brechen, worauf durch solche Zauberei die Vögel tot aus der Luft stürzen.

Den Göttern dankbar sind die Gweagal und Cammaraygal, als die hellhäutigen Zauberer wieder in ihr Meerhaus steigen, die weißen Flügel ausbreiten und die unfäßliche Erscheinung lautlos aus der Bucht hinausschaukelt, um bald über der Kimmung zu verschwinden.



Menschen der Steinzeit: die letzten Ureinwohner Australiens, bewaffnet mit Bumerangs und Speeren mit Steinspitzen

Es ist eine bittere Wahrheit, daß die Berührung mit der Zivilisation des Westens für die ozeanische Welt zunächst zu einer tödlichen Seuche führt.

Jahrtausende lang lebten die Menschen der seligen Inseln in reiner Meeresluft, fern von den Krankheitskeimen der Kulturkontinente. Bereits die Matrosen Kapitän Cooks hinterlassen ihnen die Bazillen der Masern, der Tuberkulose, des Scharlachs, der Syphilis und eines Dutzends anderer Geißeln der Menschheit. Das Blut der Polynesier, Kanaken, Maori und Melanesier konnte in der bisher von solchen Giften freien Umgebung keine Gegenstoffe entwickeln; es ist wehrlos selbst gegen europäische Kinderkrankheiten.

In den nächsten fünfzig Jahren sterben die Völker der Südsee zu Hunderttausenden an den Krankheiten Europas.

Aber es sind nicht nur die den Leib überwältigenden Epidemien, die Europa dem Südseeparadies bringt. Der Einbruch der fremden, höherentwickelten Kultur, das Raffinement der harten,

egoistischen, ausbeuterischen Zivilisation, die Überlegenheit der modernen Organisation – all dies tötet den seelischen und naturhaften Zusammenklang von Meer, Insel, Mensch und Lebensrhythmus; die Harmonie der Vorzeit zerfällt, ein moralisches Vakuum tritt an ihre Stelle.

Von diesen verheerenden Wirkungen ahnen weder James Cook noch seine Freunde etwas. Sie leben nur ihrem Forscherdrang.

Nach der Botanybai entdecken sie das große Barriereriff. Als die »Endeavour« nahe der von Haifischen wimmelnden Torresstraße leck wird, gibt man diesem Teil der Durchfahrt den Namen »Endeavour-Straße«. Australien wird im Norden umschifft, der Inselcharakter Neu-Guineas endgültig erkannt und seine Küste streckenweise kartographiert. Mit Batavia auf Java läuft die Expedition endlich wieder einen europäischen Stützpunkt an und segelt von dort auf abenteuerlicher Fahrt um das Kap der Guten Hoffnung heim nach England, wo sie im Juni 1771 eintrifft.

Die letzte Eintragung in Cooks Tagebuch lautet:

»Freitag, 12. Juni 1771, gegen Mittag, lagen wir vor Dover, und um halb drei Uhr nachmittags warfen wir in den Downs Anker. Bald darauf landete ich, um nach London zu gehen.«

Nur ein Jahr der Ruhe ist James Cook vergönnt.

Die großen Ergebnisse seiner ersten Reise haben die Gemüter der »Royal Society« aufs höchste erregt. Sogleich wird eine zweite Expedition vorbereitet, die fast auf den Tag genau ein Jahr nach Cooks Rückkehr ausfahren soll. Diesmal stehen allerdings unbeschränkte Geldmittel zur Verfügung; zwei Schiffe, die »Resolution« als Flaggschiff und die »Adventure« unter Kapitän Furneaux werden Cooks Kommando unterstellt. Als wissenschaftliche Berater fahren die Gelehrten Johann Reinhold und Georg Forster mit. Um Cook die nötige Autorität zu verleihen, befördert man ihn vom Leutnant zum »Commander«.

Seine Aufgabe ist diesmal besonders schwierig. Er soll nicht nur zum erstenmal in der Geschichte der Seefahrt versuchen, die Erde von West nach Ost, also gegen die Passatwinde, zu umrunden, sondern endlich auch feststellen, was es mit dem alten Seemannsgeschwätz vom großen Südkontinent auf sich habe. Den Berichten sturmverschlagener Kapitäne vertrauend, meint man nämlich, es gäbe südlich vom Kap der Guten Hoffnung und weit südlich von Australien noch eine riesige Landmasse.

Mit seinen beiden Schiffen segelt James Cook durch bekannte Gewässer bis zur Südspitze Afrikas. Vom Kap aus erfolgen dann wiederholte Vorstöße in die Antarktis. Eine gefährliche Welt wird dabei aufgeschlossen. Hagel, Regen, Schnee und Frost quälen die Seefahrer, die Kälte überkrustet Masten, Decks und Wände mit Eispanzern, macht die Segel steif und schwer. Die dampfende Weite der See bedeckt sich allmählich mit treibenden Eisschollen. Manchmal gleiten, aus kalten Nebelschwaden auftauchend, wie glitzernde Märchenschlösser mit Zinnen, Bogen und glasigen Mauern, die Schiffe majestätisch überragend, gewaltige Eisberge vorüber.

Fast bis zum 70. Breitengrad kämpft Cook sich mit seinen Männern durch, bis höchste Gefahr ihn zur Umkehr zwingt. Auf der Höhe des südlichen Sommers schreibt er in sein Logbuch:

»Mittwoch, 30. Dezember 1772.

Der Wind ging von NO nach SO herum und wuchs zu einer kräftigen Brise an, die so hohe See mit sich brachte, daß es für die Schiffe gefährlich wurde, zwischen dem Eis zu bleiben. Die Gefahr wurde jedoch noch größer, als wir im Norden ein großes Eisfeld erblickten. Da wir nicht mehr als zwei oder drei Meilen entfernt waren und uns von dem Treibeis umgeben sahen, blieb keine Zeit zur Beratung. Wir legten auf der Stelle um, bekamen aber noch manch harten Stoß von riesigen Eisblöcken . . .«

Durch diese mutigen Kreuzfahrten in der Antarktis wird für die damals erreichten Breiten die Behauptung von der Existenz eines Südkontinents endgültig ins Reich der Fabel verwiesen.

Glücklich, dem Eis entronnen zu sein, wendet sich Cook nun der Südsee zu. An Neuseeland vorbei und lange auf landlosen Breiten segelnd, sieht er im Februar 1774 eine felsige Insel im Ozean. Er zweifelt keinen Augenblick daran, daß es ihm geglückt ist, jenes seltsame, geheimnisvolle Eiland wiederzufinden, das der Schiffer Roggeveen am Ostersonntag 1722 als erster Europäer betreten und das er »Osterinsel« genannt hatte. Man wirft Anker und schickt einen Erkundungstrupp an Land.

Über die Terrassenbauten und Steinfiguren, die bereits Roggeveen entdeckt hat, äußert sich Cook in seinen Aufzeichnungen, so wie er über alles Neue und Merkwürdige berichtet:

»Die Riesenbilder und Terrassen halte ich für Begräbnisstätten bestimmter Geschlechter. Ich, wie auch andere, sah ein Menschen-

skelett auf einer Plattform, das nur mit Steinen bedeckt war. Die Baumeister der Osterinsel verwenden keinen Zement oder Mörtel, doch sind die Verbindungen der Steinquader dicht und passen fugenlos ineinander. Die Seitenwände sind nicht senkrecht, sondern etwas nach innen geneigt . . .

Die Ausführung der Statuen ist roh, aber nicht schlecht, und die Gesichtszüge, besonders Nase, Kinn und Augen, sind nicht übel gestaltet, indessen sind die Ohren ganz unverhältnismäßig groß. Wir vermochten kaum zu begreifen, wie die Inselbewohner diese erwähnten gewaltigen Figuren aufstellen und nachher die großen Steinzyylinder oben auf das Haupt setzen konnten. Die Arbeit muß gewaltige Zeit in Anspruch genommen haben und beweist zur Genüge die Begabung derer, die diese Werke geschaffen haben. Denn die jetzigen Eingeborenen haben es ganz gewiß nicht getan, da sie nicht einmal die Reste dessen erhalten, was ihre Vorfahren geschaffen haben . . .«

Die moderne Wissenschaft hat auch nicht viel mehr als unbewiesene Theorien über die Entstehung und den Verfall der Osterinselskultur aufstellen können.

Es gibt etwa dreihundert Riesenfiguren auf der Insel. Sie wurden offenbar aus der Innenwand eines erloschenen Kraters herausgemeißelt, mit Stricken und Rollen über den Kraterrand hinweg, den Steilhang hinab bis zu den manchmal achtzehn Kilometer entfernten Terrassen geschafft und dort aufgerichtet. Einige der Statuen wiegen fast dreißig Tonnen, ein unvollendeter Riese sogar über fünfzig Tonnen. Die Höhe der Figuren schwankt zwischen dreieinhalb und zwanzig Metern.

Nach den Resten alter Siedlungen schätzt man, daß etwa zweitausend bis fünftausend Menschen zur Zeit der Herstellung der Bildwerke auf der Osterinsel lebten. Wie sie ohne Kräne und Flaschenzüge den Transport und die Aufrichtung der Kolosse bewerkstelligten, ist ein Rätsel; übrigens dasselbe Rätsel, das den Forschern die gigantischen, fast fugenlos zusammengebauten Blöcke der Inkaburgen und ihrer Tempel aufgeben.

Warum aber hat das Volk der Osterinsel plötzlich seine Arbeit im Stich gelassen? Halbfertige Figuren sind noch mit dem vulkanischen Gestein verbunden, andere blieben zwischen Steinbruch und Terrassenlandschaft liegen.

Weshalb wurden viele der bereits aufgestellten Statuen offensichtlich von Menschenhand umgestürzt?

Man nimmt an, es habe auf der Osterinsel zwei Bevölkerungsschichten gegeben: die »Langohren« als Herren und die proletarischen Sklaven, die »Kurzohren«.

Eines Tages brach wohl der Aufstand der Sklaven aus, und in einem blutigen Bürgerkrieg vernichteten die »Kurzohren« die »Langohren« und deren Werke. Die Sieger ließen ihren Haß auch an den künstlerischen Zeugnissen der Herren aus; sie stürzten, soweit sie es vermochten, die steinernen Kolosse. Seither lebten sie von primitivem Ackerbau, geschichtslos und ohne Kulturbewußtsein, bis europäische Schiffe auftauchten, um auch ihr Schicksal gleich dem der Völker der anderen Inseln des Stillen Ozeans zu besiegeln.

Von der Osterinsel segelt die Cook-Expedition nach den Marquesas, nach Tahiti und quer durch einen Schwarm von Archipelen und verstreuten Eilanden nach Westen zurück, bis sie auf die Hauptinsel von Neu-Kaledonien stößt. Sie durchläuft die Meerenge zwischen den Hauptinseln Neuseelands und wendet sich südwärts, gerät in die Westwind-Trift und läßt sich von ihr nach Kap Hoorn tragen.

Am 30. Juli 1775 macht die »Resolution« und etwas später die »Adventure« in London fest.

Der König schickt Cook das heißbegehrte Patent als ordentlicher Schiffskapitän der Royal Navy. Die »Königliche Gesellschaft der Wissenschaften« nimmt auf Vorschlag Sir Banks' den Mann, der keine Elementarschule besucht hat, als Mitglied in ihre Reihen auf.

Kurz nach Cooks Rückkehr wird eine Parlamentsakte veröffentlicht, die demjenigen eine Belohnung von zwanzigtausend Pfund verspricht, dem es gelänge, den Traum vieler Seefahrer und Kaufleute zu verwirklichen und eine Nordwestpassage zu finden.

James Cook meldet sich sofort zur Führung einer solchen Expedition.

Schon bald nach der Entdeckung des amerikanischen Kontinents hatten spanische und portugiesische Seefahrer begonnen, nach einer Meeresstraße zu fahnden, die eine kurze Verbindung zwischen Atlantik und Pazifik, zwischen der Ost- und der Westküste des Erdteils ermöglichte. Die Bemühungen führten zur Überquerung der Landenge von Panama und zur Auffindung der Magellanstraße. Alle Vorstöße im Nordwesten des Kontinents

blieben aber erfolglos. Auch der große Sir Henry Hudson hatte nur die nach ihm benannte Bai, doch nicht die ersehnte Fahrrinne in den Stillen Ozean gefunden. Irgendwo, so hatte er immer wieder behauptet, müsse es eine Verbindung der beiden Meere geben. Die meisten hatten die Durchfahrt bisher auf den Strömen Kanadas und an den Küsten des Baffinmeeres gesucht.

James Cook will das Problem auf den Spuren des dänischen Seefahrers Vitus Bering lösen, der vor fünfzig Jahren die Nordostspitze Asiens umsegelt und jene Straße entdeckt hat, die seither nach ihm benannt wird.

Wieder ist es beinahe genau ein Jahr nach seiner letzten Reise, als Cook in See sticht. Am 12. Juli 1776 verlassen seine beiden Expeditionsschiffe, die »Resolution« unter James Cook und die »Discovery« unter Kapitän Clerke, den Hafen von Plymouth. Sie segeln um das Kap der Guten Hoffnung zu den Kergueleninseln, nach Tasmanien im Süden Australiens und weiter nach Neuseeland und Tahiti.

Von seinem geliebten Tahiti aus kreuzt der Kapitän durch die Südsee, findet abermals eine Anzahl neuer Inselgruppen und füllt seine Tagebücher mit wertvollen, bis ins kleinste gehenden Aufzeichnungen.

Im Winter 1777 werfen die Schiffe von Tahiti los und nehmen Kurs nach Norden. Am Heiligen Abend taucht eine niedere Inselgruppe aus dem Ozean, der Cook den Namen »Christmas-Islands« – Weihnachtsinseln – gibt. Die Besatzung fischt dort aus den Gewässern zur Aufbesserung der Vorräte riesige Schildkröten.

Ein paar Wochen später heben sich hohe vulkanische Berggipfel über die blaue See. Die Sonne leuchtet golden und heiß. Man befindet sich unter dem nördlichen Wendekreis, am Rand der Tropen. Die schöne große Inselgruppe, die von Cook angesteuert wird, ist auf den Seekarten bisher nur ungenau verzeichnet. Im Jahre 1542 hat es den Spanier Gaetano hierher verschlagen, 1567 ist auch dessen Landsmann Mendoza hier gelandet und hat später einiges über die paradiesischen Inseln und ihre polynesischen Bevölkerung geschrieben. Die Eingeborenen nennen die Hauptinsel »Hawaii«. Als James Cook den Archipel wiederentdeckt, gibt er ihm den Namen seines Gönners, des Grafen Sandwich.

Den Engländern erscheinen die Inseln wie ein irdischer Garten Eden. Hohe Palmen wippen mit breiten Fächerkronen an blauen Buchten, deren Strand weiß und rötlich leuchtet, Kanakendörfer

mit Blatthütten liegen im Schatten blühender, duftender Büsche, und wie feurige Striche fliegen bunte Vögel um grell bemalte Zauberpfähle.

Von der Küste stoßen lange, schmale Kanus ab, gerudert von Gruppen brauner Krieger. Schreiend und singend kommen sie näher und umkreisen neugierig die hochragenden Schiffe der Fremden, die ihnen wie meergeborene Wunder erscheinen.

Schließlich fassen die Goldbraunen Mut und klettern an Bord. Mit kindlicher Unbefangenheit betasten sie alle erreichbaren Gegenstände, sogar die Bärte, Kleider, Schuhe und die Haut der Weißen.

Einige Wochen kreuzen die beiden Schiffe zwischen den Inseln der Priester, Götter und Tänzer, dann nehmen sie ihren Kurs wieder auf in Richtung des amerikanischen Kontinents.

Zum erstenmal wird nun die Westküste der Neuen Welt kartographiert und bis zum Beringmeer genau vermessen. Die Expedition läuft auch in die Beringstraße ein, muß aber bald wegen der arktischen Eismassen umkehren. Nach wiederholten Vorstößen ins Treibeis gibt James Cook den Versuch auf, den ersehnten Schiffsweg hier oben zu finden.

Er überwintert mit seiner Mannschaft in Unalaskka und kehrt, als die See einigermaßen vom Treibeis frei ist und die Winterstürme abflauen, am 17. Januar 1779 zur schönen Sandwich-Gruppe zurück.

Vor der Insel Hawaii, in der Karakua-Bai, werfen »Resolution« und »Discovery« Anker. Hier ist das Wasser herrlich blau. Der schwere Duft der Blüten dringt mit dem Gesang badender Mädchen zu den Schiffen herüber. An diesem zauberhaft schönen Ufer will James Cook eine Weile bleiben und ausruhen.

Niemand ahnt, daß es ihm bestimmt ist, für ewig unter den Palmen von Hawaii zu schlafen...

Die Verlockungen des Paradieses sind groß. Der Kapitän bleibt aber auch hier voll von der Güte, die jeder an ihm rühmt; soweit es in seiner Macht steht, sucht er die Eingeborenen vor seinen Gefährten zu schützen.

Die beiden Großsegler liegen wochenlang in der Karakuabucht; die Mannschaften sind mit Ausbessern und Kalfatern beschäftigt. Es wird Februar, und allmählich verschlechtert sich das anfangs so freundliche Verhältnis zu den Eingeborenen. Die Lebensmittelvorräte der Inseln werden knapp, und kleine Diebstähle der Naturkinder führen zu Schlägereien mit den Matrosen.

Als sehr nachteilig erweist es sich, daß die Priester die »Fernhergekommenen« für Götterabkömmlinge erklärt und damit die Eifersucht der Häuptlinge wachgerufen haben, deren Führerrolle auf ihrer vermeintlichen Götter- und Heroenabstammung beruht. Die jungen Männer der Insel brennen zudem lichterloh vor Eifersucht, weil sich die schönen schwarzlockigen Mädchen der Inseln, trotz der Verbote des Kapitäns, der Gunst der Weißen erfreuen und wilde Feste mit den Matrosen feiern.

Es wird Zeit, daß die Schiffe loswerfen und sich einen anderen Liegeplatz suchen. Am 4. Februar 1779 läßt James Cook die Anker hieven. Ein tragischer Zufall will es, daß die Schiffe außer Sichtweite der Inseln in einen Sturm geraten, leichte Beschädigungen erleiden und sich gezwungen sehen, nochmals für ein paar Tage in die Karakuabucht zurückzukehren.

Am 13. Februar zeigen sich die Eingeborenen, als die Frischwasserholer an Land rudern, so feindselig, daß Cook befehlen muß, künftig die Flinten zu laden.

In der Morgenfrühe des nächsten Tages fährt der Kapitän selbst mit zwei Booten von Bord, um die Vorfälle in Verhandlungen mit dem Häuptling Tereeofoo zu bereinigen. Während er das Ufer betritt, sammelt sich ein Haufe brauner Krieger, die mit Speeren, Dolchen und Hartholzkeulen bewaffnet sind. Gleichzeitig gleiten aus dem Schatten einer Landzunge Kanus mit Bewaffneten und drohen Cook und seiner Mannschaft den Rückweg zu den Schiffen abzuschneiden. Die Flintenträger des zweiten Bootes eröffnen daraufhin das Feuer und haben das Unglück, den Häuptling zu töten. Zwar stieben die Kriegskanus erschreckt auseinander, die grollende Masse aber drängt gegen die wenigen weißen Männer heran, die bereits gelandet sind und am Strand stehen.

In diesem kritischen Augenblick wendet sich James Cook mit befehlender Geste um, den voreiligen Schützen des zweiten Bootes Einhalt zu gebieten. Die Gebärde der Menschenfreundlichkeit ist sein Verderben.

Ein riesiger Kanake benützt die Gelegenheit, als ihm der weiße Gott den Rücken wendet, springt ihn an und tötet ihn mit einem Dolchstoß.

Tage später erst gelingt es Kapitän Clerke durch Verhandlungen mit den Eingeborenen, die Auslieferung von Cooks Leiche zu erreichen. Die Matrosen schaufeln ein Grab im Sand unter den Palmen von Hawaii und begraben ihren Kommandanten, wie es einem Christen und Seemann gebührt.

Bitterer Anfang

Neun Jahre später...

Zwei Flotten, eine große und eine kleine, fahren durch den Großen Ozean demselben Ziel entgegen, der »terra australis«.

Die kleine Flotte besteht nur aus zwei Schiffen, der »Boussole« und der »Astrolabe«. An ihren Masten weht die weiße Flagge der Bourbonen mit den Lilien Frankreichs. Graf François La Pérouse führt sie auf einer Entdeckerfahrt, die bereits ins zweite Jahr geht. Die Franzosen waren in Hawaii und im Norden Amerikas; sie haben den Pazifik überquert, das portugiesische Macao angelaufen und die Halbinsel Kamtschatka erforscht; dann sind sie wieder ostwärts bis zu den Gesellschaftsinseln gesegelt. Von dort, aus dem hohen Nordosten, nähern sie sich jetzt Australien, um diesen vergessenen Kontinent als Ersatz für das ihnen entwendete Kanada in Besitz zu nehmen.

Auf südlicheren Breiten naht von Kap Hoorn her die größere der beiden Flotten unter dem Union-Jack. Arthur Phillip, der Beauftragte der britischen Krone und neuernannte Gouverneur Australiens, befiehlt sie. An der Spitze schaukelt die breite »Supply« mit ihren zwei Kanonendecks. Schwerbäuchige Transporter folgen, die »Charlotte« unter Kapitän Watkin Trench, die »Scarborough« des Kapitäns Keltie, die »Sirius« Kapitän Hunters und als letzte in der Kiellinie die plumpe »Prince of Wales« unter Leutnant Dawes.

Die Schiffe fahren eine seltsame Fracht.

Zweimal am Tag schrillen die Pfeifen der Bootsleute über die Decks; barsch ertönen die Kommandos der Offiziere, und die rot-röckigen Soldaten des Marinebataillons rennen an die Niedergänge und Luken. Mit schußfertigem Gewehr unter dem Arm bewachen sie die Prozession grauen Elends, die sich kettenklirrend nach oben ergießt. Aus den düsteren Bäuchen der Schiffe steigen Gespenster der Unterwelt empor, der Abschaum Englands, verurteilte Sträflinge.

Der Ruhm des weltbeherrschenden Großbritannien erfüllt Länder und Meere. Stolz preisen seine Schriftsteller die Kultur des Inselreiches, das einen David Hume hervorgebracht hat, den Aufklärer und Historiker, Priestley, den großen Chemiker, den Astronomen Herschel, der neue Planeten entdeckt und seine Fernrohre in bisher verschlossene Himmelsräume richtet, und einen James Watt, der Dampfmaschinen baut. Im strahlenden

Glanz breiten sich Kultur und Zivilisation über die britischen Inseln und ihre Bewohner.

Dieser Glanz reicht jedoch nicht in die Abgründe, in denen auch in England noch die unbewältigte Vergangenheit fortlebt.

»Der Aufstieg zur Menschlichkeit und Vernunft ist lange Zeit in den gebildeten Schichten weit stärker als in den niedrigen Klassen . . . Lange vor der industriellen Revolution zeigen sich die bösen Folgen der Nachlässigkeit der Regierung und oberen Gesellschaft, nämlich der verwaarloste Zustand der Armen von London und in anderen rasch wachsenden Städten . . . und das Bier, von alters her das Getränk des Volkes, wird durch den wohlfeilen, tödlichen Branntwein verdrängt . . .

Selbst in London, wo die wenigen Polizisten des Polizeirats Fielding die Unterwelt einigermaßen beherrschen, kann 1780 das Gesindel tatsächlich die Stadt anzünden, bevor noch Truppen alarmiert sind. Berittene Straßenräuber halten die Straßen, die zur größten Hauptstadt der Welt führen, mit unverständlicher Straflosigkeit besetzt und gelten dem Volk als Vertreter der sorglosen englischen Tapferkeit und Freiheit . . .⁹«

In diesem großen und mächtigen Imperium, das fast ein Viertel der Welt beherrscht, stehen Adel, Großbürgertum und Kronbeamte als Herren der grauen Masse der ausgebeuteten, rechtlosen, gedemütigten Scharwerker, der Pächter, Ackerknechte und Industriearbeiter gegenüber.

Viele aus der getretenen Unterschicht entweichen den enggezogenen Grenzen der Gesetze und der bürgerlichen Ordnung. Sie werden zu Dieben, Zuhältern, Mördern und Räubern.

Eine Art verzerrtes Spiegelbild des englischen Gesellschaftszustandes fährt mit der Flotte Gouverneur Phillips über die Wasserwüste des Großen Ozeans. Rufen die Pfeifen zum täglichen Rundgang, Essensempfang und Appell und quillt aus den niederen, dumpfigen Zwischendecks die lemurenhafte Menge der Verurteilten, so befinden sich darunter Londoner Straßenräuber, Taschendiebe, Defraudanten, Einbrecher, Totschläger, Weiber, die wegen ihres Lebenswandels, wegen Kindesmordes, Diebstahls oder auch nur wegen Bettelei bestraft wurden; andere sind Ehefrauen der Sträflinge; sie folgen mit ihren mageren, blutarmen Kindern dem Gatten in die Verbannung.

Die Soldaten, von denen manche nicht besser sind als die menschlichen Tiere, die sie bewachen, empfangen die Ausgesto-

ßen mit Püffen und Schimpfworten. Sie sind Büttel und, wenn es sein muß, Henker. Mit ihren scharlachroten Röcken, ihren Tressen und Waffen sind sie jedoch ebenfalls nichts anderes als Verbannte. Aber zwischen den beiden Gruppen der Bewacher und Bewachten besteht keine Verbindung.

Hoch oben an der Galerie des Kapitänverdecks und des Vorschiffs lehnen mit starren Gesichtern, die Dreispitze auf dem gepuderten Haar, den Galanteriedegen an der Seite der goldbortierten Röcke, die Offiziere und betrachten voll Verachtung und Abscheu die lärmenden, keifenden, sich stoßenden Verbrecher und ihre Wächter. Auch sie erfüllen ihre Pflicht, indem sie die üble Menschenfracht befehlsgemäß um den halben Erdball an den Strand einer »terra incognita« bringen.

Es war Lord Sydney, dem der glanzvolle Gedanke kam, die hohen Kosten für den Neubau von Kerkern ganz, für Verpflegung und Beaufsichtigung der Sträflinge im Mutterland möglichst stark einzusparen und so zu verfahren wie in jenen verflossenen Zeiten, als Neu-England noch nicht zu den Vereinigten Staaten von Nordamerika geworden war und man regelmäßig Schiffe voll forthelfen.

Verbrecher an seinem Strand auslud; mochte das Pack sich selbst

Seit der Friedensschluß von 1784 den USA die Unabhängigkeit gegeben hat, ist es unmöglich geworden, Strafkolonien auf dem Gegenufer des Atlantik anzulegen. Warum soll aber das Notwendige mit dem Nützlichen nicht in einem anderen Land verbunden werden?

England muß Australien in Besitz nehmen, bevor die Franzosen dort auftauchen. Freiwillig geht kein vernünftiger Mensch in ein Land am Ende der Welt, in eine trostlose Wüstenei voll Mühsal und Not. Darum mögen die Insassen der Londoner und Liverpooler Kerker die Pionierarbeit für Großbritannien besorgen und sich ihr verpfushtes Leben neu verdienen, fern im südlichen Ozean, gefahrlos für die Gesellschaft der Salons, der Theater, der Börsen und des Hofes.

Die Flotte Gouverneur Phillips beherbergt als Menschenfracht zweihundert weibliche Gefangene, mehr als tausend männliche Sträflinge und zur Bewachung ein Bataillon Marineinfanterie. Der Auftrag der Krone lautet: Begründet dort, wo Kapitän Cook die Botanybai entdeckt hat, eine Kolonie und seht zu, daß ihr euch möglichst bald selbst ernährt! Die Hilfe Englands wird für eine Übergangszeit gewährt.

Die Flotte der Verfluchten schlingert und taumelt übers Meer, und wenn die Schreie des Hungers, der Ohnmacht und Schmach manchmal durch die Schiffe heulen, könnte man meinen, nicht der Passat schwellte die Segel, sondern der hundertfältige Fluch der Ausgestoßenen.

An einem schwülen Tag, unter ballig aufgetürmten Wolken, kommt Anfang Februar die Küste in Sicht. Der Navigator der »Supply« hat den Kurs ein wenig zu weit nördlich gehalten, man segelt jetzt in vorsichtiger Entfernung entlang einer felsigen und öden Uferlandschaft, erreicht, südwärts laufend, »North Head« und die Einfahrt in eine weitverzweigte, tief ins Festland greifende Bucht, die der Kapitän für Cooks »Botanybai« hält. Wie sich später herausstellt, ist dieser schöne Naturhafen nur der einige Meilen südlicher beginnenden »Botanybai« benachbart.

In der Nacht vor der Landung ankert die Flotte auf der ölig schwabbenden See. Viele Augen richten sich auf den felsig-sandigen, von einer gischtenden Brandung umtobten Strand, der zur neuen Heimat werden soll.

Am folgenden Morgen laufen die Schiffe in Kiellinie unter wenig Tuch, langsam tastend und lotsend bis zu einer vorspringenden Halbinsel von der Form einer dreizinkigen Gabel. Da hier die Ufer geeignet erscheinen, Buschwerk und Bäume Brenn- und Bauholz versprechen, befiehlt Gouverneur Phillip, Anker zu werfen und mit der Ausschiffung zu beginnen.

Die ersten Abteilungen der Rotröcke, die den Strand betreten, formieren sich und beginnen einen Rekognoszierungsmarsch in die nächste Umgebung. Sie finden niederes, dicht stehendes Jungholz, wellige Grashügel und steinige Kuppen, dazwischen schwarze, träge strömende Bäche und Teiche, die wie Sumpflöcher aussehen.

In einem Talgrund springen erschrockene Känguruhs auf und flüchten mit langen Sätzen. Das Tal heißt fortan »Känguruh-Grund«; und da die erste landende Ruderbark die »Darling« ist, wird der neben einem Sandsteinplateau ins Land verlaufende Hafen »Darling-Harbour« getauft.

Major Ross und sein Vertrauter, Captain Campbell, besteigen einen kleinen Hügel und versuchen einen Überblick auf das von Buchten, Buschwald und einzelnen hochragenden Eukalyptusbäumen gekennzeichnete Gelände zu gewinnen, um den günstigsten Ort für die geplante Siedlung zu finden. Beide haben densel-

ben Eindruck, daß sie nämlich mit ihrem eben bestimmten Lager den rechten Platz getroffen haben. Zudem scheint es gleichgültig, wo man in diesem gottverlassenen Kontinent zugrunde geht – hier scheint alles feindlich gesinnt, Himmel, Erde, Meer und Natur.

»Hier geschahen die Dinge anders. Die Jahreszeiten waren umgekehrt, die Erde, der Boden selbst schien aus einer anderen Art Stoff, sogar das Bild der Sterne zu ihren Häuptionern war unvertraut. Alles, was in diesem Lande lebte, alles, was in ihm wuchs, trug unverwechselbar den Stempel seiner Art.

Wie würde es den hierher verpflanzten Menschen ergehen ¹⁰⁷«

Bis zum Abend sind die Soldaten und der Großteil der Sträflinge ausgeschifft; die Boote laufen ununterbrochen den ganzen Tag hin und her, bringen Vorräte, Werkzeug, Tauwerk, Vieh und Ackergerät. Bevor die Nacht plötzlich und beinahe ohne Übergang vom wolkenverhangenen Himmel herabfällt, steht die erste Zeltsiedlung, flackern die ersten Lagerfeuer und schreiten zum erstenmal rotröckige Posten, die Gewehre im Arm, vor den Offiziers- und Magazinzelten auf und ab. Weit draußen schaukeln mit ihren Laternen die Schiffe der Flotte.

Schwarzblau treiben Gewitterwolken im schwülen, fauchenden Wind. Die Brandung grollt vom Meer herüber, und die Wasser der Bucht schimmern, wenn es blitzt, wie das Metall eines polierten Schildes. Prasselnd trommelt der Regen auf die Zelte; die Donner des Gewitters rollen und krachen.

Es ist ein unruhiger Schlaf, den die Verbannten und ihre Bewacher während dieser ersten Nacht in Australien finden.

Am nächsten Morgen strahlt der Himmel mit so unschuldiger Bläue und so grenzenloser Stille, als hätte es niemals Gewitter, Wassersturz und Windessausen gegeben. Gouverneur Phillip tritt, die frische, würzige Luft einatmend, vor sein hausartiges Zelt.

Er sieht die grauen zerlumpten Gestalten der Sträflinge mißmutig aus den Zelten kriechen, hört ihr bössartiges Gelächter, ihre gewohnten Flüche und Zoten, vernimmt die schroffen Befehle der Wachen.

Da steht bereits, wie gestern abend befohlen, der Trompeter auf dem Lagerplatz und bläst das Signal zum Appell. Von der flachen Anhöhe mit den jungen Eukalyptusbäumen schallt das Hämmern der Soldaten, die einen Fahnenmast aufrichten; andere tragen einen Feldtisch und Stühle hinauf.

Die von den Schiffen kommenden Ruderboote knirschen im Sand des Strandes. Auch die Schiffsmannschaften sollen der bevorstehenden Zeremonie beiwohnen. Als erste nahen die Kapitäne, Steuerleute und Bootsmänner von der Darling-Bucht.

Der Gouverneur zieht sich noch einmal in sein Zelt zurück und liest die königliche Order.

»... nach Eurer Ankunft, in Bestätigung des Vertrauens, das Wir in Euch setzen, so bald als irgend tunlich und mit aller gebührenden Feierlichkeit Unsere mit Unserem Staatssiegel von Großbritannien versehene Vollmacht zu verlesen, veröffentlichen zu lassen, die Euch zu Unserem Gouverneur und Oberbefehlshaber in dem Land Australien bestellt...«

Phillip zieht sein Spitzenjabot zurecht, fährt glättend über den blauen goldbetreßten Staatsrock und greift nach dem mit Schwanenflaum besäumten Dreispitz. Der Vorhang schwingt auseinander, Kriegsgerichtsrat Captain Collins meldet die Kapitäne und Offiziere zur Feier angetreten.

Als die Gruppe der Vertreter der Staatsgewalt langsam hügelan steigt, prüft das Auge des Gouverneurs kritisch die getroffenen Vorbereitungen. Der Block der Gefangenen, nach Frauen und Männern getrennt, wird flankiert von den Kompanien der Rotröcke, die das Gewehr präsentieren. Die Tamboure trommeln, der Trompeter schmettert das Signal Achtung, die Offiziere senken die Degen.

Diese Paradeaufstellung wäre ein recht erfreulicher militärischer Anblick, wären nur nicht diese bleichen, ausgelöschten, von Haß, Laster und Verbrechen gezeichneten Gesichter der Sträflinge, diese von Hohn und Ablehnung gekerbten Münder, dieses ungreifbare Geraune, das nach Spott, Auflehnung gegen die Obrigkeit und Verfluchung aller Ordnung klingt.

Wie soll man mit solcher Menschenhorde eine junge Kolonie begründen? Wie kann aus so viel Abschaum, aus zerbrochenen Existenzen und ausgestoßenen Seelen das Volk eines neuen Kontinents geschaffen werden? Unlösbar scheinen die Fragen, die den Gouverneur bedrängen.

Unter Trommelwirbel und dem Degengruß der Offiziere steigt die britische Flagge am Mast empor. Die Geschütze der Schiffe donnern, und alles wäre wiederum sehr feierlich, wenn nicht das Murren und der zischende Spott der Sträflinge anschwellen würde und unüberhörbar wäre.

Mit verfinstelter Stirn nimmt der Gouverneur am Feldtisch Platz, während der Kriegsgerichtsrat vortritt, die Urkunde entrollt und sie zu verlesen beginnt.

»Georg der Dritte, von Gottes Gnaden König von Großbritannien, Hannover und Irland, Verteidiger des Glaubens . . .

An Unseren getreu und vielgeliebten Arthur, Hochwohlgebornen: Wir setzen in Eure, des besagten Arthur Phillip Klugheit und Mut und Treue besonderes Vertrauen und Zuversicht und haben aus besonderer Gnade, gewissen Erfahrungen und eigenem Willen es für angebracht gehalten, Euch, den besagten Arthur Phillip, als Unseren obersten General und obersten Gouverneur über Unser Territorium Neusüdwales zu bestätigen und einzusetzen, das sich von dem nördlichen Kap oder Küstenvorsprung, genannt Kap York, in der Breite von 10 Grad 37 Minuten südlich bis zu dem südlichen Ende des besagten Neusüdwales-Territoriums oder Südkap, in der Breite von 43 Grad und 39 Minuten südlich und westlich über alles Binnenland bis zum 135. Grad östlicher Länge erstreckt, gerechnet nach dem Meridian von Greenwich, und das alle benachbarten Inseln im Stillen Ozean innerhalb der vorgenannten Breiten von 10 Grad 37 Minuten im Norden und 43 Grad 39 Minuten im Süden einschließt . . .«

Die Sträflinge gähnen ungeniert und tuscheln miteinander, Zoten werden zu den Frauen hinübergerufen. Major Ross befiehlt grimmig Schweigen. Es wird ruhiger, und der Kriegsgerichtsrat kann mit seiner Verlesung fortfahren.

»Und Wir gewähren und verbriefen Euch hierdurch die freie Verfügung und Vollmacht, wo Ihr Grund dazu seht oder urteilt, ein Verbrecher oder mehrere Verbrecher in Kriminalfällen oder zu Geldstrafen oder Bußen Verurteilte oder sonst dem Gesetz Verfallene wären geeignete Objekte der Gnade, solche Verbrecher zu begnadigen und alle solche Strafen, Geldbußen und Auflagen zu erlassen, ausgenommen bei Mördern und Staatsverrätern . . .«

Jetzt horchen die Gefangenen auf. Die verklungenen Worte sind der erste Gnadenschimmer, der sich am Horizont der Verdammten zeigt. Die Hoffnung, ihr verlorenes Menschenrecht wiederzugewinnen, regt sich von neuem, die Aussicht, nach Bewährung und harter Arbeit die Freiheit wiederzugewinnen und in diesem neuen Lande als unbelasteter Bürger leben zu können, läßt die Herzen höher schlagen.

Aber schon drohen die nächsten Worte:

»Seeräuber, Banditen und Aufrührer jedoch ... zu überwältigen, zu verhaften und die Ergriffenen mit dem Tode zu richten oder nach Eurem Ermessen festzusetzen und lebend zu verwahren.«

Das Hochgericht bedroht also auch in Australien die Verlorenen. Die Welt besteht überall aus denen, die strafen, und aus denen, die bestraft werden. Auch dieser Strand ist weder die Freiheit noch das Paradies, und es gibt in Wirklichkeit niemals einen neuen Anfang der Menschheit. Wohin immer der Mensch aus alten, verderbten Bereichen flieht, trägt er all seine Probleme, sozialen Unterschiede und Laster mit sich.

Australien – das wird Härte, schreckliche Arbeit und eiserne Disziplin oder den Tod bedeuten.

Sechs Tage nach der Gründung der Kolonie, die zum Ruhme des Gönners des Unternehmens den Namen Sydney erhalten hat, tauchen die Segel der »Boussole« und »Astrolabe« vor North Head auf. Die zwei Schiffe, die La Pérouse befehligt, werfen Anker vor der Sydneybucht, und kaum sind die Segel festgemacht, lassen sich die französischen Offiziere an Land rudern.

Der Höflichkeitsbesuch ist eine harte Nuß für die Franzosen. Die britischen Offiziere und Beamten benehmen sich ganz so, wie es Gastgebern geziemt, die Fremde auf eigenem Boden empfangen, und die Franzosen, zu spät gekommen und militärisch in hoffnungsloser Unterlegenheit, machen gute Miene zu einem Spiel, das gegen sie entschieden hat. Sie grüßen artig die im Winde flatternde Fahne des Königs von Großbritannien.

Der Franzose schreibt im englischen Stabszelt einen langen Reisebericht an seine Regierung und übergibt ihn dem britischen Gouverneur zur Besorgung, ohne zu ahnen, daß es sein letztes Lebenszeichen für Paris ist.

Sir Arthur Phillip ist höflich genug, den Geschlagenen mit einer liebenswürdigen Geste zu versöhnen, indem er die kleine Bucht der Ostküste zwischen Botanybai und Sydneybucht, in der die Franzosen ankern, »La Pérouse-Bucht« tauft.

Wenige Tage später stechen die »Boussole« und »Astrolabe« wieder in See und verschwinden im Nordosten. Doch sie verschwinden nicht allein aus den Augen der Engländer in Australien, sie gehen der Welt verloren. Die Expedition bleibt ohne

Lebenszeichen verschollen. Im Jahre 1826, fast vierzig Jahre später, findet Kapitän Peter Dillon Wracks, die nur die der »Boussole« und der »Astrolabe« sein können, an den Riffen einer Insel nördlich der Neuen Hebriden.

Gouverneur Phillip ist sich der Schwierigkeit seiner Lage bewußt. Soll die kleine Kolonie bestehen, muß sie in äußerster Zucht gehalten werden – bei so vielen labilen und verbrecherischen Elementen eine ebenso harte wie zweifelhafte Aufgabe.

Eine der ersten Verordnungen der Sydney-Siedlung lautet:

»In England wird der Diebstahl von Geflügel nicht mit dem Tode bestraft, weil es leicht ersetzt werden kann. Hier jedoch ist ein Huhn von größter Bedeutung für die Kolonie, ebenso wie jedes andere Tier der Herde, da sie der Zucht dienen sollen. Daher muß der Diebstahl auch des geringsten Herdentieres oder von Lebensmitteln mit dem Tode bestraft werden . . .«

Gleichzeitig mit solchen drakonischen Maßnahmen kündigt der Gouverneur an, daß gute Führung, Fleiß und Ausdauer zu Vergünstigungen, zur Landzuteilung und endlich zur Freiheit führen werden.

Wie gewagt das Unternehmen ist, mit beinahe zweitausend Menschen auf einem unkultivierten Kontinent ein neues Leben zu beginnen, erweist sich mit jedem Tage, denn die zweitausend wollen essen und trinken, sie verlangen nach Kleidung, Decken und Unterkünften. Alles, vom Nagel bis zum Löffel, vom Pflug bis zur Axt, vom Brotmehl bis zur Prise Salz, muß zunächst aus den Schiffen genommen werden und ist nicht ersetzbar.

Das feuchtwarme Klima läßt Frischvorräte rasch verderben; im Leib der Känguruhs, die von den Jagdkommandos am Morgen erlegt werden, wimmeln am Abend dicke gelbe Maden. Das Mehl aus den Schiffen ist stockig, voller Würmer und von grünlichen Sporen durchzogen; das Wasser der Bäche und Tümpel schmeckt fade und brackig.

Die Arbeit, welche die Arbeitskolonnen, bestehend aus Sträflingen und Marinesoldaten, Schulter an Schulter leisten müssen, wird immer mehr zu einem Wettlauf mit dem Untergang. Ohne das Eintreffen neuer Proviantschiffe mit ausreichendem Nachschub sind die Ausgesetzten verloren, wenn es ihnen nicht gelingt, bald von eigenen Äckern und Gärten zu ernten.

Die Natur scheint sich gegen die Besiedelung zu wehren. Als

die Schiffe landeten, war man dem australischen Winter entgegengegangen, der mit Regengüssen und mit dem Hochwasser der Trockentäler gefährlich wütete. Um die Zeit, als sich in Europa das Laub der Bäume herbstlich verfärbte, kam der Frühling. Er bedeckte Wiesen und Hügel mit frischem Grün und erweckte neue Hoffnungen bei den Siedlern. Die kleine Herde von Rindvieh, Schafen und Ziegen gedieh und begann sich zu vermehren; Geflügel schnatterte und gackerte, Schweine suchten grunzend ihr Futter im Schlamm der Talsenken, und die umgebrochenen Äcker wurden besät.

Je weiter es in den südlichen Sommer hineinging, um so feindlicher wurde die Sonne, die, einer blutrot glühenden Scheibe gleich, am wolkenlosen Firmament hing. Trockenheit dörnte das Land aus, und der von vielen Füßen zertretene Erdboden verwandelte sich in Staub. Schwärme blauer Schmeißfliegen fielen über die Siedler her, Krankheiten breiteten sich aus.

Doktor White, der Arzt der Sydneyer, sah seine geringen Vorräte an Medikamenten und Verbandsstoff dahinschwinden; die Krankenzelte waren überfüllt, und die Sträflinge, die, ausgemergelt von den Entbehrungen der Kerker- und Überfahrtszeit und von der harten Arbeit unter der sengenden Sonnenglut, wenig Widerstandskraft besaßen, starben schneller als die Fliegen, die den Ackerknechten, Ziegelbrennern und Holzfällern das Leben zur Hölle machten.

Das innere Gefüge der Gemeinschaft begann sich zu lockern. Die zweihundert Frauen unter mehr als tausend verzweifelten, meist tierisch instinkthaften Männern wirkten wie täglich berstender Sprengstoff; es kam zu Schlägereien, Krawallen und wüsten Szenen, an denen nicht nur Sträflinge, sondern auch Marinesoldaten beteiligt waren.

Selbst barbarische Strafmaßnahmen nützten nur wenig.

Hunger, Krankheit, Überarbeitung und Hoffnungslosigkeit drohten alle Gesetze aufzulösen, die im fernen Europa galten. Wenn der Geistliche seine Gemeinde am Sonntag versammelte, blickte er in hoffnungslose, von Ausschweifungen und Überanstrengung verwüstete Gesichter.

Mit den Eingeborenen war man am Anfang gut ausgekommen. Der Gouverneur hatte die Schwarzen, die, mit Knochen und Fischbeinstäbchen im Haar, bunt bemalt und mit Schleuderhölzern, Keulen und Speeren bewaffnet, nach einiger Zeit zaghaft aus Dünen, Buschwald und Hügelland aufgetaucht waren, freund-

lich behandelt; er hatte ihnen Glasperlen, Spiegel, Messerchen und allerhand Tand geschenkt, ihr Vertrauen erworben und seiner Mannschaft befohlen, unter allen Umständen die Lebensrechte der Wilden zu achten. Wie überall im Kolonialgebiet, kam es zu den ersten Zusammenstößen wegen kleinerer oder größerer Diebstähle. Die Australneger ließen mitgehen, was irgendwo im Wege lag: kostbare Spaten, Äxte oder die ausgelegten Fischreusen, Netze und Angelruten der Fischer; die Sträflinge hingegen nahmen sich die schönen Einbaumkanus der Einheimischen, machten sich an die Mädchen heran und verscheuchten das Wild, von dem die Gweagal seit undenklichen Zeiten lebten. Daraus entstand bald Feindschaft und Totschlag. Wenn jetzt eine Gruppe weißer Jäger Känguruhs, Schnabeltiere und Emus beschlich, die sich immer tiefer ins Land zurückzogen, so mußte sie stets besorgt sein, daß jählings aus dem undurchdringlichen Niederholz das trillernde »Coo-oo-oo-ee« aufheulte und Schreckensgestalten rasender Eingeborener hervorbrachen, die Fäuste der affenartigen Arme starrend von Speeren.

Die wachsende Not trieb die Männer von Sydney dem Wild nach ins weite Buschland; sie vermochten aber bald die Hindernisse der Sümpfe, Sandstrecken, des Gestrüpps und der schroff eingekerbten Trockentäler nicht mehr zu bezwingen. Dennoch trieb es sie hinaus ins Hinterland, zum Aussichtshügel, zur Redoute »Rose-Hill«, zum höchsten Punkt der Bucht und zum Felsenufer des ausgetrockneten Nepean-Flusses.

Sie suchten Fruchtbäume, die es nicht gab, sie spürten den alten Fährten des Wildes nach, das in die unwegsame Wüste des Landesinneren verschwunden war, oder sie saßen trostlos und verzweifelt am Meer und an den Teichen, hielten die Angeln ins Wasser, lauerten auf Schildkröten und lernten Schlangen fangen.

Während die einen Lebensmittel heranzuschaffen suchten, bauten andere aus sonnengetrockneten Ziegeln niedere Häuser, gruben die erste Lände aus, schütteten Felsbrocken zur Mole auf, gingen mit sorgenvoller Stirn über die staubbedeckten kümmernden Felder und betrachteten den schütterten Weizen, das welkende Kraut, die dürrtigen Rüben. Unlustig und dürr geworden unter der Hitze, der Fliegenplage und Trockenheit, brüllte das Vieh seine Klage in das abweisende Land.

Die Rettung kam übers Meer. Frachtschiffe brachten neues Vieh und mehr Vorräte, Nachschub und Material, Werkzeug und Nahrung, und so schleppte sich das armselige Sydney über den

ersten Sommer zum nächsten Winter hin und abermals in einen glühenden Sommer hinein.

Neue Schiffe tauchten auf, die »Golden Grove« und die »Guardian«. Die alte »Supply« fuhr nach Kapstadt und kehrte mit Getreide und Wein zurück. Im dritten Jahr, dem Jahr 1791, trafen wieder Schiffe mit Strafgefangenen ein. Auf der »Lady Juliana« lagen dreihundert verurteilte Frauen. Die »Justinian« löschte weitere Vorräte. Kurze Zeit später liefen als dritte Flotte »Surprise«, »Neptun« und »Scarborough« ein und warfen Hunderte von Sträflingen ans Land.

Für Sydney hieß es: Kämpfe, arbeite oder stirb! Der Gouverneur tat, was er vermochte, er war aber krank, zermürbt und sah sein Ende kommen. Der sandüberwehte Friedhof der Siedlung wuchs erschreckend. Viele Tote ruhten dort unter den nackten Steinblöcken, bald würde auch Gouverneur Phillip unter einem der Granitsteine liegen – vergessen von seinem Gönner Lord Sydney, verloren für Europa, aufgeopfert vom König und von der Nation...

Trotz aller Hindernisse und Schwierigkeiten wächst die Kolonie Neusüdwales. Siedlungen entstehen auch außerhalb Sydneys, und die Erforschung des Kontinents wird vorangetrieben.

Von Sydney fährt 1797 Kapitän Bass, der Entdecker der Bass-Straße, aus; Flinders umschifft 1798 Tasmanien, und Grant nimmt im Jahre 1800 die Küste von Victorialand kartographisch auf. Doch erst nach Beendigung des Krieges gegen Napoleon, in den Jahren 1817 bis 1824, wird diese Küstenvergleichung für ganz Australien vollendet, weil die britische Regierung jetzt plötzlich Eile hat, ihre Flagge an möglichst allen zugänglichen Buchten des Kontinents zu hissen, bevor die Franzosen Besitzansprüche geltend machen können.

Schwieriger als die Kartographierung der australischen Uferlinien und Meere gestaltet sich die Erforschung des Landesinnern. Der Engländer Dampiere, der mehr als tausend Meilen an der Westküste entlanggesegelt ist, schreibt über den trostlosen Erdteil in tiefer Verachtung:

»... hier sind nur wasserlose Wüste, Sand, ödes Gestrüpp, Tier- und Menschenarmut anzutreffen. Es lohnt sich nicht, in diese Territorien vorzudringen...«

Trotzdem macht der menschliche Entdeckerdrang vor den Wüste-

neien nicht halt. Von Sydney aus vorstoßende Expeditionen erreichen 1813 die »Blauen Berge« und an ihrem Fuß, am Ufer der beiden einzigen größeren Flüsse des Landes, des Lachlan und des Macquarie, schöne Weidegründe. Die Forscher, die dem Lauf der Gewässer folgen, erleben dabei so viele Schwierigkeiten und finden ein so wechselndes und ungesundes Klima, daß ihre Berichte die Siedler an der Küste nur abschrecken können. Wo in der Trockenheit heiße Salzsümpfe und ausgebrannte Seebecken liegen, rauschen in der Regenperiode meilenbreite wilde Fluten, von denen nach wenigen Wochen wieder nur dampfende Tümpel übrigbleiben.

In diesem Land gibt es keine wasserspeichernden Gebirge, keine das Flüssigkeitsbedürfnis der Natur regulierenden Wälder – nur Steppe, Wüste, Sand und Fels.

Keine Siedlung wagt sich deshalb ins Innere des Kontinents vor, sie bleiben längs der Küstengebirge und im Schatten der Höhenzüge am Meer und dehnen sich allmählich von Brisbane bis Melbourne aus.

Die Schiffe, die aus England kommen, bringen jetzt auch andere Auswanderer als solche, die Ketten schleppen. Die nach den napoleonischen Kriegen England erschütternde industrielle Revolution, Arbeitslosigkeit und Lebensenge bewegen manche Familie, nach Australien zu ziehen, wo ihrer vielleicht ein besseres Geschick wartet als in Europa.

Sydney zählt im Jahre 1800 kaum 2 600 Einwohner, 1881 schon 224 000; doch trotz der veränderten Verhältnisse verlangt noch um die Mitte des 19. Jahrhunderts ein typisches australisches Gebot der Höflichkeit, niemanden nach seinem Großvater zu fragen. Die Auskunft wäre für manchen biederem Bürger allzu peinlich gewesen.

1814 wird die erste Missionsstation des Predigers Samuel Marsden in Neuseeland eröffnet. 1822 folgt eine Mission der Wesleyaner. Eine blutige Erhebung der stolzen Maori-Stämme im Jahre 1828 unterbricht die zivilisatorische Arbeit der Weißen auf Neuseeland. Erst nach Beendigung des sieben Jahre währenden Kampfes kehren die Missionare zurück.

Die britische Regierung greift nun die Anregungen James Cooks und Benjamin Franklins auf, Neuseeland zu besiedeln und in eine Kolonie zu verwandeln. Die »New Zealand Company« erlangt 1839 die Konzession zur Besiedlung und gründet die Stadt Wellington an der Cookstraße; der erste Gouverneur errichtet

1840 die Stadt Auckland und schließt einen Vertrag mit den Maori-Häuptlingen zur Anerkennung der britischen Oberhoheit.

Etwa um die gleiche Zeit dringt der Engländer Eyre ins wüstenhafte Innere Australiens vor und entdeckt den größten, seit-her nach ihm benannten See des Kontinents. Zahlreiche Expeditionen folgen. So erforscht der Landmesser Thomas Mitchell auf vier Reisen die Kolonie Victoria im Südosten des Erdteils und meldet als Kuriosum, daß er in einigen Gegenden Farnbäume und Eukalyptusriesen von 140 Meter Höhe gefunden habe.

Der erste, der bis in die vollkommen öde Mitte des Kontinents vorstößt, ist der Deutsche Ludwig Leichhardt. Er wandert vom heutigen Brisbane aus in Richtung auf den Golf von Carpentaria, schlägt sich durch die primitiven Steinzeitstämme Queenslands hindurch, entdeckt unbekannte Gebirge und erreicht die zweitnördlichste Spitze des Erdteils. Von seiner zweiten Entdeckungsreise ins wasserlose Inland kehrt Leichhardt nicht mehr zurück, er bleibt verschollen.

Langsam erkennt man die Umrisse Australiens, seine Landkarte und geographische Natur.

Im Laufe der Jahre wächst entlang der Ostküste Stadt um Stadt, Dorf um Dorf, Farm um Farm. Immer bedeutungsvoller wird die australische Kolonie Großbritanniens, die um die Mitte des 19. Jahrhunderts die Provinzen Neusüdwalles, Victoria, Südastralien, Queensland, Westaustralien, Tasmanien und Neuseeland umfaßt, eine weiße Welt, in der die eingeborenen dunklen Rassen einer versunkenen Geschichtsepoche dahinsterven.

Das letzte Paradies

Das Schicksal Ozeaniens ist das gleiche wie dasjenige aller farbigen Kontinente nach dem Erscheinen der Europäer. Zuerst kommen die Entdecker und kühnen Seefahrer. Die Schönheit und Exotik der von ihnen mit Staunen betretenen Küsten ist überwältigend. Der kanadische Reisende Bougainville gibt, als er 1768 Tahiti besucht, diesem paradiesischen Eiland den poetischen Namen »Neues Kythera«, wobei er sich der altgriechischen Mythe erinnert, nach der die Göttin der Liebe und Anmut, Aphrodite, deren Kult von der Insel Kythera ausging, aus dem Meere geboren wurde.

Den Entdeckern folgen meist unmittelbar die Missionare verschiedener Bekenntnisse. Dann kommen die Händler, Kaufleute, Geschäftemacher und Exporteure, die Politiker, die Kriegsschiffe, Truppen und die Beamten der Kolonialverwaltung. Zuletzt treffen die weißen Siedler ein.

Zu Beginn des 19. Jahrhunderts gibt es im ozeanischen Bereich lediglich auf dem australischen Festland einige britische Niederlassungen, auf den Sundainseln den Kolonialbesitz der Holländer mit Java als Mittelpunkt und schließlich den alten spanischen Besitz auf den Philippinen.

Bald aber segeln in stets sich mehrender Zahl Entdeckerschiffe nach der Südsee. Allein aus Frankreich – das infolge der napoleonischen Kriege fast alle seine Kolonien eingebüßt hat – sind es die Kapitäne Freycinet 1817/20, Duperrey 1822/25 und Dumont d'Urville 1826/29. Ein Baron Charles Thierry läßt sich unter den Maoris auf Neuseeland nieder, wird dort Häuptling und in den dreißiger Jahren sogar König, bis die Engländer seiner Herrlichkeit ein Ende bereiten und aus Neuseeland eine britische Kolonie machen.

Die Niederländer beginnen 1828 von Java aus, die westliche Halbinsel von Neu-Guinea zu besetzen und ihrem indonesischen Reich anzugliedern. Auch in der übrigen ozeanischen Welt erscheinen Vortrupps und Späher, die Neuland für Europa und Amerika suchen.

Typisch für das Vorgehen der abendländischen Kolonisationsmächte sind die Ereignisse auf der Insel Tahiti, dem »Neuen Kythera« Bougainvilles. Dort waren schon bald nach Entdeckung des Eilandes Missionare erschienen und wieder verjagt worden. Die goldfarbenen Polynesier, die unendlich lange Zeit mit den Geistern ihrer Ahnen, mit Heroen und Göttern inmitten einer überreichen, tropischen Natur gelebt, gesungen und getanzt hatten, empfanden kein Bedürfnis nach einer neuen Religion. Für sie bedeutete die Ankunft weißer Männer, die ihre Tabus mißachteten, ein Unheil; sie lernten die zahlreichen Krankheiten fürchten, die die Fremden ihnen brachten, und sie empörten sich über die Gewalttätigkeiten der Schiffsbesatzungen, die – wie etwa die Meuterer der »Bounty« – ihre Frauen entführten. Und deshalb verjagten sie die Eindringlinge, um weiterzuleben wie bisher.

Im Jahre 1824 lief jedoch ein kleiner Schoner Tahiti an und setzte Mister Pritchard nebst Gattin an Land. Pritchard war Mis-

sionar der anglikanischen Kirche und kam aus Birmingham. Er machte einen kleinen Handel auf, um mit seiner Frau leben zu können, und tauschte Messer aus Sheffield, Nägel aus Leeds, Messing- und Stahlgeräte aus Birmingham und Kattun aus Manchester gegen Lebensmittel und die Arbeitskraft der Eingeborenen, die seine Felder bebauten. Der Missionar errichtete eine kleine Kapelle und predigte seinen polynesischen Zuhörern die Gesetze und Vorzüge der christlichen Religion.

Da Pritchard höflich und diplomatisch genug war, der jungen schönen Königin Tahitis, Pomare IV., einige besonders bunte Stücke Kattun zu schenken, wurde er bald ihr engster Berater.

Das mühsam beackerte, viele Opfer fordernde und mit schweren Mißgriffen belastete Feld der kolonialen Mission war damals oft Gegenstand der Eifersucht zwischen den christlichen Bekenntnissen. Auch auf Tahiti kam es zu ernstesten Zerwürfnissen, als eines Tages provençalische Patres versuchten, eine katholische Missionsstation einzurichten.

Den Polynesiern war es gleich, wer ihnen von Christus und dem Kreuz predigte, und da sie selbstverständlich nicht in der Lage waren, die Unterschiede der christlichen Dogmatik zu erfassen, fanden sie nichts dabei, die französischen Katholiken auf ihrer Insel gewähren zu lassen. Ja, sie fühlten sogar eine gewisse Vorliebe für die dem Leben zugeneigten heiteren und freundlichen Mönche.

Pritchard besaß jedoch das Ohr der Königin Pomare und bewog sie dazu, ihr Handzeichen auf ein Dekret zu setzen, das den französischen Patres nahelegte, die Insel auf schnellste Weise zu räumen, weil sie bereits christianisiert sei.

Unter Protest reisten die Franzosen ab, aber ein Jahr darauf lief eine stolze Fregatte mit einem Dutzend geblähter Segel in die Bucht ein; die Trikolore wehte am Hauptmast, und eine ansehnliche Zahl von Geschützen stand rund um das Deck. Man schrieb den 13. September 1838.

Die Kanonen donnern Salut, der Anker rasselt ins Wasser, und die Segel werden gerefft. Zu Hunderten laufen die Polynesier zum weißen Strand hinab, das Anlegen der fremden Landungsboote zu bestaunen.

Die Schaluppen rauschen mit exakten Ruderschlägen durchs Wasser, militärische Kommandos ertönen. Die Kiele knirschen im Sand, und ans Ufer springen blau- und weißröckige Soldaten

mit betrießten Federhüten, blitzenden Gewehren und Lackstiefeln, ein Anblick, der die Bewunderung der Eingeborenen erregt. Ein Kornett pflanzt die dreifarbigte Fahne in die Erde. Offiziere mit klirrenden Orden und seidenen Schärpen zücken die Degen und lassen präsentieren, denn jetzt erscheint der Führer der Expedition, Monsieur le Capitaine Dupetit-Thouars, ein hochgewachsener Mann in einem Scharlachrock mit goldenen Schnüren und Sternen, auf den Schultern funkelnde Epauletten.

Der Capitaine läßt die Clairons schmettern, die Trommeln rasseln und seine kleine Truppe auf dem flachen Strand paradiieren. Er hat Erfahrung in der Behandlung von Eingeborenen, und er weiß, wie man die Herzen naiver Menschen im Sturm erobert.

Sein Einmarsch in die Dorfsiedlung unter den hohen Kokospalmen ist ein Triumphzug. Als die Zahlmeister dann beginnen, die Wunder der französischen Zivilisation auszulegen und zu verschenken – modische Federhüte aus Paris, Spiegel aus Clermont, Seidenstoffe aus Lyon, Parfümfläschchen und zierliche Lackkästchen, hunderterlei Erzeugnisse Pariser Galanterie, Modekunst und Bijouterie, sind die Männer und Frauen in den Palmfaserröcken des Lobes voll über die fremden Wohltäter.

Von ihren Freundinnen benachrichtigt, eilt besorgt Königin Pomare mit ihrem Hofstaat herbei, ein junges, berauschend schönes Geschöpf.

Die Königin ist weniger entzückt über den unangemeldeten Besuch, denn Capitaine Dupetit-Thouars eröffnet ihr eine Botschaft der französischen Regierung, in der als Genugtuung für die Ausweisung der provençalischen Ordensbrüder eine förmliche Entschuldigung der Königin und zweitausend schwere goldene spanische Piaster gefordert werden.

Es bleibt ihr nichts weiter übrig, als nachzugeben, alle Forderungen der Fremden zu erfüllen und ein ihr von Monsieur Dupetit-Thouars vorgelegtes Dekret zu unterzeichnen, das die Gleichberechtigung aller religiösen Bekenntnisse auf den Inseln erklärt.

Pritchard zieht sich tief gekränkt auf seine kleine Farm zurück. Seine Stunde schlägt jedoch von neuem, als die Segel der französischen Fregatte am Horizont verschwinden. Er gewinnt schnell wieder Einfluß auf die Königin und veranlaßt die Schuldbewußte zum Erlaß einiger Verordnungen, die wiederum eine völlig neue Lage herbeiführen. Auf Tahiti ist von nun an jede andere Mission als die englische verboten, außerdem bittet die Königin von

Tahiti die englische Regierung um Errichtung eines britischen Protektorats auf den von ihr beherrschten Inseln.

Pritchard eilt, die kostbaren Papiere wohlverwahrt, mit dem nächsten Kopraschoner nach Sydney und von dort über Kapstadt nach England.

In London erwartet ihn eine schwere Enttäuschung. Nach sicheren, beim britischen Kolonialamt eingelaufenen Berichten hat Königin Pomare inzwischen ein beinahe gleichlautendes Gesuch um Errichtung eines französischen Protektorats unterschrieben.

Wie man erfährt, ist die »Venus« unter Capitaine Dupetit-Thouars von neuem gelandet, hat trotz energischer Einsprüche der Königin Tahiti zum französischen Einflußgebiet erklärt und ihr die Unterschrift unter das Protektoratsgesuch abgezwungen.

Die Dinge haben eine Entwicklung genommen, die nur noch auf diplomatischer Ebene geklärt werden kann. Die englische Presse tobt vor Zorn, die heiligsten Rechte Großbritanniens seien verletzt, die Ehre der Krone stehe auf dem Spiel.

Die Regierung des Bürgerkönigs Louis-Philippe in Paris kann im Augenblick keine Verstimmung mit England brauchen. Aus Algerien kommen für die Franzosen böse Nachrichten; in Hawaii ringt man um den Grundsatz der »offenen Tür«; die Aufteilung der »Interessensphären« in China zwischen den Großmächten ist noch nicht vollendet; man streitet um die Marquesas-Inseln, und Frankreich ist außerdem dabei, sich am Senegal in der unmittelbaren Nähe britischer Einflußgebiete festzusetzen. Infolgedessen zeigt sich die Regierung in der Tahiti-Frage zur Nachgiebigkeit bereit, jedenfalls bis zu dem Augenblick, da die öffentliche Meinung Frankreichs ähnlich reagiert wie der englische Volkszorn.

Die französische Presse und Bevölkerung begeistern sich für die abenteuerliche Eroberung Tahitis durch Capitaine Dupetit-Thouars, man veranstaltet öffentliche Sammlungen, die Journale sprechen von Prestige und französischer Gloire. Jetzt versteift sich auch die Regierung des Ministeriums Guizot. Es hebt 1847 zwar die Annexion Tahitis auf, erklärt aber, daß das Protektorat Frankreichs auf der Insel fortbestehe – und damit ist die Grundlage für ein französisches Südseereich gelegt.

Als das Deutsche Reich nach seiner Wiedererrichtung im Jahre 1871 als Großmacht im europäischen Konzert maßgebend in Erscheinung tritt, werden auch in der Südsee deutsche Interessen geltend gemacht. Schon 1872, als Deutschland noch über keine

Seemacht verfügt, einigen sich die USA, Großbritannien und das Deutsche Reich über die gemeinsame Anerkennung und Garantie des »Königreichs Samoa«, das seit 1860 Einflußgebiet des Hamburger Handelshauses Godeffroy ist. Der Streit zwischen den drei Mächten um den Vorrang in Samoa nimmt 1899 bedrohliche Formen an, es kommt zum Bürgerkrieg der Samoaner, in den sich die Weißen einmischen. Schließlich annektieren in gemeinsamem Einverständnis Deutschland den größeren Teil der Inseln, die USA den kleineren. England wird mit anderen Gebieten abgefunden.

1874 werden die Fidschi-Inseln britisch, 1875 schließen die USA einen Handelsvertrag mit Hawaii und lassen sich den Flottenstützpunkt Pearl Harbour einräumen. Die koloniale Entwicklung schreitet auch in diesem Raum des Stillen Ozeans rasch vorwärts. 1894 bricht auf Hawaii eine Revolution aus, die Republik wird ausgerufen, aber schon drei Jahre später endet alle Freiheit mit der Annexion durch die USA.

1883 erwirbt die britische Regierung von Queensland den Südostteil von Neu-Guinea, das Papualand, das 1884 Protektorat und 1887 Kronland wird. Der Nordosten Neu-Guineas wird als »Kaiser-Wilhelm-Land« und die vorgelagerten Eilande als »Bismarck-Archipel« der deutschen Kolonialherrschaft unterstellt. 1885 teilen sich Engländer und Deutsche die Salomonen, doch verzichtet das Deutsche Reich 1899 zugunsten der Briten auf eine Reihe von Inseln. Als der nordamerikanisch-spanische Krieg 1898/99 mit dem Sieg der USA endet, nehmen die Vereinigten Staaten nicht nur die Philippinen in Besitz, sondern legen auch in Guam einen Stützpunkt an. Die Gilbert-Inseln überlassen sie dem britischen Empire und verkaufen die ehemals spanischen Besitzungen der Marianen, Karolinen und Marshallinseln dem Deutschen Reich. 1900 erklärt England die Tonga- oder Freundschaftsinseln zu seinem Protektorat und teilt sich 1906 mit Frankreich – ganz im Geiste der 1904 geschlossenen »Entente cordiale« – in die Kolonialverwaltung der Neuen Hebriden.

Kurz vor Ausbruch des ersten Weltkrieges gibt es nicht eine einzige unter den vielen tausend Inseln im Pazifik, über der nicht die Fahne eines seemächtigen westlichen Staates weht.

Inzwischen haben sich die Kaufleute der neuen Märkte bemächtigt. Neuseeland liefert Schafe, Butter, Wolle, Steinkohle und Gold; die Inseln Ozeaniens sind Exportmärkte für Kopra, Zuckerrohr, Phosphate, Ananas, Bananen und Schildpatt.

Das neunzehnte Jahrhundert wird von Geschäftsleuten und

Händlern beherrscht wie das achtzehnte von Fürsten. Börsen und Banken schwingen ihr Zepter, so wie das achtzehnte Säculum von Höfen und Salons regiert wurde. Der Imperialismus paart sich mit einem heuchlerischen Fortschrittsglauben, mit der Idee der Zivilisation, der europäischen Kulturmission und dem allzu häufig zitierten und recht willkürlich gehandhabten Menschenrecht.

In dieser Epoche, in der die Engländer das alte, allerdings abgründig unsoziale und innerlich kranke Kulturreich China im Opiumkrieg niederwerfen; in der Zentralafrika zwar vom Menschenfressertum und von den eingeborenen Sklavenjägern befreit wird, die schwarzen Menschen dann aber in den Plantagen und Industrien der Weißen fast wie Sklaven gehalten werden; in dieser Epoche, in der Engländer, Franzosen und Italiener Ägypten, Nordafrika und Abessinien angreifen, in der man Persien in Interessengebiete aufteilt und in Indien, Burma und Indochina englische und französische Truppen auf die unterdrückte Bevölkerung schießen läßt, sind die europäischen Kolonialmächte nicht willens, irgendwo auf Erden steinzeitliche Zustände zu dulden, besonders dort nicht, wo Naturschätze, Rohstoffe, Marktgüter zu gewinnen sind.

Der weiße Mann ist der große, gestrenge Schulmeister der Welt, der mit seinen Kriegsschiffen auch den fernsten Strand strafend erreicht. Dieses Missionsbewußtsein, das auch willig Leiden und Gefahren auf sich nimmt, vereint sich mit unersättlicher Gier nach Erschließung neuer Quellen des Reichtums.

»Es ist wahr, daß auf den fruchtbaren Salomoneninseln Fieber und Ruhr ständig umgehen, daß Überfluß an ekelhaften Hautkrankheiten herrscht, daß die Luft von dem Gift gesättigt ist, das sich in jede Pore, in jede Schnittwunde frißt und bösartige Geschwüre hervorbringt, und daß viele starke Männer, selbst wenn sie dem Tode dort entgangen sind, als Invaliden in die Heimat zurückkehren. Es ist ferner wahr, daß die Eingeborenen der Salomoneninseln eine wilde Horde mit herzhaftem Hunger nach Menschenfleisch und einer Liebhaberei für das Sammeln von Menschenköpfen sind. Ihr leidenschaftlicher Sport ist es, einen Menschen von hinten zu fangen und ihm durch einen geschickten Streich mit dem Beil die Wirbelsäule vom Genick zu trennen. Es ist ebenfalls wahr, daß auf gewissen Inseln, wie zum Beispiel Malaita, Gewinn und Verlust im wirtschaftlichen Verkehr nach

Menschenmorden berechnet wird. Köpfe gelten als Tauschmittel, und besonders wertvoll sind weiße Köpfe. Oft veranstaltet ein Dutzend Dörfer eine gemeinsame Sammlung, die monatelang fortgesetzt wird, bis irgendein tapferer Krieger den blutigen Kopf eines weißen Mannes bringt und den Ertrag der Sammlung fordert...¹¹«

Trotz der Gefahr, grauenhaft ermordet zu werden, und trotz des verderblichen Klimas dringen die Europäer auch in die entlegensten Inseln der Menschenfresser und Kopfjäger ein – sei es als Missionare mit dem Anliegen, die Heiden zu bekehren und sie menschliche Gesittung zu lehren, oder als Händler, die sich Reichtümer erhoffen.

Selbst die von Fieber und Seuchen beherrschten Eilande können den nützlichen »Rohstoff« der menschlichen Arbeitskraft liefern. Der Handel mit Kopra, der Anbau von Zuckerrohr und die Anlage von Groß-Plantagen, von Perlbänken oder Rodungen brauchen billige Arbeiter, die dem tropischen Klima und seinen Tücken gewachsen sind. Zwar ist im britischen Empire seit 1833, seit 1863 auch in den USA, auf Kuba seit 1880, in Brasilien seit 1885 und seit 1888 in Ostafrika die Sklaverei beseitigt und verboten, Ozeanien aber liegt sehr weit entfernt von den Kanzeln europäischer Humanitätsprediger.

Die Kaufleute bringen in Schiffsladungen zuerst chinesische und japanische Kulis auf die Plantagen. Es handelt sich dabei wenigstens um keine echte Sklaverei, denn diese ausgehungerten Menschen Ostasiens, die den katastrophalen Zuständen ihrer Heimat entfliehen wollen, sind glücklich, wenn sie Kontrakte unterzeichnen dürfen, die ihnen bei vierzehnstündiger Arbeitszeit und primitiven Lebensverhältnissen wenigstens Sicherheit vor dem Hungertod gewähren. Man bezahlt dem Kuli 14 bis 20 Cents Tageslohn und gibt ihm damit die Möglichkeit, nach einem oder zwei Jahrzehnten mit ein paar hundert Dollar Ersparnissen ins Land seiner Väter zurückzukehren.

Es gibt jedoch viele geschäftstüchtige Unternehmer, die den Plantagenbesitzern noch wohlfeilere Arbeiter mit den braunen und schwarzen Inanaken von den ozeanischen Inseln verschaffen. Für diesen Menschenmarkt haben auch die wilden unfreundlichen Salomonen, die Neuen Hebriden und die felsigen Osterinseln etwas zu bieten.

Von der Osterinsel wird 1863 der letzte König samt seinen

Untertanen von Sklavenhändlern verschleppt. Auch auf den übrigen Archipelen blüht die Menschenjagd.

Kleine Schoner landen mit geringer Besatzung in stillen Buchten, sie liefern den Häuptlingen Tabak, Spiegel, Messer, Schnaps, Flinten und Munition und tauschen dafür brauchbare Sklaven ein, die sie an die Umschlagplätze bringen, wo die Pflanze sie aufkaufen. Andere, besser ausgerüstete Schiffe führen Kanonen mit, ihre schwerbewaffnete Mannschaft steigt irgendwo an Land, zündet Papua- und Kanakendörfer an und fängt mit Netzen und Stricken die verwirrt herumjagenden Männer, Weiber und halbwüchsigen Kinder.

Der entsetzte Eingeborene sieht sich, halb tot vor Angst, vor einen schrecklichen weißen Mann gezerzt, der ihm mit einem Holz in der Mundhöhle herumstochert, ihm unter die Achselhöhlen guckt und ihn abtastet, als sei er ein Schwein.

»Dann hält er ihm einen Schreibstift hin, und kaum hat ihn der Eingeborene mit der Hand berührt, als er sich schon zu dreijähriger Arbeit auf den Plantagen der ›Mondschein-Seifen-Gesellschaft‹ verpflichtet hat. Es wird ihm nicht erklärt, daß die wilden weißen Männer nötigenfalls seine Verpflichtung erzwingen können und daß zu diesem Zwecke die ganze Macht und alle Kriegsschiffe Großbritanniens hinter ihnen stehen...¹²«

Häufig kommt es jedoch zu Kämpfen. Die wilden Kanaken wehren sich, so gut sie können, und töten einige der weißen Sklavenjäger. Bald darauf kreuzt ein britisches Kanonenboot vor ihrer heimatlichen Küste auf, seine Geschütze feuern stundenlang Granaten auf die Dörfer und treiben die Bevölkerung tief in Sumpf und Buschwald. Danach landen die Soldaten und fällen die Palmen, Bananenstauden und Fruchtbäume, verwüsten die Tarogärten und schlachten alle Schweine, Hühner und Enten.

Auf die »Bestraften« warten jetzt Hungertod, Krankheit und Versklavung durch die Nachbarstämme.

Darum dünkt es die Häuptlinge klüger, den Sklavenschiffen freiwillig und gegen Waren zu liefern, was sich an jungen Mädchen und Männern entbehren läßt.

Die Berührung zwischen zwei so unterschiedlichen Welten, zwischen steinzeitlichen Menschen und dem industrialisierten rationalistischen Europa des ausgehenden 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts, kann nur mit dem Untergang der Lebensform der primitiven Kulturen enden. Da der alte Glaube an Ahnen-

geister, Dämonen und Götter unter dem Ansturm der überwältigenden abendländischen Einflüsse zerbricht, werden auch die Harmonie des Daseins und der gewohnte Lebensrhythmus zutiefst gestört.

Die einst so stolzen Polynesier lungern jetzt als lächerliche Figuren in Kleidern, die ein Europäer fortgeworfen hat, mit Zylinder, Frack und Hosen an den Kais herum; sie bilden ein demoralisiertes Proletariat und tückisches Hafengesindel.

Es dauert selbstverständlich einige Zeit, bis die eigenständige ozeanische Welt versinkt und nur noch als Rubrik in einer Statistik der Weltwirtschaft und als Mittelpunkt internationaler Reiseprospekte beachtet wird. Es vergehen Jahrzehnte des Übergangs, bis die alten Lieder Tahitis verstummen und sich in Südseeschlager verwandeln, bis die Himmel und Meer verherrlichenden Tänze Honolulus und Hawaiis für die Revuetheater westlicher Großstädte verkitscht werden.

Für diese Zeitspanne – während der Ozeanien zwischen dem Gestern und dem Heute schwankt – sind seine Inseln das sentimental verklärte Ziel der Sehnsucht zivilisationsmüder Künstler und Dichter. Für eine kurze Welle der Geschichte gewinnt das »letzte Paradies« durch die Stimme derer, die sich in seine Arme werfen, Einfluß auf die Kunst und Literatur des siegreichen weißen Kulturkreises.

Somerset Maugham, der große englische Erzähler und Dramatiker, beschreibt den Zauber der Südsee mit poetischen Worten.

»Der Stille Ozean ist unbeständig und wandelbar wie die Seele des Menschen. Manchmal liegt er grau da und trägt weiße Wellenkämme. Nicht häufig zeigt er sich blau und glatt, dann aber ist er von anmaßendem Blau. Hemmungslos brennt die Sonne aus wolkenlosem Himmel hernieder. Der Passatwind geht einem ins Blut und erfüllt es mit der ungeduldigen Forderung nach dem Unbekannten. Die hochaufrollenden Wogen umgeben einen üppig von allen Seiten, und man vergißt die schwindende Jugend mit ihren grausamen und süßen Erinnerungen vor lauter Sehnsucht, dieser rastlosen, unaushaltbaren Sehnsucht nach dem Leben. Auf solch einem Meer segelte Odysseus, als er die glücklichen Inseln suchte . . .¹³«

Manche, die aus der festen Ordnung der westlichen Zivilisation hinausflüchten zur Freiheit und Abgeschiedenheit der Inselpara-

diese, erliegen dem Zauber der fremden, magischen Küsten. Sie gehen inmitten der exotischen Völker, im auslaugenden Tropenklima, im Sog zahlreicher Versuchungen zu völliger Ungebundenheit als weiße Vagabunden unter und kehren niemals in die Mutterarme Europas oder Amerikas zurück.

Von einem solchen Verlorenen erzählt Josef Konrad Korzeniowski, ein nach England ausgewanderter Pole, der sich als seefahrender Dichter Joseph Conrad nennt und 1895 mit seinem Buch »Almayers Traum« Aufsehen erregte. Die Handlung des Romans führt an die Küste Borneos. Dort lebt, herabgekommen und verarmt, Kaspar Almayer, einst der Herr einer weitverzweigten Handelsgesellschaft. Seine Konkurrenz, von klugen Arabern beraten, umstrickte ihn mit einem Netz von Intrigen, aus dem er sich nicht mehr zu lösen vermochte. Da versucht er, mit einem letzten gewagten Unternehmen ein Vermögen für seine Tochter zu machen; aber auch ihm – der ein Leben unter dem tropischen Himmel verbracht hat – sind die Eingeborenen im letzten Kern fremd geblieben. Er scheitert am Geheimnis und an der Grausamkeit einer andersgearteten Welt, zu der seine europäische Seele keinen Zugang findet.

Die moderne Literatur schlägt dieses Thema des Hinuntersinkens in die geheimnisumwitterte, trotz aller Naturschönheiten feindliche Fremde oft an. Von Jack London bis Somerset Maugham, von Conrad bis Jan de Hartog bleibt es eines der Grundthemen der Südseewelt – die alte homerische Fabel vom Sirenen- gesang am fernen Felsgestade.

Einer, der das »letzte Paradies« und den Seelenfrieden unter den Palmen der Inseln wirklich findet, ist der schottische Dichter Robert Louis Stevenson. Mit dreiunddreißig Jahren schreibt er das Buch von der »Schatzinsel«, den Robinson Crusoe des 19. Jahrhunderts und die romantische Apotheose einer vergangenen Zeit, in der es noch Entdeckung, Abenteuer und die Wunder der unerforschten See gab. Fünf Jahre später, 1888, zwingt ihn sein angegriffener Gesundheitszustand und die ewig ungestillte Sehnsucht nach Ferne, Schönheit und Friede, sich in der Südsee niederzulassen. Er erwirbt die Plantage Vailima auf Samoa, schreibt seine letzten Bücher, die dem phantastischen, bunten Bereich der Inselwelt gewidmet sind, und stirbt 1894, von den Eingeborenen wie einer der Ihren betrauert.

In Paris lebt der Maler Paul Gauguin. Er bemüht sich mit aller Kraft seiner Seele, einen neuen Weg der Kunst zu finden, der

hinausführt aus der Verlogenheit des romantisierenden Sujetstils, der Historienmalerei und des harten Naturalismus. Er fühlt, daß die Zeit nach dem für Frankreich verlorenen Krieg mit ihren Haßtiraden gegen Deutschland, mit ihren Kriegsrüstungen, Bankskandalen, Industriegewinnen und Arbeiterkämpfen, mit ihrem Lebensgenuß in der Sphäre des Montmartre und dem grauen Elend der Hinterhöfe einer furchtbaren Katastrophe, einem Jahrhundert entgegenjagt, das niemand zu fassen, zu bändigen, zu schildern vermag. Gauguin spürt das Kommende und die Gefahr. Er sucht gleich seinem Freund Pissarro eine ganz neue, mit allen Traditionen brechende künstlerische Ausdrucksform, die der Zukunft gerecht wird, aber er schockiert die konventionellen und anerkannten Künstler, er stößt Kritik und Jury vor den Kopf, wird verfeimt und von allen Ausstellungen ausgeschlossen.

Als er sich dem Impressionismus zuwendet, kommt er durch Pissarro in Verbindung mit Toulouse-Lautrec, Seurat und dem halbwahnsinnigen van Gogh, mit dem er eine Weile in der Abgeschiedenheit Südfrankreichs verbringt, dann nach Paris zurückkehrt und sich verzweifelt weiter um einen Weg für seine Kunst abquält.

»Die primitive Kunst«, sagt er, als er dort zufällig eine Ausstellung afrikanischer und ozeanischer Primitivkunstwerke sieht, »geht aus dem Geist hervor und benützt die Natur. Die sogenannte verfeinerte Kunst geht aus den Sinnesempfindungen hervor und dient der Natur. So sind wir dem Irrtum des Naturalismus verfallen. Es gibt für uns nur eine vernünftige Rückkehr zum Prinzip.«

Die Kunstexperten von Paris lächeln über den »Wilden«. Er vereinsamt immer mehr, aber diese Vereinsamung und Exaltiertheit verschaffen ihm eine seltsame Begegnung.

¹⁴ Madame Nina Pack, Sängerin an der Opéra Française, wird von einem reichen Bankier verehrt und äußert einmal den launischen Wunsch, sie hätte gern eine kleine Negerin zur Dienerin. Der beflissene Liebhaber unterhält gute Beziehungen zu Geschäftsleuten in der Südsee, und da die achtziger Jahre keine Skrupel kennen, wenn es darum geht, die Wünsche einer schönen Frau und die Befehle eines Bankiers zu erfüllen, wartet alsbald in einer Pariser Straße eine mit einem bunten Sarong bekleidete kleine, braunhäutige, sehr verschüchterte und frierende Insulanerin, die kaum ein Wort Französisch spricht; um den Hals hängt

ihr ein Schild mit der Adresse der Madame Nina Pack. Doch kurz darauf steht die Fremde wieder auf der Straße. Sie ist zu hübsch, um ihrem Dienst als Zofe im Hause einer umschwärmten Sängerin gerecht werden zu können.

Ein mildherziger Kunsthändler findet sie halb verhungert und zerzaust; er denkt an seinen Freund Gauguin, der von der Wahrheit, Natürlichkeit und echten Größe der Wilden bis zum Überdruß schwärmt. Vielleicht braucht er ein Modell.

Der Maler behält das Mädchen und wird nun noch mehr als bisher zu einer auffallenden Erscheinung in Paris.

Ambroise Vollard, der Kunsthändler, schreibt in seinen Lebenserinnerungen:

»Sah man die hochgewachsene, breitschultrige Erscheinung mit dem herrischen Gesichtsausdruck, eine Pelzmütze auf dem Kopf, den Mantel über die Schulter geworfen und gefolgt von einer kleinen Insulanerin, die in leuchtende Gewänder gekleidet war, so hätte man Gauguin wohl für einen orientalischen Prinzen halten können...«

Eines Tages wirft Gauguin alles hinter sich: das lärmende Paris mit seinen Nichtigkeiten, die Boshaftigkeit der Kritik und das Unverständnis der Sachverständigen, die bürgerliche Sicherheit und sein bisheriges Leben. Zusammen mit der Insulanerin belegt er Passage auf einem Schiff, das in die Südsee fährt. Jahre später schreibt er:

»Manchmal habe ich mich sehr weit zurückbegeben, weiter als zu den Pferden des Parthenon, bis zum Dada meiner Kindheit, dem guten Holzpferd. Ich bin nicht lächerlich, ich kann nicht lächerlich sein, denn ich bin zweierlei, was nicht lächerlich sein kann: ein Kind und ein Wilder.«

In Tahiti glaubt er die Ursprünglichkeit und die unverfälschte Kraft echter, unverdorbener Kunst vorzufinden. Hier bleibt er und bezieht in Papeete ein schlichtes Eingeborenenhaus.

Während seines Aufenthaltes in der Südsee malt, schreibt und dichtet Paul Gauguin. Mit Pinsel und Feder vermittelt er Europa den Anhauch jener bereits sterbenden Kultur einer naturhaften, versunkenen Zeitaltern angehörenden Welt.

Gauguins Briefe gehen an Cézanne, Strindberg und Fontainas, seine Gedanken werden in der Zeitschrift der »Symbolisten«

– der »Revue blanche« – in Paris veröffentlicht. Das letzte Paradies der Menschheit, das den Abstürzen des 20. Jahrhunderts entgegeneilt, ergreift die Herzen.

Nach Paris zurückgekehrt, fährt Gauguin 1895 wieder nach Tahiti zurück, doch schon hat sich Papeete durch zunehmende Europäisierung verändert; er weicht an die Ostküste aus, wo er sich ein Haus im alten Stil der Polynesier erbauen läßt.

Vielleicht ist er einer der ganz wenigen Menschen anderer Rasse, die den wesenhaften Urgrund der verlöschenden Völker der Südsee, die Seele der Inseln und die geheimnisvolle Harmonie zwischen Ozean, Strand und Dasein begreifen und nachfühlen können. Er malt jetzt nicht mehr die sichtbare Wirklichkeit, sondern allein das Hintergründige; er stellt nicht mehr das Äußere der Natur dar, sondern ihren mystisch-religiösen Kern. Auf dem linken Teil seines Triptychons »Woher kommen wir? – Wer sind wir? – Wohin gehen wir?« befindet sich die sagenhafte Vairumati zusammen mit einem Pelikan, der eine Eidechse in den Krallen hält. Alles ist in tief goldenem Sonnenton gehüllt, von Wärme und Geheimnis umflutet. Die Frauengestalt scheint selig in sich selber zu ruhen, tierhaft lässig in die Tropenglut gestreckt. Gauguin beschreibt seine Vairumati in den Südsee-Erinnerungen:

»Sie war von hohem Wuchs, und ihre Haut schimmerte wie Sonnengold, während alle Geheimnisse der Liebe nachts in ihrem Haar schlummerten . . .«

Doch die Hintergründe, die Farben, die Komposition der Bilder Gauguins haben ihre eigene Stimme. Wie jedes Ornament der tätowierten Polynesier, jede Schmucklinie ihrer Totempfähle und Tapamatten, jede Schnitzerei am Gebälk der Rathäuser und jeder Gebrauchsgegenstand zusammenklang mit der Mythe, dem religiösen Glauben, der Weltschau und der Wirklichkeit, die als Himmel, Meer und Insel den Menschen umhüllt, so sprechen auch Gauguins Gemälde mehr aus, als das Äußere ihrer Figuren, Pflanzen, Tiere und Landschaften besagt.

Über den Pelikan mit der Echse, dieses seltsame Symbol, schreibt der Maler:

»Der fremde, weiße Vogel, der eine Eidechse in den Krallen hält, ist ein Sinnbild für den eitlen Wahn leerer Worte . . .«

Ein andermal fängt Gauguin das Mysterium Tahitis in einem Gemälde ein, das er »Das weiße Roß« nennt. Ein nackter Eingebor-

rener reitet auf rotem Pferd durch die tropische Pflanzenfülle, die mit ihrem vom Licht aufgelösten, gleichsam wie in Flammen wabernden Farben nur Schwüle und Üppigkeit ausstrahlt; im Vordergrund flächig geschichtet, trinkt ein grünlichweißes Roß aus dem leuchtendblauen Wildbach, den orangefarbene Lichtflecke gleichsam schreiend zerreißen.

Einem Freund schreibt der Maler, als er glaubt, dem Wesen der ursprünglichen Kunst und damit der Seele Polynesiens auf der Spur zu sein:

»Arbeiten Sie nicht so sehr nach der Natur. Kunst ist Abstraktion. Nehmen Sie aus der Natur, indem Sie von ihr träumen... Welch schöne Gedanken kann man in Ermangelung der religiösen Malerei durch Form und Farbe heraufbeschwören! Warum sollten wir Europäer nicht dahin gelangen, was diese primitiven Menschen der seligen Inseln vermochten: innere Harmonie zu schaffen, die dem jeweiligen seelischen Zustand entspricht...? In dem Ausdruck ›intuitiv‹ liegt alles...«

Paul Gauguin ist den Inseln der Seligen nahe. Er hat verstanden, daß sie nicht in der blauen Südsee, sondern in der naiven Kraft des eigenen Herzens liegen und daß das stürmisch zur Zukunft eilende Europa sie niemals finden wird, wenn es nicht zurückkehrt zum Ursprung des Menschlichen, zur großen Harmonie zwischen Himmel, Erde und Seele. Als er 1903 auf der kleinen Insel La Domenica im Marquesas-Archipel malt, wohin ihn die fortgesetzte Flucht vor dem nachdringenden Geschäftsgeist und der zerstörenden Zivilisation gejagt hat, ereilt ihn der tropische Tod.

Der Traum von der Südsee klingt aus in Romanen und Liedern.

Joseph Conrad schreibt 1900 sein Buch »Lord Jim«, 1903 folgt das Epos vom »Taifun«. Der geniale Vagabund aus San Francisco, Jack London, dichtet seinen »Seewolf« (1904), ihm folgen »Insel Berande« und die wunderbaren »Südseegeschichten«, in denen London bereits die Zerstörung und den Verfall des letzten Paradieses beklagt.

Selbst dann noch, als für die meisten und schönsten Inseln die Tage der Romantik, der Lieder und mondscheinbeglänzten Tanzfeste vorüber sind, als nur noch Frachtdampfer und Motorsegler an den Kais rasseln und prusten und zerlumppte Eingeborene Kopra und Zuckerrohr verladen, sucht und findet die Sehnsucht der Schriftsteller das im Meer vergessene, unberührte Eiland.

Der Däne Laurids Bruun veröffentlicht 1908 sein Buch »Van Zantens glückliche Zeit«, Gerhart Hauptmann scheint 1924 mit der Erzählung von der »Insel der großen Mutter« aus der verwirrten, grauen und zerstörten Welt ausbrechen zu wollen.

Unsterblich wie die Sehnsucht bleibt der Traum vom letzten Paradies, das die Phantasie der neuzeitlichen Menschheit in die Südsee verlegt, während sie gleichzeitig alles tut, es in eine Stätte der Produktion, in einen Markt und eine Rohstoffquelle umzuwandeln und damit zu zerstören.

Als der erste Weltkrieg 1914 beginnt, gibt es nur noch im Innern Neu-Guineas, auf einigen wenigen abgelegenen und verwilderten Eilanden und im wüsten Kern Australiens Landstriche, in denen sich urhaftes Leben findet, doch selbst die Steinzeitmenschen Neu-Guineas hören in ihren Dschungelbergen das Grollen der Geschütze, mit denen der weiße Mann sich selbst zerfleischt.

Im August und September 1914 besetzen australische Truppen Kaiser-Wilhelm-Land und den Bismarck-Archipel, der Kampf zieht sich hinüber zu den deutschen Marshallinseln, den Marianen, Palauinseln und Karolinen, über denen die Sonnenflagge Japans hochgeht. In Samoa landen Ende August 1914 neuseeländische Truppen und ergreifen kampfflos Besitz vom deutschen Protektorat. In Nauru mit seinen wertvollen Phosphatlagern erscheinen englische Soldaten.

Auf Guam, Tutuila, Midway und Wake richten die USA Flugstützpunkte ein.

Die Paradiese der Südsee sind zum Kampffeld der ringenden Wirtschaftsmächte geworden, nicht anders als alle Küsten und Kontinente.

Australien

Daß man Asiens westliche Halbinsel Europa als einen Erdteil zu bezeichnen pflegt, verdankt sie weniger ihrer geographischen Gestalt als den Kulturleistungen der weißen Rasse. Australien ähnelt Europa, dessen jüngstes Kind es ist, darin, daß es, obzwar als Kontinent inmitten des Ozeans gelegen, doch erst durch die Arbeit und Organisation des weißen Mannes zum Erdteil eigener Prägung wurde.

Es war ein bitterer Anfang, als die Engländer dort 1788 die

ersten Strafkolonien anlegten. Bis 1868 verfrachteten sie etwa 200 000 Deportierte an die australische Küste. Die Jahrzehnte des Aufbaus erforderten ungeheure Entbehrungen, Opfer und Kosten, dann freilich kam die Natur des Landes dem Bemühen der Menschen zu Hilfe, so wie sie in entscheidender Stunde die Besiedlung der amerikanischen Westküste vorantrieb, als 1848 in Kalifornien der Goldrausch ausbrach. Ähnliches geschah in Australien.

Im Jahre 1851 lief die Meldung um den Erdball, in den Bergen von Neusüdwaies, in Victoria und in Südastralien seien Goldadern entdeckt worden. Der große Schlag erfolgte jedoch, als man Gold im wüstenartigen Westen bei Kalgoorie fand. Bis dahin war Australien ein trostloses Land der Schafzüchter und Weizenbauern gewesen; jetzt wurde es ein Dorado für die stets goldhungrige Weltwirtschaft.

Ein Strom von Einwanderern floß aus Europa, das nach der Revolution von 1848 Enttäuschte und Entwurzelte in Massen aussenden konnte, in das Land. Eine zweite Welle kam aus Amerika, wo die Ergiebigkeit der Goldflüsse Kaliforniens allmählich nachließ und die fündigen Claims sich inzwischen in den festen Händen großer Gesellschaften befanden.

Das Gold wird auch für die australische Entwicklung zur Lebenssonne. Langsam beginnen Bergbau, Industrie und Küstenschifffahrt sich zu entwickeln. Die Bevölkerung des Kontinents, 1951 nur etwas über 400 000, alle fast ausnahmslos britischer Abkunft, vermehrt sich bis 1960 auf 10 Millionen, von denen beinahe die Hälfte in den fünf großen Städten des Landes wohnt. Dreiviertel aller Australier siedeln längs der Ost- und Südostküste, an der gesamten Westküste leben nur sieben Prozent.

Der große wirtschaftliche Aufschwung nach 1851 bewirkt, daß man sich wieder für die Erforschung des Erdteils interessiert. Im Jahre 1860 gelingt O'Hara-Burke, der im Auftrag der Regierung von Victoria reist, die erste Durchquerung Australiens in nord-südlicher Richtung. Als er auf der Rückreise in der Inlandswüste erschöpft liegenbleibt, bricht eine Expedition unter MacKinley auf, um ihn zu suchen. Sie dringt von Adelaide im Süden bis zum Golf von Carpentaria im Norden vor.

Die Reisenden Stuart und Intyres begeben sich ins tote Herz des Kontinents und bringen die ersten Karten von dort mit. Längs der von ihnen erkundeten Strecke wird die erste Landtelegrafienlinie angelegt, die seit 1872 Port Darwin an der Nord-

küste mit Port Augusta im Süden verbindet. Der Forschungsreisende Giles entdeckt den Amadeussee und vervollständigt die Karte Inneraustraliens. Er ist es, der das Kamel in die australische Wüste verpflanzt. Mit Hilfe dieses genügsamen Lasttiers dringt der Geograph David Lindsay in den Jahren 1883 bis 1892 mehrmals in bisher unerforschte Bereiche vor. Trotz aller Anstrengungen zur völligen Erschließung bleibt Australien – nach dem Wort von Colin Ross – bis zur Gegenwart der »unvollendete Kontinent«, dessen ödes Innere noch manches Rätsel verbirgt.

¹⁵ Mit zunehmender Besiedlungsdichte entwickelt sich auch die politische Organisation Australiens. Die sechs Kolonien schließen sich 1901 zum Bundesstaat »Commonwealth of Australia« innerhalb des britischen Empire zusammen. Parlament und Kabinett üben die eigentliche Regierungsgewalt aus, während der vom englischen König ernannte Gouverneur nur repräsentative Befugnisse hat. In der neugebauten Hauptstadt Canberra tagt das »Federal Parliament« mit seinen zwei Kammern, die Einzelstaaten sind innerhalb ihrer Grenzen selbständig.

Außenbesitzungen des Australischen Bundes sind seit dem 1. September 1906 Britisch-Neu-Guinea oder Papualand und seit dem 1. Juli 1914 die Norfolkinseln. Bis zum ersten Weltkrieg bleibt Australien vor allem Lieferant von Rohstoffen, wie Gold, Wismut, Kupfer, Wolle und von Lebensmitteln, wie Weizen, Gefrierfleisch, Zuckerrohr, Bananen und Rinderfett.

Die eigene Industrie, von Großbritannien vorsorglich gefördert, beginnt erst langsam eine Rolle zu spielen. Das australische Parlament beschließt 1911 die allgemeine Wehrpflicht und beginnt den Bau einer eigenen Flotte. Als der Weltkrieg 1914 ausbricht, kann die »Federation of Australia« dem englischen Mutterland eine Armee von mehr als 300 000 Mann und zahlreiche Kreuzer schicken.

Ähnlich verläuft die Entwicklung in Neuseeland. Als das Land zur britischen Kolonie erklärt wird, erheben sich die kriegerischen Maori 1845/48 und 1860/70 in blutigen Aufständen. Die Maori sind wilde, einstmals menschenfressende Polynesier, aus härterem Holz geschaffen als die primitiven verschreckten Australier. Sie verteidigen ihre Heimat und fallen mit stattlichen Heeren sengend und brennend in die weißen Niederlassungen ein. Zuletzt siegt wie immer auch hier die technische Überlegenheit der Briten über den Zauber und Kriegstanz der versinkenden Eingeborenenwelt.

Gegenwärtig fristen noch etwa 60 000 australische Eingeborene ihr kärgliches Dasein in den Wüsten des Landesinnern.

In Neuseeland leben etwa 70 000 Polynesier neben der bis 1955 auf eineinhalb Millionen angewachsenen Masse der britischen Zuwanderer. Diese aufblühende, mit Steinkohle, Gold, Silber und reichen Wasserkraften gesegnete Kolonie der Schafzüchter und Plantagenbesitzer erringt 1907 den Status eines Dominions im britischen Empire und tritt mit ansehnlichen Truppenkontingenten in den ersten Weltkrieg ein.

Nach der Katastrophe von 1914/18 vernimmt die weiße Welt erschreckt das unüberhörbare Grollen der erwachenden Farbigen. Das Zeitalter des Kolonialimperiums neigt sich dem Ende entgegen.

Während Sieger und Besiegte noch lange Zeit erschöpft sind und von wirtschaftlichen Krisen heimgesucht werden, verbreiten sich die revolutionären Ideen des Kommunismus und das Schlagwort von einer »Großostasiatischen Wohlstandssphäre« unter japanischer Führung.

Erschütterung und Angriff treffen auch den »weißen« Erdteil Australien. Aus dem von Revolution, Kriegswirren und Kommunismus durchfieberten China wandern Zehntausende in die Inselwelt des Pazifik. Der tüchtige, überlegene chinesische Händler, Handwerker und Bankier macht auch im indonesischen Bereich der holländischen Kolonialmacht stark zu schaffen; auf den Südseeinseln tauchen Japaner auf, sei es als spionierende Touristen oder als alle Preise unterbietende Geschäftsleute. Die Überflutung der ozeanischen und australischen Lebensräume durch die gelbe Rasse wird zu einer so großen Gefahr, daß in Canberra schon 1919 Gesetze zur Verhinderung weiterer chinesischer und japanischer Zuwanderung beschlossen und Schutzzölle, ja sogar Einfuhrverbote gegen die japanische Exportoffensive erlassen werden.

Die im Südpazifik allgegenwärtige Drohung der »gelben« Millionenmassen wird von den Australiern und Neuseeländern viel stärker empfunden als von den europäischen Völkern. Beide Staaten schließen sich daher noch enger ans britische Commonwealth und zugleich an die weiße Führungsmacht des Großen Ozeans, die USA, an, die nach 1923 ebenfalls Einwanderungsverbote für Chinesen und Japaner und wirtschaftliche Drosselungsmaßnahmen gegen gelbe Dumpingwaren verkünden. Lang-

sam bildet sich eine neue Front aus den europäischen Kolonialmächten England, Niederlande und Frankreich, aus den USA und Australien-Neuseeland gegen die japanischen, auf ganz Ostasien gerichteten Eroberungspläne.

Australien wird 1926 auf der Empirekonferenz in London dem britischen Mutterland als Dominion gleichgestellt. Der freiheitliche Umbau des englischen Weltreichs hat begonnen.

Die vorsorgliche Abwehrfront gegen die japanische Bedrohung erfährt 1929 eine Unterbrechung, als eine Labour-Regierung ans Ruder gelangt und inmitten der allgemeinen Aufrüstung ihre sozialistischen Träume zu verwirklichen versucht. Die Wehrpflicht wird abgeschafft, die Rüstung gestoppt und die Friedenshand den zukünftigen Angreifern im Pazifik, den Japanern, hingestreckt.

Die militärische Besetzung der Mandschurei durch die Japaner im Jahre 1931 und die Machtergreifung Hitlers in Deutschland mit all ihren Begleiterscheinungen machen die Australier wieder hellhörig. Auf die Labour-Regierung folgt ein liberales und konservatives Kabinett, das die Zeichen der Zeit realistischer einschätzt und im Jahre 1934 einen Dreijahresplan zur Aufrüstung von Luftwaffe und Flotte verabschieden läßt, der mit aller Energie verwirklicht wird. Neuseeland schließt sich diesen Vorbeugungsmaßnahmen an und finanziert seine Anstrengungen durch Einführung einer Umsatzsteuer von 5 Prozent, die sich im Laufe der Zeit für manche Waren auf 30 Prozent steigert.

Die von der Weltwirtschaftskrise, der kommunistisch-sozialistischen Propaganda und der japanischen Exportoffensive hervorgerufenen Schwierigkeiten sind kaum zu überwinden. Eine Konferenz der Weizenerzeuger aus den USA, Kanada, Argentinien und Australien einigt sich 1933 auf eine Beschränkung der Ausfuhr. Man beschließt, zur Stützung der Weltmarktpreise inmitten einer hungernden Menschheit lieber Teile der Ernten zu vernichten als sie zu verschleudern.

Die Steuern klettern auch in Australien und Neuseeland höher. Aber die Australier sind stolz darauf, daß 1936 die erste australische Flugzeugfabrik ihre Pforten öffnen kann.

Die Wolken am Himmel der Zeit werden dunkler, die Meldungen aus Europa drohender. Mussolini, Hitler und Japan schließen sich im Antikominternpakt zusammen, Schanghai brennt unter dem Feuer der japanischen Angreifer, und japanische Flotten kreuzen im Stillen Ozean.

Angesichts der beängstigenden Möglichkeit eines Pazifischen Krieges schlägt der australische Premierminister Lyons einen Nichtangriffspakt der Mächte des Stillen Ozeans vor. Weder Japan noch die USA sind dazu bereit. Im selben Jahr 1937 errichtet Australien seine ersten diplomatischen Vertretungen im Ausland; unbeschadet seiner engen Verbindung zum britischen Mutterland sucht es Schutz unter den Fittichen der USA.

Die Situation verschärft sich 1938 abermals, als die australische Regierung eine totale Ausfuhrsperre für kriegswichtige Rohstoffe, vor allem für Eisen- und Manganerze, anordnet und lediglich das britische Empire davon ausnimmt. Da auch die USA ähnliche Vorkehrungen gegen Japan erlassen und die australischen Verbote offensichtlich gegen Tokio gerichtet sind, setzen die in China kämpfenden Japaner Australien auf die Liste ihrer Todfeinde. Bald wird ihnen nur noch der große, ozeanweite Krieg als der einzige Ausweg erscheinen, um die Rohstoffe für ihre Industrie und die erforderlichen Märkte für ihre ständig anschwellende Bevölkerung zu erkämpfen.

In diesem weiträumigen, doch abseits liegenden Teil der Welt treiben die Dinge mit derselben schicksalhaften Notwendigkeit der Katastrophe entgegen wie in den Hauptstädten Europas, in Berlin, London, Paris und Moskau.

Im September 1939, als der zweite Weltkrieg beginnt, treten die Dominions an die Seite des britischen Mutterlandes, auch Australien, das noch weit entfernt von den Orten der Entscheidung liegt.

Als im Frühjahr 1940 die Niederlande, Belgien, Dänemark und Norwegen von Deutschland besetzt werden, Frankreich in wuchtigen Schlägen niedergeworfen wird, die Luftschlacht über England tobt, eignen sich die Japaner die Kolonialbesitzungen des geschlagenen Frankreich in Indochina an und bereiten den Sprung aufs Inselreich des besieigten Holland vor. Ein Jahr später, während die deutschen Heere tief in Rußland stehen, fällt der japanische Schlag gegen die USA-Flotte auf Pearl Harbour.

Dieser 7. Dezember 1941 bedeutet für Australien ein entsetztes Erwachen, denn nun rauschen japanische Panzerflotten mit südwärts gerichtetem Bug in die Inselwelt des Pazifiks, nun ziehen die Flugzeuggeschwader mit der roten Sonne auf den Tragflächen über die Sundainseln und die Philippinen, über die Archipele Mikronesiens und Melanesiens. Fern in Indochina, Siam und Malaya stürmen die Heere des Tenno voran. Ihr Ruf, der Kampf-

schrei des großen gelben Kriegsvolkes, schwingt auch über den ozeanischen Raum: »Tenno heika banzai!« – »Laßt uns für den Kaiser sterben!«

Am 10. Dezember 1941 versinken die zum Schutz Singapurs ausgesandten britischen Schlachtschiffe »Prince of Wales« und »Repulse« nach japanischen Torpedotreffern. Am 25. Dezember fällt Hongkong, am 15. Februar 1942 Singapur, das »Unbezwingliche«. Im Januar ergeben sich Manila und Cavite. Die Insel-festung Corregidor hält sich noch bis zum 6. Mai 1942. Japanische Transporterflotten, geschützt von starken Kriegsgeschwadern, laufen gegen Niederländisch-Indien aus. Ende Januar 1942 siegen in der Seeschlacht in der Malakkastraße wieder die Japaner, und sie landen am 20. Februar auf Timor gegenüber dem australischen Port Darwin.

Da Nippon auch in der vom 27. Februar bis 1. März 1942 dau-ernden Seeschlacht in der Javasee siegreich bleibt, können seine Soldaten die holländischen Sundainseln besetzen und stehen nun mit ihren Flugzeuggeschwadern längs der Nordküste des austra-lischen Kontinents. Gleichzeitig vollzieht sich unter den Augen des ohnmächtig wartenden Erdteils die tiefe Flankenbewegung der Japaner in die Pazifische Inselwelt, weit über den Bismarck-Archipel und die Salomonen hinaus. Das australische Wild scheint umkreist und gestellt, seine Lage hoffnungslos.

Australien aber ist ein »weißer« Kontinent. Seiner Bevölke-rung liegt die britische Zähigkeit im Blut, sie hat seit über einem Jahrhundert hart gearbeitet, aus Öde, Einsamkeit und Gefahr eine Heimat gebaut, sie gegen Regenstürme, Trockenheit, Heuschrek-ken, Kaninchenplage und Wirtschaftskrisen verteidigt. Sie ist entschlossen, vor der erdrückenden Übermacht des modern ge-rüsteten Neunzig-Millionen-Volkes Japan nicht zu weichen.

Australien befiehlt die totale Mobilmachung. Die hochgeschätz-ten bürgerlichen Freiheiten und Sonderrechte der Einzelstaaten werden schroff eingeschränkt. Wirtschaft, Industrie, Forschung, Bildungswesen und Wehrmacht erfahren eine straffe Zentrali-sierung und Lenkung durch die Bundesregierung. Neun Millionen Australier treten, zu allem entschlossen, in den Pazifischen Krieg ein.

Monatelang liegen die australischen Städte unter den Bomben-würfen der japanischen Luftangriffe. Armee und Flotte befinden sich Tag und Nacht in Alarmbereitschaft; sie erwarten die Lan-dung des Feindes.

In der Seeschlacht bei den Midwayinseln, am 4. Juni 1942, versenkt eine US-Trägerflotte eine Anzahl japanischer Kriegsschiffe und bricht mit der Vernichtung der Flugzeugträger das Rückgrat der großen Flotte des Tenno. Die geschichtliche Wende ist da, die Gefahr der Invasion in Australien beseitigt.

Der Rest des Krieges – drei bittere, opfervolle Jahre – besteht in Ozeanien aus dem amerikanischen »Inselnspringen«, dem langsamen, zähen Vordringen von Archipel zu Archipel, bis sich der Ring um Japan schließt. In diesen drei Jahren kämpfen australische und neuseeländische Truppen nicht nur im Pazifik an der Seite der Amerikaner, sondern in Nordafrika, zusammen mit den Engländern, wo Rommels Soldaten auf die Schlapphüte der Australier und der Maori treffen.

Schritt um Schritt schreitet der Krieg voran, die deutsche Wehrmacht kapituliert, und schließlich beendet die Detonation der Atombombe über Hiroshima und Nagasaki den größten Krieg aller Zeiten.

Es ist ein sich ständig wiederholendes Wunder der Geschichte und der Menschheit, daß das Leben, welche Katastrophen auch wüten mögen, weitergeht, daß die Welt alles übersteht und die Wunden verheilen. Die Haut einer neuen Generation bedeckt alle alten Narben. Die schrecklichen Spuren des zweiten Weltkrieges verwischen sich mit jedem Jahr, das dem Kriegsende folgt. In Europa und Asien beginnt der Wiederaufbau. Die zerbombten Städte erstehen aus den Schutthalden, Gras sprießt aus zerwühlten Schlachtfeldern. Verhüllende Schleier legen sich auf die Erinnerungen der Völker.

Die Probleme aber, die der weltweite Krieg aufgerissen hat, sind so ungeheuerlich, daß sie die Zukunft auf Jahrzehnte bestimmen. Nicht nur das politische Gleichgewicht der Erde ist zerstört; an die Stelle des Weltkampfes zwischen Faschismus und Demokratie ist die scharfe Trennung in Ost und West, das Ringen zwischen der roten Diktatur und der westlichen Demokratie getreten. Anstatt der nationalistischen Militärmacht Japans beunruhigt jetzt das China Mao Tse-tungs die Westmächte; anstelle der zahllosen Geheimagenten der Genyôsha und der japanischen Kempetai wühlen die roten Agitatoren in den ehemaligen europäischen Kolonialräumen. Kommunistische Aufstände erschüttern von Burma bis Malakka, von Indochina bis zu den Philipinen, von Korea bis Indonesien den Fernen Osten. Die rote Flut steigt höher und höher.

Die USA-Politik der Ära Roosevelt nach dem Siege verschärft die Lage. Ohne Fingerspitzengefühl, ohne genaue Landeskenntnis stürzen sie sich auf das empfindsame, leicht verletzbare, durch die erste Niederlage seiner Geschichte tief aufgewühlte Volk der Japaner, um es mit den Methoden gutgläubiger und weltfremder Sonntagsschullehrer »umzuerziehen«. Sie verlieren durch falsche Politik China. In beinahe allen Gebieten des Fernen Ostens, die sie unter Hinterlassung ungeheurer Magazine voll Waffen, Ausrüstung und Nachschubmaterial verlassen, schlägt sogleich die rote Flamme empor, und in der Folgezeit muß um die Philippinen, um Nordvietnam, Kambodscha, Laos, Burma, Malaia und Korea nochmals, diesmal aber mit den wahren Siegern des Ostens, mit den Kommunisten, gekämpft werden.

An anderen Plätzen wieder, wo eine arme, nicht zahlungsfähige Eingeborenenbevölkerung Hilfeleistung brauchte, ordnen die Behörden der USA an, daß gewaltige Mengen von Autos, Maschinen, Bulldozern, Lebensmitteln, Decken und Militärküchen ins Meer geworfen werden, weil sich der Rücktransport nach Nordamerika nicht lohnt und das Verschenken dieser Güter dem amerikanischen Markt im Osten schaden würde.

Unvorstellbare Möglichkeiten werden vertan, weil man auf der einen Seite den Todfeind von morgen ausrüstet und auf der anderen Seite den Freunden von morgen nicht gibt, was ihnen den Sprung nach vorn erleichtern könnte. Dabei sind diese Jahre nach dem Krieg vom Massenelend der Flüchtlinge gekennzeichnet, die über die strittigen Grenzen strömen, den Bambusvorhang durchbrechen und Asyl in der Freiheit suchen oder aus der Freiheit des Elends wieder in die Unfreiheit staatlich verbürgter, jedoch gering gefüllter Futtertröge zurückfluten: von Kanton nach Hongkong, vom roten Nordvietnam ins französisch beschützte Süd-vietnam, von Nordkorea nach Südkorea, von Tibet nach Indien, von China nach Burma, von Pakistan nach Indien, von Kaschmir nach Pakistan und von Formosa oder der Mandschurei nach Japan. Millionen und aber Millionen Menschen bleiben ständig in Bewegung, schieben sich armselig, halb verhungert, entwurzelt hin und her.

Die USA und die UNO-Organisation versuchen mit großen Opfern zu helfen; man klebt das Pflaster der Nächstenliebe auf Wunden, die man durch politisches Versagen selber hat schlagen helfen. Erst in der nach 1950 beginnenden Periode des »Kalten Krieges« setzt die bewußte Politik der »Hilfe für unterentwick-

kelte Länder«, der Bündnisse und der Gegenpropaganda in Ostasien ein.

Mit Japan, dem stärksten Bollwerk der Freiheit in Ostasien, schließen die USA einen verhältnismäßig milden Frieden, der sich zum Freundschafts- und Truppenstationierungsvertrag von 1959 auswächst. Als Gegenpol zur NATO wird 1954 die SEATO, der Ostasienpakt, geschaffen, die politische und wirtschaftliche Schützenhilfe Amerikas zugunsten der von der Kolonialherrschaft befreiten neuen Staaten des pazifischen und südostasiatischen Bereichs.

Für Australien und Neuseeland, die großen Glieder des britischen Commonwealth im Stillen Ozean, bedeutet das Kriegsende zunächst die Erlösung vom japanischen Alpdruck, dann allerdings ein Erwachen in einer veränderten, gefährvollen Umgebung.

Die Vorherrschaft der verwandten weißen Kolonialherren im südostasiatischen Raum bricht zusammen. Das niederländische Imperium in der Sundawelt endet 1949. Die an seiner Stelle errichtete Indonesische Republik wird von Revolutionen und inneren Gärungen zerrissen, aber sie kann sich doch noch mühsam halten. Vor dem Krieg geboten die Franzosen in Indochina, jetzt regiert der rote Mandarin Ho Tschj-min in Nordvietnam. Auch Burma macht sich frei. Indien teilt sich in zwei unabhängige Staaten – in die Indische Union und Pakistan. Über China weht die rote Fahne; Korea ist ein umkämpftes Gebiet; die Philippinen schwanken jahrelang zwischen der demokratischen Staatsform und der Tyrannei der Kommunisten.

Der fünfte Erdteil liegt inmitten einer sich neu formenden farbigen Welt, durch Tausende Meilen Ozean und Kontinente getrennt von den weißen Brudererds teilen Amerika und Europa. Der von den chinesischen und japanischen Millionenmassen auf die pazifischen Gebiete ausgehende Druck liegt wie eine drohende Wetterwand über der Zukunft des sehr dünn besiedelten Australiens und Neuseelands. Zwar wehren sich die Regierungen auch nach dem zweiten Weltkrieg mit gesetzlichen Maßnahmen gegen die Unterwanderung durch Farbige, aber wenn man die »gelbe Gefahr« vielleicht eine Zeitlang bannen kann, wie soll man dem roten Imperialismus begegnen, der sich in Köpfe und Herzen einnistet und keine Grenze und keine Rassenschanke kennt?

In den Tagen Roosevelts und schon vor seinem brüderlichen Bündnis mit dem russischen Vaterland des Bolschewismus kam in Neuseeland eine sehr links stehende Labour-Regierung ans

Ruder. Roosevelt und Stalin, die beiden großen Vorkämpfer der staatlichen Lenkung mit allerdings verschiedenen Methoden, hatten damals eine solche Anziehungskraft, daß sich sogar die Wähler des Fünften Kontinents für ihre Ziele begeisterten. So konnte in Neuseeland bereits 1935, in Australien im Jahr des großen Bündnisses, 1941, eine sozialistische Regierung mit absoluter Mehrheit das Ruder ergreifen und mit der Verwirklichung des Staatssozialismus beginnen.

Bald darauf befanden sich Australien und Neuseeland im Krieg. Die scharfen Lenkungsmaßnahmen, die zahllosen Eingriffe in die bürgerliche und wirtschaftliche Freiheit, die von 1941 bis 1945 allmächtige Staatsmacht, nahm man als kriegsnotwendige Maßnahme hin und erhoffte sich die Segnungen des Sozialismus von den kommenden Friedensjahren.

Nun ist der Friede da. Sowohl Australien wie Neuseeland stehen im Vergleich mit Europa und Ostasien vor kaum ins Gewicht fallenden Wiederaufbauproblemen. Die Zerstörungen sind gering, es gibt keine demontierte Industrie. Das Land quillt über von Nahrungsmitteln, Wolle, Rohstoffen und Geld. Neu zu ordnen sind die weltwirtschaftlichen Beziehungen, denn immer noch dauert der von Haß diktierte Boykott der japanischen Wirtschaft an; China fällt als Markt ebenso aus wie die von Bürgerkriegen zerrissenen Länder Ostasiens.

Die übrige Welt schreit aber nach Waren aller Art; der Nachholbedarf an Industriegütern, der Hunger nach Rohstoffen und Lebensmitteln ist allgemein. In allen Ländern, deren Industrie nicht zerbombt ist, steigen in den Nachkriegsjahren die Produktionsziffern. Kanada erhöht seine Kohlenförderung um dreiundvierzig Prozent, die USA um mehr als fünfzig Prozent. In Australien jedoch sinkt in den Zechen Neusüdwaless, im wichtigsten Kohlenrevier des Erdteils, die Förderung während derselben Zeit um sechseinhalb Prozent. Im Jahre 1948 muß das Land seine knappen Devisenbestände dazu verwenden, um mehr als eine Million Tonnen Kohle einzuführen.

Das australische Bergbauwesen ist nur eines von zahllosen Beispielen dafür, wie gefährlich ein allzu unrealistisch durchgeführter Sozialismus für einen Staat werden kann. Der Labour-Regierung gelingt es zwar, durch Lohnerhöhung und gleichzeitige Arbeitszeitverkürzungen für Bergarbeiter, durch den Bau von Tennisplätzen, Kegelbahnen, Sportplätzen und Bibliotheken, Kinos, Restaurants die Lebens- und Arbeitsbedingungen wesent-

lich zu verbessern; sie erschüttert aber die Wirtschaft dadurch so schwer, daß eine Teuerungswelle und Krisen das Land heimsuchen und ein allgemeiner Bankrott droht.

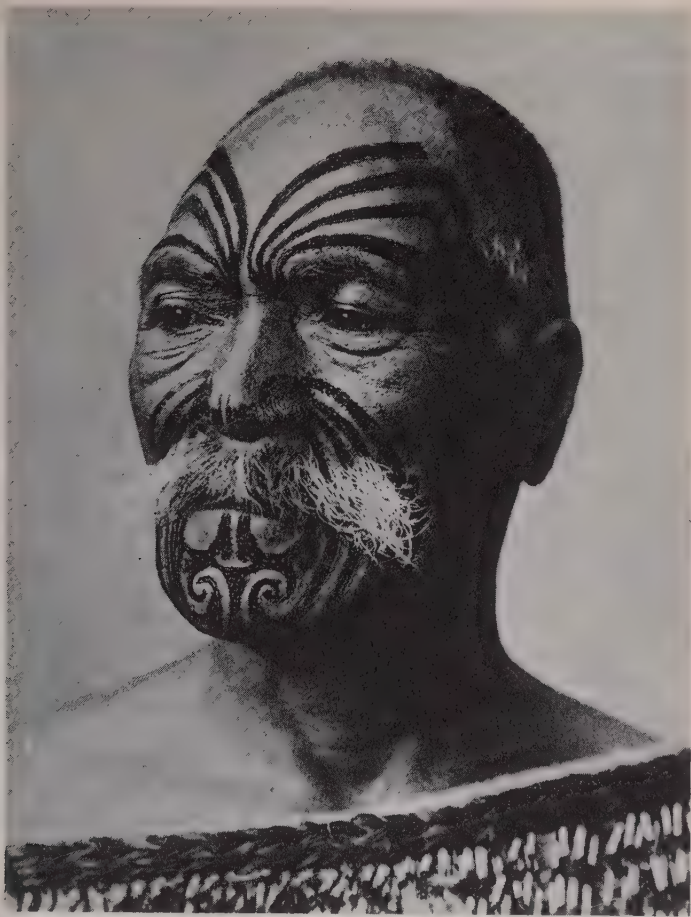
Die Vorgänge im Fernen Osten und in Osteuropa machen viele Australier stutzig; das Schicksal der zahlreichen, vom roten Machtblock verschlungenen kleinen, zu Satellitenstaaten herabgewürdigten Länder steht warnend vor den Augen des Fünften Kontinents. Die angestaute Abneigung gegen Staatsallmacht, Lenkung und Reglementierung durch hunderttausend Beamte nimmt rasch zu, und die 1949 in Australien und Neuseeland stattfindenden allgemeinen Wahlen bringen der Labour-Party eine vernichtende Niederlage. Im neuen Parlament von Canberra gibt es von 123 Abgeordneten 75 Antisozialisten. Die Epoche ist vorüber, in der Australien am Rande des Kommunismus pendelte.

»Australien ist ein Land voller Möglichkeiten für Menschen mit dem Wagemut der Jugend«, sagt Robert G. Menzies, der Führer der australischen Liberalen Partei und nunmehrige Premierminister. »Die Sozialisten halfen dazu, es zu einem Land alter und müder Männer zu machen. An Stelle der energischen Forderung der Pionierzeit ›Überlaß das mir – ich werde es schon schaffen!‹ setzten sie das Motto: ›Überlaß nur alles dem Vater Staat, der muß es regeln . . .‹«

S. G. Holland, der siegreiche Führer der Nationalen Partei in Neuseeland, der das Amt des Ministerpräsidenten übernimmt, erklärt:

»Neuseeland wählte zu einer Zeit, als es dort mehr Arbeitsplätze, höhere Löhne, mehr bezahlten Urlaub und höhere Sozialversicherungsleistungen als je zuvor gab. Aber die Neuseeländer hatten erkannt, daß dieser Wohlstand ein gelenkter Wohlstand war, und sie hatten begriffen, was das bedeutet: verdoppelte Lebenshaltungskosten, enorme Steuern, Warenmangel, Bewirtschaftung und ein langweiliges, tristes, von der Verwaltungsbürokratie reglementiertes, geplantes und gesteuertes Dasein. Wir boten ihnen statt dessen: Rückkehr zur Privatwirtschaft und freie Bahn dem Tüchtigen. Das Volk hat gewählt . . .«

Die neuen Regierungen Australiens und Neuseelands korrigieren allmählich ihre ablehnende Haltung gegenüber dem schwer darniederliegenden Japan, sie zeigen auch für Deutschland Verständ-



An der Moko, dieser kunstvollen Tätowierung, erkennt man auf Neuseeland den Maorihäuptling

nis. Seit 1950 richten sie Appelle an Europa, vor allem an die Deutschen, ihnen Menschen zu schicken, um die wirtschaftliche und beherrschende Kraft der weißen Rasse auf dem exponierten Erdteil zu verstärken. Das von Flüchtlingen überschwemmte Deutschland nimmt die Aufforderung freudig entgegen. Austra-

lien braucht vor allem Handwerker, Facharbeiter und Angehörige technischer Berufe; es braucht außerdem Bauern und Mädchen, denn immer noch sind hier die Frauen gegenüber den Männern in der Minderzahl.

Es ist ein sonniger, wolkenloser Tag, sanft wogt das Meer in ruhiger Dünung. Während in Europa der Spätherbst mit fallendem, buntem Laub seine Herrschaft angetreten hat, geht man hier in Australien dem Frühling entgegen.

Grün leuchten die Wiesen der Küstenufer, im Fernglas sieht man deutlich die Farbtupfen der Blumen. Auf den sanften Hügeln der Bucht, die besäumt ist von reizenden Villenvororten und kleinen Siedlungen, blühen die Obstbäume, Möwenschwärme streichen kreischend über das Gekräusel der Wellen.

Majestätisch fährt das Auswandererschiff »James Cook«, von Bugsierschleppern gezogen, in die Jackson-Bai und in den Hafen von Sydney ein. Auslaufende Hochseeschiffe, Frachter und schwarze Kohlenpötte, kleine, emsig stampfende Küstenfahrzeuge und schmale, schnittige Sportsegler gleiten vorüber. Die Bebauung der Ufer verdichtet sich, je näher die »James Cook« dem buchtenreichen Gewirr von Port Jackson kommt. Schon sieht man von Bord die schneeweißen Hochhäuser der Großstadt ragen. Landungen mit Lagerhäusern, Werften, Liegeplätzen und Verladekais schieben sich ins Wasser der Bai vor. Fabriksirenen heulen, und oben am Himmel kreisen, Kondensstreifen malend, Staffeln übender Düsenjäger.

Diplom-Chemiker Walter Schmitt steht, das Fernglas an den Augen, an der Reling und blickt der neuen Heimat entgegen. Es wird noch eine Weile dauern, bis das Schiff anlegt, auf dem Oberdeck versammeln sich bereits die Auswanderer und reden aufgeregt durcheinander. Es sind viele junge Mädchen unter ihnen, die dem Ruf der australischen Auswanderungsbehörden gefolgt sind und auf das verheißene Eheglück mit einem Mann vertrauen, den sie oft noch gar nicht kennen. Arbeiter, Bauern und Handwerker, umringt von ihren Familien, stellen das Gepäck für die Zolluntersuchung bereit. Man hört Worte in Polnisch, Ungarisch und Englisch, vor allem aber in Deutsch. Aus dem Land ohne Hoffnung, aus dem zerschlagenen, trotz seines beginnenden »Wirtschaftswunders« viel zu engen Deutschland, wandern Flüchtlinge, Jugendliche und Enttäuschte aus zu einem neuen Anfang.

Es ist ein weiter und harter Weg, der hinter Walter Schmitt, dem Emigranten, liegt.

Er setzt das Fernglas ab und denkt zurück. Es begann im Jahre 1942, im Kriege...

Er stand damals als Fallschirmjägeroffizier bei Ramckes Division in Nordafrika. Die Gegner waren australische Rangers. Bei einem der heute vergessenen, sinnlosen Scharmützel in der heißen Libyschen Wüste fuhr ein Schützenpanzer der Australier in ein deutsches Minenfeld und flog in die Luft. Das brennende Wrack lag wie ein berstender Feuerwerkskörper vor den deutschen Linien. Die Maschinengewehre hackten über die Sanddünen, im Führersitz des lodernden Panzers schrie ein Mensch um Hilfe. Oberleutnant Schmitt rannte trotz des verminten Feldes hinaus, zerrte den schwerverletzten Mann aus dem glühenden Fahrzeug und brachte ihn in Sicherheit. Der Australier wurde im Lazarett geheilt, er hieß John Finch, besaß, wie er seinem Retter erzählte, in North-Botany bei Sydney ein Haus und verdiente sein Geld als Eigentümer einer kleinen Farbenfabrik. Sein Beruf baute außer der menschlichen Verbindung noch eine Brücke gemeinsamen Berufsinteresses zwischen dem Australier und dem Deutschen, denn Schmitt hatte vor dem Krieg im Laboratorium einer großen Farbenfabrik in Bitterfeld gearbeitet.

Sie blieben in Verbindung, soweit der Krieg es zuließ. Viele Briefe liefen nach 1945 von Finch zu Schmitt, zuerst an das britische Gefangenenlager in Kairo, wo der Fallschirmjäger auf den Tag seiner Entlassung wartete, später nach Bitterfeld in der von den Russen besetzten Ostzone. Dann mußte Finch nach Westdeutschland, an ein Auffanglager für Ostzonenflüchtlinge, adressieren.

Bald darauf erreichte ein Schreiben mit einer Quittung für bezahlte Schiffspassage nach Sydney und mit der Einladung, in die Fabrik in North-Botany einzutreten, den heimatlosen Flüchtling. Ein Deutscher mehr ging an Bord eines Schiffes, das ihn in eine neue Heimat bringen sollte.

Die »James Cook« macht in Darling Harbour, dicht an der Pyrmont-Bai, fest. Auf dem Kai steht eine neugierige Menge, in der Walter Schmitt nach kurzem Suchen den winkenden, rufenden Finch erkennt.

Eine halbe Stunde später, nachdem die Zoll- und Paßkontrollen rasch erledigt sind, sitzen beide im Wagen des Australiers und

fahren aus dem Hafengelände durch die Außenbezirke der Stadt nach North-Botany.

Das Haus Finchs ist ein schönes, weitläufiges Gebäude, in einem gepflegten Garten gelegen. »Walter«, sagt Finch herzlich und hebt das Glas gegen den Freund, »warum bist du nicht längst zu mir gekommen? Ich habe dich schon 1947 eingeladen, als man dich aus der Gefangenschaft entlassen hatte.«

»Man gibt die Heimat nicht so leicht auf, John. Es mußte noch mancherlei geschehen, bevor ich mich zur Auswanderung entschloß. Das Experiment mit dem Staatssozialismus habt ihr hinter euch. Wie kam es eigentlich, daß die Wahlen von 1949 so hoch gegen die Labour-Party entschieden?«

Finch lehnt sich bequem in den Sessel zurück und zündet sich eine Zigarette an. »Ich möchte meinen, die Frauen und die Jugend haben das Spiel gewonnen«, sagt er nachdenklich. »Die Sozialisten rechneten fest mit den weiblichen Wählern, denn sie hatten die Kinderzulagen verdoppelt, die kostenlose Versorgung mit Medikamenten eingeführt und eine Alters- und Witwenversorgung geschaffen. Menzies aber versprach den Hausfrauen, die den ständigen Wettlauf zwischen Lohn- und Preiserhöhungen gründlich satt hatten, daß in der freien Wirtschaft ›das Pfund wieder ein Pfund wert sein würde‹. Eine Australische Frauenbewegung gegen den Sozialismus bildete sich. Einer der Führer der liberalen Partei schrieb damals:

›Unsere Frauen haben den Sozialismus ausprobiert und haben genug davon. Wir sind uns darüber klar, daß es der Familie schlechter, nicht besser geht, wenn die Löhne um vierzig, die Preise für Fleisch, Kleider und Schuhe aber um sechzig Prozent ansteigen...‹

Und was die Jungen anbelangt, so war in der ersten Zeit nach dem Krieg zwar der Sozialismus zu einer Art ›Weltanschauungsmoder‹ geworden, doch die bitteren Erfahrungen blieben nicht aus, und deshalb verstand gerade die junge Generation, was Menzies meinte, wenn er im Wahlkampf immer wieder die Frage stellte:

›Sind wir für den Staatssozialismus mit der Unterordnung des einzelnen unter die alles beherrschende Regierungsbürokratie, oder stehen wir zur alten Überzeugung, daß der Staat der Diener des Volkes ist?‹

Die alles beschattende Übergewalt des Staates war den meisten zum Greuel geworden. Jeder Funktionärstaat neigt dazu, sich allmählich für unfehlbar zu halten und sich für unstürzbar zu erklären. Kurz vor den Wahlen 1949 verfügte unsere sozialistische Regierung, daß Wahlplakate nicht größer sein durften als zwanzig Quadratzentimeter, weil sie selbst das Instrument der öffentlichen Propaganda nicht notwendig hatte; sie stützte sich allein auf die straff organisierten Gewerkschaften. Und als die anderen Parteien in Rundfunksendungen die Fehler und Mängel des Systems anprangerten, verbot eine Verfügung »gegen die Dramatisierung der Ereignisse« jede Kritik an den Geschehnissen der letzten fünf Jahre. Wir waren recht fortschrittlich im Sinne eines Sozialismus östlicher Prägung. Es gab Einfuhrbeschränkungen, Devisenausfuhrverbote, Höchstpreisedikte, Bezugscheine und tausend andere einschneidende Vorschriften, die ein Heer von Beamten überwachte. Zehntausende alter Labour-Party-Mitglieder empfingen Altersversorgungen oder wurden in pensionsberechtigten Beamtenstellungen eingesetzt.»

»Übertreibst du nicht etwas?« fragt der Deutsche, »sind dem Sozialismus in eurem Lande nicht auch Fortschritte zu verdanken?«

Finch trinkt bedächtig von dem gelben Tasmanierwein. Einen Augenblick zögert er, dann erwidert er ernst: »Wenn ich gegen den Sozialismus spreche, so verwerfe ich nicht eine Idee oder ein Programm, unter deren Einfluß die Lebensbedingungen der arbeitenden Schichten in vielen Ländern menschlicher und erfreulicher geworden sind. Als Gegengewicht zu den Auswüchsen des Kapitalismus mag die sozialistische Idee notwendig sein. Aber hör dir an, was ich an Tatsachen anzuführen habe, und entscheide dann selbst, ob du diese Form von Sozialismus, wie sie uns in Australien vorexerziert wurde, bejahen kannst. In der letzten Zeit vor der Wahl war jeder vierte Erwerbstätige in Australien und Neuseeland ein Staatsangestellter. Das bedeutete, daß vierzig Prozent der Staatseinnahmen für Gehälter und Pensionen aufgewendet werden mußten. Obwohl die australische Industrie nach dem zweiten Weltkrieg die Zahl der Beschäftigten um fünfzig Prozent vermehrte, ging der Wert der Gesamtproduktion um zehn Prozent zurück. Auf den Wahlplakaten der Opposition wurde immer wieder festgestellt:

»Es ist ein ungeheurer Irrtum, daß eine Nation dadurch reicher werden könne, daß sie weniger erzeugt und mehr verbraucht!«



Eingeborenentamm auf Neuguinea, noch heute auf der Kulturstufe der Steinzeit lebend

Vor dem Krieg setzte ein Maurer bei uns im Tagesdurchschnitt eintausend Steine, die Gewerkschaften jedoch bestimmten als höchstzulässige Tagesleistung dreihundert Ziegel und erhöhten zugleich die Löhne.

Wir besaßen aus der vorsozialistischen Ära noch einige private Fluggesellschaften, die preiswert, zuverlässig und mit Gewinn arbeiteten; ihre Arbeiter und Angestellten wurden anständig bezahlt. Die Labour-Regierung verstaatlichte etliche dieser Firmen und gründete mit Steuermitteln die staatliche ›Trans Australia Airways‹. Obschon dieses neue Staatsunternehmen ständig Zuschüsse, Subventionen, Lizenzen zur verbilligten Benzineinfuhr aus den USA und das Monopol zur Luftpostbeförderung erhielt, war es einfach nicht lebensfähig, während die private ›ANA‹, die ›Australian National Airways‹ zehn Prozent Gewinn auszahlen konnte. Später stellte man fest, daß die TAA acht Mann Bodenpersonal für eine Arbeit beschäftigte, die bei der rationalisierten ›ANA‹ von einem einzigen Mann ausgeführt wurde, der dazu

noch zuverlässiger und besser arbeitete als seine acht Kollegen. Soll ich dir von unserer Küstenschiffahrt erzählen? Sie wurde ebenfalls verstaatlicht; obschon die Zahl ihrer Schiffe und Tonnage seit 1939 um zweiundvierzig Prozent gestiegen war, beförderte sie siebeneinhalb Prozent weniger Fracht bei dreifachem Personalstand als vordem die viel kleinere private Flotte. Wir waren daran, ein Volk von Staatspensionären und Rentenempfängern zu werden. Jetzt packen wir die Probleme so an, wie man sie zu allen Zeiten anfassen mußte: wir handeln selber und warten nicht darauf, daß irgendeine Behörde helfend eingreift. Während der Labour-Regierung schrieb die Behörde uns sogar vor, wie groß, wie teuer und in welchem Stil wir unsere Häuser errichten durften, so wie sie dem Farmer die Preise vorschrieb und wie sie den Bewohnern der sozialistischen Siedlungen untersagte, ihre Häuschen käuflich zu erwerben. Du konntest damals jede dieser Sozialsiedlungen sofort an ihrer Verwahrlosung erkennen. Wem nichts gehört, der sorgt auch für nichts.

Mein Haus aber ist von mir selbst erarbeitet und aufgebaut worden, so wie Kultur und Zivilisation dieses Kontinents nicht in den Büros der Parteitheoretiker geplant und entworfen, sondern von harten Pionieren mit Einsatz aller Kräfte geschaffen wurden. Und genau auf dieselbe Weise wollen wir aus Australien ein blühendes, freies Land machen, das fähig ist, sich selber zu helfen.«

Die Erdteile sind im Zeitalter der Düsenflugzeuge und Raketen so nahe zusammengedrückt, daß auch für die einst so abgelegenen Länder Australien und Neuseeland eine Absonderung nicht mehr möglich ist. Tausend Fäden verknüpfen sie mit der Weltwirtschaft und ziehen sie hinein in das politische Drama, das die ganze unteilbare Weltbühne beansprucht und dessen nächsten Auftritt niemand kennt. Es gibt keine Flucht mehr aus der Menschheitsgeschichte in eine »splendid isolation«.

Wie das Zeitgeschehen auch von den Idyllen der Südsee Besitz ergreift, zeigt sich besonders deutlich, als Großbritannien seine Atomversuche in die Nähe des Einiweetok-Atolls verlegt, als die USA ihre Wasserstoffbombenteste im Pazifik vornehmen und als im Frühjahr 1960 in Transkaspien abgefeuerte sowjetrussische Fernraketen ihre 12 000 Kilometer lange Bahn im Wasser des Stillen Ozeans beenden.

Bald wird im Kreis der Weltmächte das von Mao Tse-tung und

Tschu En-lai beherrscht China mitsprechen. China baut seine eigene Atombombe, um sich auch gegenüber den Staaten durchzusetzen, die über die Gewalt verfügen, die ganze Menschheit mit wenigen Feuerschlägen zu vernichten. Und Chinas politischer Wille wird Australien noch manche Sorgen bereiten.

ANHANG *Anmerkungen*

Begriffserklärungen • Zeittafeln • Historische Karten

Quellen • Quellenangabe der Bilder • Literatur

Personen- und Sachregister

Anmerkungen

Zu I Götterwind

1 Aus Seizo Kimaze, »Mitsuru Tôyama kämpft für Großostasien« (1940) – 2 u. 3 Aus H. H. Tschang, »Tschiang Kai-schek, Chinas großer Mann« (Zürich 1945) – 4 Aus L. Trotzki, »Mein Leben« – 5 Aus H. Owen Chapman, »Chinesische Revolution 1926/27« – 6 Aus H. H. Tschang (vergleiche Anmerkung 2 u. 3) – 7 Aus Seizo Kimaze (vergleiche Anmerkung 1) – 8 Aus V. Sheean, »Persönliche Geschichte« (1925) – 9 Aus Chapman (vergleiche Anmerkung 5) – 10 Aus Seizo Kimaze (vergleiche Anmerkung 1) – 11 u. 12 Aus Brosius, »Fernost formt seine neue Gestalt« – 13 Das Folgende aus H. L. Stimson, »Die fernöstliche Krise« (1936) – 14 Aus Tsui-Chi, »Geschichte Chinas und seiner Kultur« – 15 Aus A. Lückenhaus, »Mao Tse-tung« – 16 u. 17 Aus H. H. Tschang (vergleiche Anmerkung 2 u. 3) – 18 u. 19 Aus A. Lückenhaus (vergleiche Anmerkung 15) – 20 u. 21 Aus H. H. Tschang (vergleiche Anmerkung 2 u. 3) – 22 Aus dem Tagebuch Tschiang Kai-scheks, vom 6. 12. 1936 – 23, 24 u. 25 Aus H. H. Tschang (vergleiche Anmerkung 2 u. 3) – 26 Aus A. Lückenhaus (vergleiche Anmerkung 15) – 27 u. 28 Aus Brosius, S. 204 (vergleiche Anmerkung 11 u. 12) – 29 Aus H. H. Tschang (vergleiche Anmerkung 2 u. 3) – 30 Aus Morison-Commager, »Das Werden der amerikanischen Republik« – 31 Das Folgende nach M. Fushida und M. Okumija, »Midway« (deutsch bei Stalling, Oldenburg) – 32 Die folgenden Zahlenangaben nach H. W. Baldwin in »The New York Times Magazine« (1949) – 33 Nach K. Kawai in »Harpers Magazine« (1952) – 34 Aus A. Lückenhaus (vergleiche Anmerkung 15) – 35 u. 36 Aus Eckert-Rotholz »Wo Tränen verboten sind« – 37 u. 38 Aus A. Lückenhaus (vergleiche Anmerkung 15) – 39 Das Folgende nach P. Durdin in »Saturday Evening Post« (1952) – 40 Aus J. Michener »Indonesien« – 41 Aus J. Strom, »Chinas Parole: Haß und Arbeit« – 42 Aus Gillhausen-Heldt, »Unheimliches China« – 43 Aus A. Lückenhaus (vergleiche Anmerkung 15) – 44 Aus einem Bericht von E. T. Truffel, veröffentlicht im »Münchener Merkur«, 15./16. Dezember 1956 – 45 u. 46 W. Fischer in »Medizinische Klinik« (Nr. 37/1959).

Anmerkungen

Zu II Der fünfte Kontinent

1 Das Folgende nach Bernatzik, »Südsee« (S. 13) – 2 Aus E. Dark, »Der erste Gouverneur« – 3 Das Folgende nach M. Burke, »Rätsel der Osterinsel« (1955) – 4 Aus Bernatzik (vergleiche Anmerkung 1) – 5 Aus F. Speiser, »Südsee . . .« (1941) – 6 Tischner, »Kunst der Südsee« (1959) – 7 u. 8 Aus den Tagebüchern von James Cook (herausgegeben von Hennig, Hamburg 1908) – 9 Aus G. M. Trevelyan »Geschichte Englands« (Bd. II, S. 594) – 10 Aus E. Dark (vergleiche Anmerkung 2) – 11 J. London, »Die Salomoneninseln« (1908) – 12 J. London, »Mauki« (1907) – 13 Aus Somerset Maugham »Trembling of a Leaf« (Zürich 1954) – 14 Das Folgende nach A. Vollard, »Souvenirs d'un marchand de tableaux« – 15 Das Folgende nach C. Ross, »Der unvollendete Kontinent«.

Begriffserklärungen

Zu II Der fünfte Kontinent

Alia (polynesisch), langgestrecktes Reiseboot mit seitlichen Auslegern und einer Plattform, auf der man Hütten oder Viehpferche errichten kann. Die Boote werden mit einem Mast, mit einrollbarem Mattensegel und Steuerruder gesegelt.

Amatasi (polynesisch), langgestrecktes Kriegsboot mit Auslegern, Mast und Mattensegel, schmaler gebaut als die *Alia*, meist mit kühn geschwungenem Heck und Bug, die reich geschnitzt und bunt bemalt sind. Die *A.* trägt ebenfalls eine Plattform, doch keine Hüttenaufbauten, um Manövrierfähigkeit und Schnelligkeit nicht zu behindern.

Atoll (malaiisch), ringförmige, von Korallentierchen aufgebaute Insel, die in ihrer Mitte eine Lagune umschließt und die meist an einer oder auch zwei Stellen zum Meer hin geöffnet ist. Das *A.* kommt nur im Indischen und Pazifischen Ozean vor.

Clairon (franz.), Horn in der französischen Militärkapelle.

Corroboree (austral.), Ratsversammlung der Eingeborenen, auch die mythologischen Gesänge, die bei diesen Festen vorgetragen wurden.

Ethnologie (griech.), vergleichende Völkerkunde.

Lagune (ital.), das von Korallenriffen umschlossene Stillwasser inmitten eines Atolls.

Melanesien (griech.), »Schwarzinselwelt«; so wurden die Inseln von Neu-Guinea, die Admiralitätsinseln, der Bismarck-Archipel, die Salomonen, Santa-Cruz-Inseln, Neuen Hebriden, Neu-Kaledonien, Loyalitäts-, Tonga- und Fidschi-Inseln nicht nur wegen der dunkelhäutigen, negerähnlichen Urbevölkerung, sondern auch wegen des visuellen Eindrucks genannt, den sie durch ihre Waldbedeckung und finsternen Gebirgszüge bei dem Betrachter auf See erweckten.

Mikronesien (griech.), die »Kleininseln«; Inseln im Nordosten von Australien, bestehend aus Karolinen, Marianen, Marshallinseln, Palau- und Gilbertinseln. Die Bevölkerung hatte einen mehr europäischen Charakter als die Melanesier.

Monsun (arab.), von Mausim = Jahreszeit; ein mit der Jahreszeit seine Richtung wechselnder Wind in Süd- und Ostasien.

Passat, ganzjährig beständig wehender Wind von den arktischen Grenzzonen bis zum Äquator, auf der nördlichen Halbkugel als NO-Passat, auf der südlichen als SO-Passat.

Sarong (malaiisch), ein dem indischen Sari verwandtes togaartiges Umhangtuch, das die Frauen Indonesiens, Malaias und z. T. auch Indochinas als Gewand tragen.

SEATO, South East Asia Treaty Organization (Südost-Asien-Verteidigungs-Organisation), dieses Bündnissystem wurde am 8. September 1954 in Manila geschlossen; es gehören ihm an: Australien, England, Frankreich, Neuseeland, Pakistan, Philippinen, Thailand und die USA.

Symbolismus (griech.-lat.), eine literarisch-künstlerische Stilrichtung, die sich gegen Ende des 19. Jahrhunderts als Reaktion auf Naturalismus und Positivismus im französischen Kulturraum ausbildete.

Tabu (polynesisch), »Verbot«; religiös-mythische Vorschriften vieler Naturvölker, die den Verkehr mit bestimmten Personen, das Essen besonderer Gerichte, das Betreten genau umschriebener Orte usw. unter strenges Verbot stellten.

Tapa (polynesisch), ein durch Schlagen von Rinden und faserigen Blättern gewonnener Kleidungsstoff der Polynesier.

Terra incognita (lat.), unbekanntes Land.

Totemismus, religiöse Mystik, die zwischen einem Menschen oder einem Volksstamm und bestimmten Steinen, Pfählen, Tieren, Pflanzen, Naturerscheinungen usw. eine geheime innige Beziehung herstellt.

Ostasien	Europa und Amerika	Rußland	Farbige Welt
1912 Yüan Schih-kai Präsident der Republik China 1913 Zweite Revolution in Süchina. China anerkennt die Souveränität der Außenmongolei. 1913 Kuo-min-tang aus dem Parlament ausgestoßen. Mac-Mahon-Grenzlinie zwischen Tibet und Indien. Japan verletzt Chinas Neutralität durch Angriff auf Tsingtau. 1915 Japans Ultimatum wird von China angenommen. 1915 Yüan Schih-kai nimmt Kaisertitel an, 1916 ermordet. 1917 Kriegserklärung Chinas und Siams an Deutschland. Bürgerkrieg zwischen Nord- und Süchina. 1918 Japanische Truppen stoßen bis zum Baikalsee in Sibirien vor. Angriff Chinas auf Tibet.	1914 Wilson, Präsident der USA, eröffnet Panama-Kanal. 1914-1918 Erster Weltkrieg. 1915 Versenkung der »Lusitania«. 1916 Wilsons Ultimatum an Deutschland. 1917 Die USA treten in Krieg gegen Mittelmächte ein. 1918 Revolution in Deutschland und Österreich.	1914 Rußland unterstützt Pan-slawismus. Kriegseintritt. 1914-16 Kampf am Suezkanal. 1916 Russen in Persien. 1917 Balfour-Erklärung über israelitischen Nationalstaat. 1918 Arabischer Aufstand.	

Ostasien	Europa und Amerika	Rußland	Farbige Welt
1920 Siam im Völkerbund. »Tutschun« in China. Allgemeine Wirtschaftskrise. 1921 Gründung der kommunistischen Partei Chinas durch Mao Tse-tung. 1921-1924 Mongolische Volksrepublik. 1922 Japan räumt Tsingtau und Schantung-Halbinsel. 1923 Sun Ya-tsen sucht Anlehnung an die Kommunisten und Rußland. 1923-1926 Galen und Borodin Chinas Berater. 1924 Erster Nationalkongreß in Kanton. 1925 Tod Sun Ya-tsens. Tschang Tso-lin im Norden. Mao und Tschu errichten chinesische Sowjetrepublik in Kiang-si und Fu-Kien.	1919 Vertrag von Versailles, Gründung des Völkerbundes. Schaffung von Pufferstaaten im Osten. Reparationen. Inflation, Not, Arbeitslosigkeit, Unruhen in Deutschland. 1919 Streiks in den USA. Prohibitionsgesetz. Wilsons Zusammenbruch. 1921 Washingtoner Konferenz. Festlegung der Flottenstärken. »Charta für China«. 1922 Washingtoner Neun-Mächte-Konferenz; Niederlage Japans. 1923 Frankreich besetzt Ruhrgebiet. 1924 Einwanderungs-Sperrgesetz der USA gegen Japan. 1925 Locarnopakt.	1918-1920 Interventionskrieg. Untergang Koltschaks in Sibirien. 1922 Rapallo-Vertrag mit Deutschland. 1924 Tod Lenins. Großbritannien anerkennt die UdSSR. 1925 Neutralitätspakt mit Japan.	1920 Gandhi Präsident der indischen Kongreßpartei. Deutsche Kolonien Völkerbundsmandate. 1923 Türkei wird Republik. 1923 Ägypten wird Königreich. 1925 Beginn des Rifkabylenaufstandes.

Ostasien	Europa und Amerika	Rußland	Farbige Welt
1926 Tschiang Kai-schek Oberbefehlshaber der Kantonarmee. 1927–1935 Sven Hedin in der Mongolei, Gobi, China und Tibet. 1927 Nanking-Regierung; Tanaka-Denkschrift. 1928 Tschiangs Feldzug gegen den Norden erfolgreich. Tschang Tso-lin ermordet. 1928–1929 Boykott japanischer Waren in China. 1931 Militärische Aktion Japans in der Mandschurei. 1932 Staatsstreich des Militärs in Siam. Kaiserreich Mandschukuo gegründet. Kündigung des Flottenabkommens durch Japan. Tschiangs Feldzug gegen Mao (»Der lange Marsch«) bis 1935.	1926 Reichskonferenz in London. 1926 Staatssozialismus in Mexiko. 1928 Kellogg-Pakt zur Kriegsächtung. 1929–1932 Weltwirtschaftskrise. 1933 Austritt Japans und Deutschlands aus dem Völkerbund. 1933 Roosevelt Präsident der USA. 1935 Rheinlandbesetzung.	1927 Trotzki aus der kommunistischen Partei ausgeschlossen. 1927 England bricht diplomatische Beziehungen ab. 1928 Fünfjahresplan, Aufbau der Schwerindustrie. 1929 Stalin Alleinherrscher. Konflikt mit China um mandschurische Bahn. 1929–1930 Liquidierung der Kulaken und der oppositionellen Intelligenz. 1932–1933 Hungersnöte. 1933 Anerkennung der Sowjets durch die USA. 1935 Sowjetisch-französisches Bündnis.	1926 Südafrikanische Union gleichberechtigt mit England im britischen Reichsverband. Beendigung des Rifkabylenaufstandes. 1930 Gandhis Marsch zum Meer. 1935–1936 Eroberungskrieg Italiens gegen Abessinien.

Ostasien	Europa und Amerika	Rußland	Farbige Welt
1936 Tschiang in Sian festgehalten. Japan im Antikominternpakt. Siam kündigt alle Staatsverträge und schließt neue als gleichberechtigte Macht. 1937 Beginn des Japanisch-Chinesischen Konflikts (bis 1945). Nichtangriffspakt China-Rußland. 1938 Errichtung einer japanfreundlichen Regierung in Nanking. 1939 Vollendung der Burmastraße. 1941 Angriff Japans auf Pearl Harbour. 1942 Schlacht bei den Midways. Neue Verfassung in China. 1945 Atombombenabwurf. Kapitulation Japans. 1946 Philippinen unabhängig. Huk-Aufstände. Krieg in Indochina. Aufstand in Indonesien.	1936 Olympische Spiele in Berlin. Antikominternpakt. Spanischer Revolutionskrieg. Abessinien-Krieg Italiens. 1938 Österreichs Anschluß an das Deutsche Reich. 1938 Münchener Abkommen. 1939 Ausbruch des Zweiten Weltkriegs. 1940 USA kündigen Handelsvertrag mit Japan. 1943 Stalingrad. Casablanca-Konferenz. 1945 Jalta-Konferenz. USA besetzen Süd-Korea, Japan und Philippinen. Konferenz in San Francisco. Gründung der UNO. Tod Roosevelts. Truman Präsident der USA.	1936 Demokratische Verfassung. 1939 Bündnis mit Hitler. 1941 Sibirienarmee rettet Moskau. 1941 Pacht- und Leihhilfe der USA. 1945 Kriegserklärung der UdSSR an Japan. Besetzung Nord-Koreas und der Mandschurei.	1935 Selbstverwaltung für indische Provinzen. Abtrennung von Burma. 1936 Teilweise Mitbestimmung für Eingeborene in Südafrika. 1939 Südafrikanische Union tritt in den Zweiten Weltkrieg ein. 1941-1943 Deutsch-italienischer Nordafrika-Feldzug. Politische Unruhe in der arabischen Welt.

Ostasien	Europa und Amerika	Rußland	Farbige Welt
1947 Staatsstreich in Thailand. Verfassungsgebende Versammlung in Burma. Kommunistische Unruhen in Malaja (bis 1953). Neue Verfassung in Japan. 1948 Tschiang Kai-schek Staatspräsident. Kommunistischer Sieg im Norden. Ho Tschj-minh in Nord-Indochina. 1949 Round-Table-Konferenz im Haag gibt Indonesien frei. Vietnam, Laos und Kambodscha unabhängige Staaten innerhalb der Französischen Union. Huk-Krieg auf den Philippinen. Neue Verfassung in Thailand. Stützpunkte für USA in Thailand. Sieg Maos in China. Proklamation der Chinesischen Volksrepublik. Tschiang Kai-schek geht nach Formosa.	1947 Beginn des »Kalten Krieges«. 1947-48 General Marshall als Vermittler in China. Einstellung der USA-Hilfe für Tschiang Kai-schek. 1948 ERP-Programm. Marshall-Hilfe. 1949 Gründung der Deutschen Bundesrepublik und der DDR. Ende des kommunistischen Aufstandes in Griechenland. Gründung der NATO.	1949 Besuch Mao Tse-tungs in Moskau.	1947 Unabhängigkeitserklärung Indiens und Pakistans. 1948 Gründung des Staates Israel. Krieg der Araber-Liga gegen Israel. 1949 Unruhen in Uganda. Rasche Modernisierung in Arabien. 1949 Indien anerkennt als erster Staat Rot-China. 1951 Rassenpolitische Unruhen in Südafrika.

Ostasien	Europa und Amerika	Rußland	Farbige Welt
1950–1953 Koreakrieg. 1951 Friedensvertrag der USA mit Japan. Stützpunkte für USA in Japan. 1953 Waffenstillstand von Panmunjon in Korea. Dien-Bien-Puh. 1950–1960 Industrialisierung und Modernisierung in China. Volkskommune. 1954 Teilung Indochinas (Nord- und Südvietnam). 1959 Grenzstreitigkeiten Chinas: um Osttibet, mit Indien und Nepal. 1962 Offene Feindseligkeiten zwischen China und Indien. 1964 Diplomatische Beziehungen Frankreichs zu Rottina. Chinesische Atombombe. 1965 Singapur verläßt Malay-sische Föderation.	1950 Kollektive Aktion in Korea unter Führung der USA. 1952 Britische Atombombe. 1953 Aufstände in Berlin, Mit-teldeutschland und Polen. 1954 Genfer Konferenz mit Tschu En-lai. 1956 Suezkrise. 1958 Explorer I (USA) umkreist Erde. 1960 Französische Atombombe. Vergeblliche Gipfelkonferenz in Paris. 1962 Kubakrise. 1963 Atomteststop-Vertrag. Bürgerrechtsdemonstrationen in den USA. Präsident Kennedy ermordet. Bürgerrechte für Neger in den USA.	1950 Rubel auf Goldbasis. UdSSR proklamiert Nichtein-mischung in Korea. Antrag der Sowjets auf Aus-schluß Nationalchinas aus der UNO abgelehnt. 1950 Beistandspakt mit China. Erste sowjetische Atomexplo-sion. 1953 Tod Stalins. Wasserstoffbombe in der UdSSR. 1956 Volksaufstand in Ungarn von Rußland niedergeschlagen. 1957 Sputnik (UdSSR) umkreist Erde. 1959 Chruschtschow in den USA. 1960 Russen schießen 12 000 km weit in den Pazifik. 1961 XXII. Parteitag: Gegensatz zu Rottina.	1952 Mau-Mau-Aufstände in Kenia. 1953 Zentralafrikanische Föde-ration. Ägypten wird Republik. 1954 Algerienaufstand beginnt. 1955 Bandung-Konferenz. 1956 Tunesien autonom. 1957 Ghana selbständig. 1958 Vereinigte Arabische Repu-blik gegründet. 1959 Nehru gewährt Dalai Lama Asyl. 1960 Ostasienreise Chru-schtschows, Freundschaftsvertrag mit Burma. Selbständigkeit afrikanischer Staaten (Nigeria, Kamerun, Kongo usw.): Kongo-Unruhen. 1962 Waffenstillstand in Alge-rien. 1964 Njassaland und Zambia (Nordrhodesien) selbständig.

Zeittafel

Zu II Der fünfte Kontinent

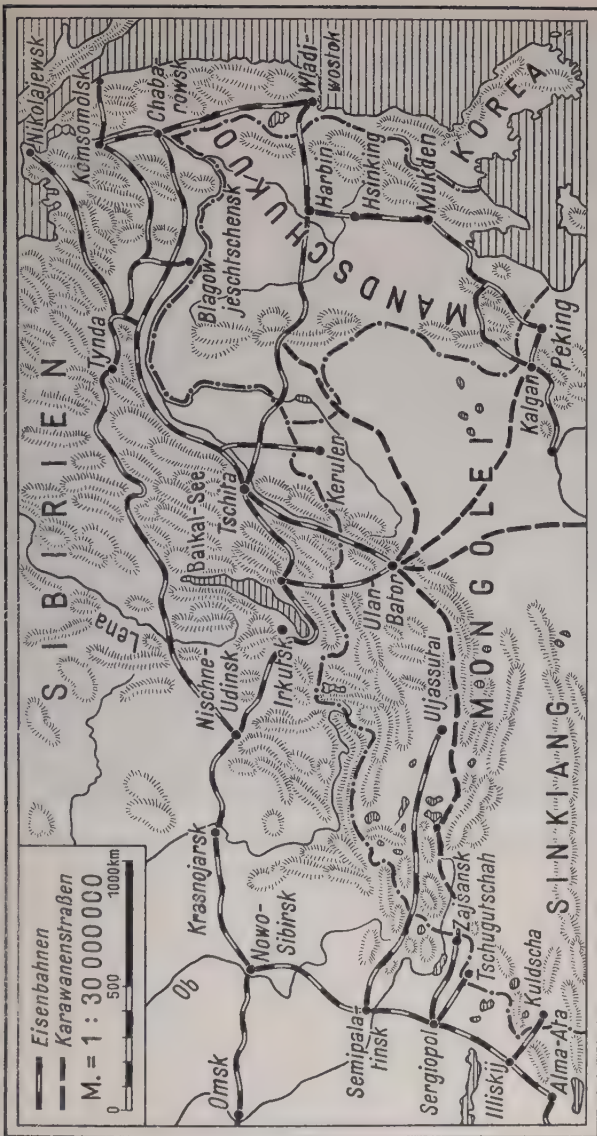
Australien und Ozeanien	Vergleichsdaten der Weltgeschichte
Um 9000 v. Chr. Einwanderung primitiver Jägerstämme aus SO-Asien in die ozeanische Inselwelt.	Um 10 000 v. Chr. Ende der letzten Eiszeit.
Um 3500–2500 v. Chr. zweite Wanderwelle von Jungsteinzeitmenschen nach Melanesien und Mikronesien.	Um 3000 v. Chr. Jungsteinzeitkultur in Europa.
Um 1500–700 v. Chr. dritte Wanderbewegung von austronesischen Stämmen aus Hinterindien.	2500–1900 v. Chr. indo-europäische Wanderung.
	2000 v. Chr. Beginn der Bronzezeit in den Kulturbereichen des Westens.
	1500–1400 v. Chr. Blüte der Mykenischen Kultur.
500 v. bis 300 n. Chr. vierte Wanderung der »Tangaroaner« nach Polynesien.	518–516 v. Chr. Der Grieche Skylax segelt bis zur Indusmündung.
700–1200 die großen Meerfahrten der Polynesier.	325 v. Chr. Erkundungsfahrt des Nearchos von Indien nach Babylon.
Um 1100 zweite südamerikanische Einwanderung in Polynesien (?) Osterinselskultur?	117 v. Chr. Eudoxius und Hippalos segeln mit dem Monsun nach Indien.
Um 1200 Einwanderung der Maori in Neu-Seeland.	986 Der Wiking Bjarni Herjulfson entdeckt die Labradorküste.
1513 Balboa überquert die Landenge von Panama und entdeckt die Südsee.	1200 Gründung des Inkareichs in Peru durch Manco Capac.
	1335 Nordische Kreuzfahrt zur Hudsonbai.
	1492 Kolumbus segelt nach Westindien.
	1497 John Cabot entdeckt Neufundland.
	1498 Vasco da Gama segelt nach Ostindien.
	1500 Cabral findet die Küste Brasiliens.
1520 Magellan in der Südsee, die er Mare Pacificum nennt.	
1521 Magellan auf den Philippinen ermordet.	
1526 Spanier entdecken Neu-Guinea.	
1567 Mendaña findet die Salomonen-Gruppe.	1577–1580 Weltumseglung durch Francis Drake.
1595 Entdeckung der Marquesas-Inseln durch Mendaña.	1600 Gründung der Englischen Ostindienkompanie.

Australien und Ozeanien	Vergleichsdaten der Weltgeschichte
1602 Holländer landen auf den Molukken.	1602 Gründung der Niederländischen Ostindien-Kompanie.
1619 Gründung von Batavia auf Java durch die Niederländer.	1606 Niederländisch-Australische Kompanie gegründet.
1642 Abel Tasman entdeckt »Vandiemensland« (Tasmanien).	
1768–1771 Erste Südseereise James Cooks.	
1766–1769 Bougainville kreuzt in der Südsee.	
1770 vorübergehende französische Besitzergreifung in Neuseeland.	
1785–1788 La Pérouse kreuzt in der Südsee und kommt bei den Neuen Hebriden um.	
1776–1780 Dritte und letzte Südseereise James Cooks.	
1788 Australien wird Sträflingskolonie. Erster Gouverneur Phillip.	1789 Ausbruch der Französischen Revolution.
1796–1798 Entdeckungsreisen von Flinders und Bass.	1798–1799 Napoleon in Ägypten.
1800 Kapitän Grant kartographiert die Küste von Victoria.	1799–1814 weltweiter Krieg zwischen Napoleon und England.
1814 Erste Mission in Neuseeland.	
1817–1824 Küstenkartographierung Australiens.	
1824 Missionare auf Tahiti.	
1828 Erhebung der Maori gegen die Missionare.	1829 Erste Eisenbahn in England.
1837 Katholische Mission auf Neuseeland. Dupetit in Tahiti.	1830–1848 Louis Philippe, der »Bürgerkönig« in Frankreich.
1839 Neuseeland-Kompanie beginnt mit Besiedlung.	
1840 Gründung der Stadt Auckland (Neuseeland). Eyre entdeckt australische See.	1840–1842 Opiumkrieg in China.
	1837–1901 Zeitalter der Königin Victoria in England.
	1844–1849 Unterwerfung Gesamtindiens durch England.
	1848 Revolution in Europa. Goldrausch in Kalifornien. Kommunistisches Manifest.
	1852–1870 Napoleon III. Kaiser von Frankreich.
	1853–1856 Krimkrieg.

Australien und Ozeanien	Vergleichsdaten der Weltgeschichte
1853 Neu-Kaledonien französische Strafkolonie von 1864 bis 1894. 1860/61 Erste Nord-Süd-Durchquerung Australiens. 1874 Fidjisch-Inseln britisch. 1875 Handelsvertrag USA-Hawaii. Kriegshafen Pearl Harbour (1887). 1884 Australien erwirbt den Südostteil von Neu-Guinea, Deutschland das Kaiser-Wilhelm-Land und den Bismarkarchipel. 1885-99 Salomonen zwischen Deutschland und England aufgeteilt. 1894 Revolution auf Hawaii, Gründung der Republik Hawaii. 1898 Hawaii von USA annektiert. 1899 Samoa, Marianen, Karolinen und Marshallinseln deutsch. 1899 Tongainsel britisch. 1901 Commonwealth of Australia. 1906 Aufteilung der Neuen Hebriden als Con-Dominion Englands und Frankreichs. 1907 Neuseeland Dominion. 1914 Kampflöse Besetzung der deutschen Südseekolonien durch Australier, Engländer, Franzosen. 1919 Die ehemals deutschen Kolonien werden »Mandate« der Siegermächte. Australisches Einwanderungsverbot für »gelbe« Rasse. 1929 Labour-Party widerruft Wehrpflichtgesetz in Australien und Neuseeland. 1934 Dreijahresplan Australiens zur Wiederaufrüstung. 1938 Ausfuhrsperrre Australiens gegen Japan. 1941-1945 Seekrieg im Pazifik. 1949 Wahlen und Sturz der Sozialisten in Australien und Neuseeland. 1959 Hawaii 50. Bundesstaat der USA.	1858 Französische Expedition nach Indochina. 1871 Gründung des Zweiten Deutschen (Kaiser-)Reichs. 1878 Berliner Kongreß. 1884/85 Berliner Kongokonferenz. 1890 Bismarcks Entlassung. Nichterneuerung des deutsch-russischen Rückversicherungsvertrages. 1894/95 Japanisch-chinesischer Krieg. 1898 Krieg USA-Spanien. Philippinen werden US-amerikanisch. 1899 Erste Haager Friedenskonferenz. 1900 Strafexpedition gegen China (Boxeraufstand). 1902 Ende des Burenkrieges. 1904 Entente Cordiale zwischen England und Frankreich. 1904-1905 Russisch-japanischer Krieg. 1910 Japan annektiert Korea. Südafrika Dominion. 1914-1918 Erster Weltkrieg. 1919 Pariser Vororts-Friedensverträge. 1931 Vordringen Japans in der Mandschurei. 1934 Der »Lange Marsch« Mao Tse-tungs nach Yenan. 1936 Zwischenfall von Sian. Ausbruch des Äthiopienkrieges und der spanischen Revolution. 1937 Beginn des japanisch-chinesischen Krieges. 1939-1945 Zweiter Weltkrieg. 1949 Sieg der Kommunisten in China. 1955 Bandung-Konferenz 1956 Suez-Krise. 1962 Kuba-Krise. 1963 Präsident Kennedy ermordet. 1964 Chinesische Atombombe.



Japans Vormarsch auf dem asiatischen Festland von 1905 bis 1935



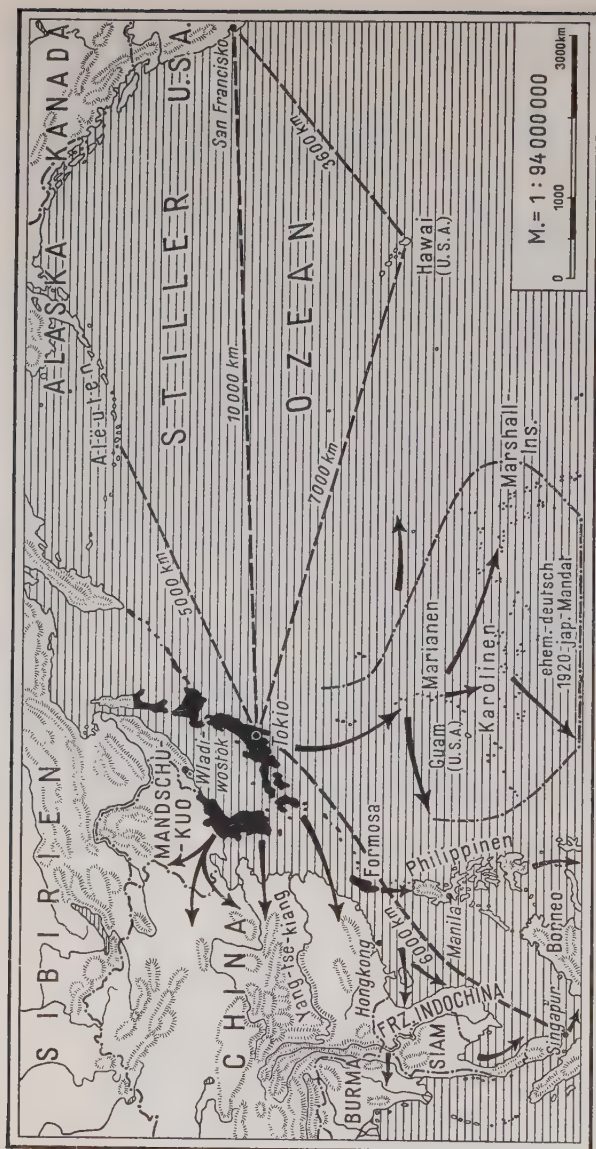
Eisenbahnlinien und Karawanenstraßen des Fernen Ostens



Kolonien in Afrika und im Indischen Ozean um 1910



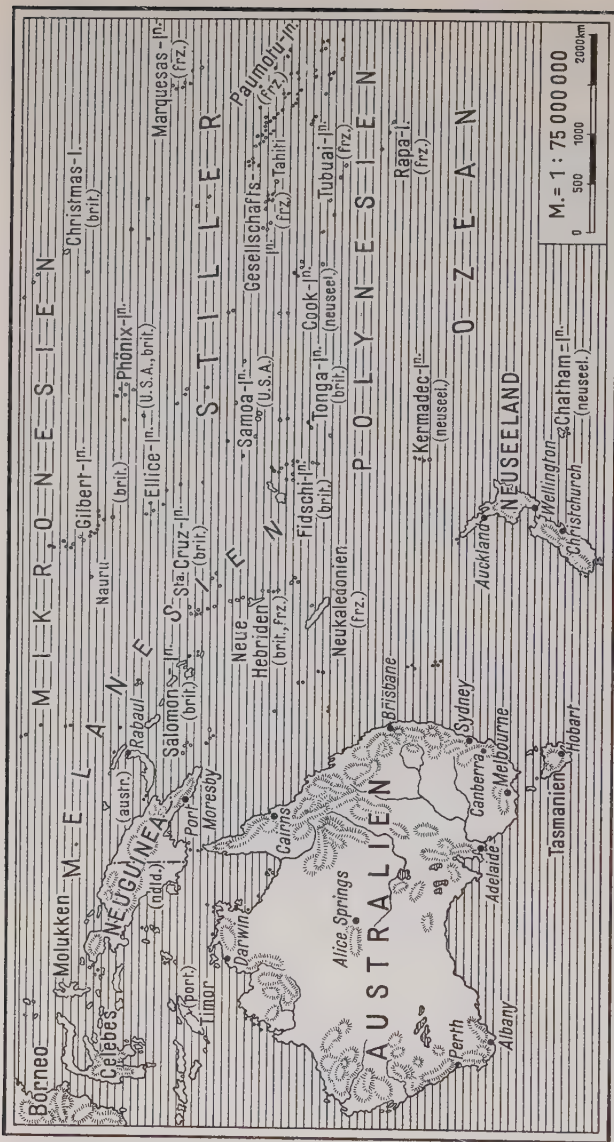
Kolonien in Fernost, Australien und Ozeanien um 1910



Die Expansionsrichtungen Japans und seine strategische Lage zu den USA und ihren Stützpunkten



Japans Vordringen im Zweiten Weltkrieg



Australien und die Inseln der Südsee

Literatur

I. CHINA

H. M. Bate, »Formosa Report« (London 1952) – Brandt-Schwartz-Fairbank, »Der Kommunismus in China« (1955) – J. Brieux, »La Chine du nationalisme au communisme« (Paris 1950) – I. D. Clark, »Formosa« (London 1896) – Debon-Speiser, »Chinesische Geisteswelt« (1957) – W. Eberhard, »Chinas Geschichte« (Bern 1948) – Gillhausen-Heldt, »Unheimliches China« (Hamburg 1959) – A. J. Grajdanzev, »Formosa under Japanese Rule« (London 1942); »Formosa today« (1942) – Herrfahrdt, »Sun Ya-tsen« (Leipzig 1948) – H. U. Kempfski, »Rote Sonne über gelber Erde« (Hamburg 1957) – E. S. Kirby, »Wirtschafts- und Sozialgeschichte Chinas« (o. O. 1955) – A. Lückenhaus, »Mao Tse-tung« (Berlin 1958) – Mao Szu-ch'êng, »Tschiang Kai-schek vor 1926« (Nanking 1930) – R. Payne, »Mao Tse-tung« (1950) – W. Schenke, »Von Tschiang Kai-schek zu Mao Tse-tung« (1949) – H. H. Tschang, »Tschiang Kai-schek, Chinas großer Mann« (Zürich 1945) – Tschiang Kai-schek, »Ein halber Monat in Sian« (Nanking 1937) – Tsui-Chi, »Geschichte Chinas und seiner Kultur« (Zürich 1946) – L. Wiegner, »La Chine moderne« (10 Bände, Hien-hien 1921–32) – T. C. Woo, »The Kuo-min-tang and the Future of the Chinese Revolution« (London 1928).

II. JAPAN

Benl-Hammitzsch, »Japanische Geisteswelt« (1956) – H. Brosius, »Fernost« (Berlin 1939) – Mazelière, A. R. de la, »Le Japon, histoire et civilisation« (8 Bände, Paris 1907–1923) – Mitsuo Fuchida und Masatake Okumija, »Midway« (Oldenburg) – Ramming, M., »Japan-Handbuch, Nachschlagewerk der Japankunde« (Berlin 1940) – Reischauer, »The United States and Japan« (Cambridge, Mass.) – Sansom, G. B., »The Western World and Japan« (New York 1950), »Japan in World History« (New York 1951) – Seizo Kimaze, »Mitsuru Tôyama kämpft für Großostasien« (1940) – T. Taketi, »Japanische Philosophie der Gegenwart« (Blätter für deutsche Phil. 14.3) – Yanaibara, T., »Religion and Democracy in modern Japan« (Tokio 1948).

Quellen und Literatur

Andersen, J. C., »Myths and legends of the Polynesians« (London 1928) – *Australian Yearbooks* 1936–1950 – Bernatzik, H. A., »Südsee« (Wien 1943) – Best, E., »The Maori« (2 Bände, Wellington 1924) – Bougainville, L. A. de, »Voyage autour du monde par la frégate du Roi La Boudeuse et la flute L'Étoile« (Paris 1771) – Brosset, Ch. de, »Histoire des navigations aux Terres Australes« (2 Bände, Dijon 1756) – Burney, J. A., »A chronological history of the discoveries in the South Sea of Pacific Ocean« (5 Bände, London 1803–17) – Buschan, »Völkerkunde, Teil Australien, Ozeanien« (Stuttgart 1923) – Buschik, R., »Die Eroberung der Erde« (Leipzig 1934) – Cook, J., »A voyage towards the South Pole and round the world« (2 Bände, London 1777) – Dalrymple, A., »A historical collection of the several voyages and discoveries in the South Pacific Ocean« (2 Bände, London 1770) – Forster, G., »Beschreibung einer Reise um die Welt in den Jahren 1772–1775« (2 Bände, Berlin 1778–1780) – Friedrich, G., »Malayo-Polynesische Wanderungen« (Leipzig 1914) – Henry, T., »Ancien Tahiti« (Honolulu 1928) – Heyerdahl, Th., »Kon-Tiki« (1958); »Aku-Aku« (1959) – Kotzebue, O. v., »Entdeckungsreise in die Südsee und nach der Beringstraße« (3 Bände, Weimar 1821) – Laval, H., »L'histoire ancienne d'un peuple polynésien« (1938) – Lehmann, F. R., »Mana etc.« (Leipzig 1922); »Die polynesischen Tabusitten« (Leipzig 1922) – Luquet, G. H., »L'art néo-caledonien« (Paris 1947) – Luquiens, H. M., »Hawaian art« (Honolulu 1931) – Malinowski, B., »Argonauts of the Western Pacific« (London 1922) – Mendana, A., »The Discovery of the Salomon Islands etc.« (2 Bände, London 1901) – Müller-Wismar, W., »Ergebnisse der Südsee-Expedition 1908–1910« (2 Bände, Hamburg 1917 bis 1918) – Nevermann, H., »Südseekunst« (Berlin 1933); »Masken und Geheimbünde in Melanesien« (Berlin 1933) – Reischek, A., »Sterbende Welt, zwölf Jahre Forscherleben auf Neuseeland« (Leipzig 1924) – Semjonow, J., »Glanz und Elend des französischen Kolonialreiches« (Berlin 1942) – Speiser, F., »Kunststile in der Südsee« (Basel 1941) – Steinen, K. v. d., »Die Marquesaner und ihre Kunst« (3 Bände, Berlin 1925–1928) – Tasman, A. J., »Journal of his discovery of Van Diemensland and New Zealand in 1642« (Amsterdam 1898) – Tischner-Hewicker, »Kunst der Südsee« (Hamburg 1959).

Quellenangabe der Bilder

Historia-Photo, Bad Sachsa: 1
Historisches Bildarchiv Handke, Bad Bernek: 1
Photo Associated Press, Frankfurt (Main): 6
Ullstein-Bilderdienst, Berlin: 25

Register

- Abe, Offizier 133 f.
Abrüstungskonferenz von Washington 26 f.
Antikominternpakt 77, 114
Aaoki, Kapitän 130, 132, 134
Atlantik-Charta 119
- Ba Maw, General 137
Bao Dai, Kaiser 137, 158
Barthel, Ethnologe 206
Bass, Kapitän 254
Bauer, Max, General 102
Béhaine, Pierre Pigneau de 230
Bering, Vitus 240
Borodin 37, 38, 39 ff., 44 f., 47 f.
Bougainville, Louis Antoine de 230
Briggs, General 167, 183
Bucharin 35
Burmastraße 100 f., 110 ff., 115, 117
Burma, Union 167
Byron, Kapitän 230
- Carteret, Kapitän 230
Casablanca, Konferenz von 139
Chenault, General 157
China, Republik 13, 16 f.
China, Revolution 20, 28
China, Volksrepublik 173, 188 ff.
Chruschtschow, Nikita 187
Churchill, Winston 119, 139, 141
Conrad (Korzeniowski), Josef 266, 270
Cook, James 230 ff.
- Dalai Lama 12, 175, 192
Diemen, Antonys van 228
Doihara, General 61, 113
Donald, William Henry 94 f.
Drake, Francis 227
- Dreimächtepakt 114
Dumont d'Urville, Kapitän 257
Duperrey, Kapitän 257
Dupetit-Thonars, Capitaine 259
- Feng-ch'êng, Händler 177 f.
Feng Yu-shiang, General 28 f., 34, 38, 44, 52, 66, 75, 78, 81 ff., 113
Flinders, Kapitän 254
Flottenkonferenz von London 58
Flottenkonferenz von Washington 56
Formosa-Konflikt 176 ff.
Franklin, Benjamin 255
Franz Ferdinand, Erzherzog 14
Fresne, de 230
Freycinet, Kapitän 257
Fu Tso-yi, Kommandant 83
- Gaetano 240
Galen 37, 38
Gandhi, Mahatma 26, 50, 98, 167
Gauguin, Paul 267 ff.
Genyôsha-Organisation, später Militärpartei 19, 25, 53, 57, 103, 116, 144, 149, 153
Götterwelt Indonesiens 215 f.
Grant, Kartograph 254
Grimm, Hans, Schriftsteller 57
Guizot, Minister 260
- Hartog, Jan de 266
Hatta, Ministerpräsident 137, 159
Hayaschi-Regierung 103 f.
Hedin, Sven 100
Henlein, Konrad 98
Hawkes, Lord 231
Heyerdahl, Thor 205
Hirohito, Tenno 149 ff., 153, 168

- Hiroschima 152, 168
 Hirota, Außenminister 88 f., 149
 Hiss, Alger 156
 Hitler 77, 98, 102, 109, 110, 115, 118, 119, 141, 142
 Holland, S. G., neuseeländischer Ministerpräsident 282
 Hoover, Präsident 55
 Hopkins, Harry 142
 Ho Tsch-min 158, 183, 280
 Hudson, Sir Henry 240
 Hull, Cordell 63, 122
 Hu-Schih 23

 Inouye, Minister 64
 Inugai, Ministerpräsident 64
 Isamu Cho, Generalleutnant 148
 Iwojima 141

 Jalta, Konferenz von 141 f., 157
 Japanisch-chinesischer Krieg 104 ff.
 Joffe, Adolf 32, 33
 Jordan, Racey, Major 155 f.

 Kairo, Konferenz von 139
 Kakuan, Kapitän 135
 Kamikaze 117, 144 ff.
 Karakhan, Leó 32
 Kensseikai-Partei 25
 Kijuro Schidehara, Baron 57
 Kim Du-bong, Präsident 157
 Koltschak, Admiral 23
 Konoye, Prinz 103, 117, 120, 149 f.
 Kon-Tiki 205
 Korea-Krieg 181 ff.
 Korea, Republik 180
 Korea, Volksrepublik 157 f.
 Korechika Anami, Minister 149 f., 151
 Kowalski, Rembert 176 f., 180
 Kung, Minister 93 f., 96, 163
 Kuo-min-tang, Partei 10, 13 f., 16 f., 23, 26, 28, 32, 33, 34 f., 36, 39, 40, 42, 43, 44, 45, 46, 47 f., 52, 69

 La Peronse, François, Graf 243
 Leichhardt, Ludwig 256
 Lenin 36
 Li-Szu, Kanzler 81
 Liu Schao-tschi 190
 London, Jack 266, 270
 Lytton, Lord 63

 MacArthur, General 140, 153, 155, 169, 180 f., 182
 MacConaughty, James 114
 Magellan, Fernao de 223 ff.
 Magsaysa, Ramon 183
 Malik, Jakob 150
 Manabendra Nath Roy 47
 Mao Tse-tung 27, 41 ff., 45, 48, 53, 69, 72 f., 75, 80, 142, 160, 161, 162 ff., 167 f., 173 ff., 177, 179, 190 f., 193, 195, 278
 Marco-Polo-Brücke 104
 Marnig, eigtl.: Sneevliet, Agent 41 ff.
 Marshall, George C., General 161 f.
 Maugham, William Somerset 265
 Meiji-Epoche 7, 116
 Mei-ling 31 f., 36, 51 f., 77 f., 93 ff.
 Mendoga 240
 Menzies, Ministerpräsident 172, 282, 286
 Mendana, Alvaro de 226 f.
 Meyer-Waldeck, Kommandant 15
 Michener, James A. 182
 Midwayinseln 129 ff.
 Mitscher, Admiral 143
 Mitsuru Ushijima, General 143, 147 f.
 Molotow 151
 Montgomery, General 138
 Mouat, Kapitän 230
 Mountbatten, Lord 140
 Mussolini 26, 74, 98, 109
 Mutshu-hito, Kaiser 9

 Nagasaki 153, 168
 Nagumo, Admiral 121, 129 ff., 134
 NATO 173, 176
 Nehru, Pandit 175
 »Neue-Kultur-Bewegung« 23
 Ngahue, Häuptling 210 f.
 Nimitz, Admiral 143
 Nogi Maresuke, General 9

 Okinawa 143 ff.

 Pearl Harbour 127 f., 276
 Peng Te-huai, General 69
 Perry, Kommandant 168
 Phibul Songkram, Marschall 140, 167
 Phillip, Sir Arthur 243
 Pomare IV., Königin 258
 Potsdamer Konferenz 151
 Pritchard, Missionar 258

Pu-yi, Kaiser, später Keng-teh 61 f., 196,
197

Quirino, Präsident 166

Rapallo, Vertrag von 32

Retes, Yaigs Ortiz da 225

Ridgeway, General 182

Rongo, Gottheit 201

Roosevelt, Präsident 70, 99, 110, 118,
119 f., 122, 139, 141 f., 155, 157, 160,
279 ff.

Saburo Kurusu 120 f.

Schang-Yan, Philosoph 81

Schih Huang-ti, Kaiser 80, 86, 88

Schimamoto, Oberstleutnant 59

Schneider, Pater 180

SEATO 183

Seedt, von, Generaloberst 102

Seiyūkai-Partei 177 f.

Siegfried, Pater 177 f.

Sinowjew 44

Sorge, Dr. 119

Spanischer Bürgerkrieg 98

Stachanow-System 99

Stalin 35, 41, 110, 119, 139, 141 f., 151,
175, 186, 188 f.

Stepanow 44

Stevenson, Robert Louis 266

Stillwell, General 156, 160 f.

Stimson, Henry J. 151 f.

Sukarno 51, 137, 159, 184 f.

Sun Chê-yüan, General 102

Sung Tschao-jen 13

Sung, T. V., Außenminister 51, 94, 96,
118, 163

Sun Ya-tsen 10, 19 ff., 26, 28 ff., 33 ff.,
37 ff., 46, 90

Surville, de 230

Suzuki, Ministerpräsident 149, 151

Syngman Rhee, Dr. 158, 180

Takeja Fuschimi 127

Takuma Dan, Baron 64

Tanaka-Plan 64, 103, 124

Tangku, Waffenstillstand von 66, 70

Tasman, Abel Janspoon 229

Taugaroa, Gottheit 201

Teheran, Konferenz von 139

Teichmann, Sir 25

Teng Hsiao-ping 190

Terautschi, Feldmarschall 140

Te Wang, Fürst 113

Tojo, General 117, 120, 122

Tomonaga, Leutnant 134 f.

Tôyama, Mitsuru 19 ff., 25, 38, 57, 58,
61, 64, 103, 116 f.

Trotzki 35

Truman, Präsident 160, 180 f., 182

Tschang Husue-liang, Marschall 53, 58,
65, 75, 78, 81 f., 86 ff., 94 ff., 97

Tschang Tschung-tschang, General 29 f.

Tschang Tso-lin, General 29, 34, 38, 47,
53, 82

Tschen Tschì-mei 10, 14, 16

Tschen Tschung-ming, General 28, 30,
34, 39

Tschiang Kai-schek 10 f., 13, 14, 19 ff.,
26, 27, 28, 30 ff., 33 ff., 39 f., 43, 44 ff.,
48 ff., 58, 62 f., 64, 65, 66 ff., 76 ff.,
98 ff., 104 ff., 111, 112, 114, 115, 117,
139, 140, 142, 154, 156, 160 f., 162 ff.,
167, 173, 175, 180, 192

Tschiang Po-li 79 f., 91

Tschu En-lai 43, 69, 75, 94, 96, 161 f.,
186, 190, 192

Tschu-Tse 43, 53

Tsai Ting-kai, General 66 f.

Tsingtau 15 f., 23, 26

Tso-Tsung-tang 100

Tsu-hsi, Kaiserin 189

Tuan Tachiiui, Präsident 34, 39

Ungern-Sternberg, Graf 24

UNO 159 f., 175

Versailler Friedensvertrag 25, 63, 98

Vietnam, Volksrepublik 158

Völkerbund 25, 63 f., 66, 109, 159

Volkskommune 193 f.

Wallis, Kapitän 230

Wang Ke-ning 113

Wang-ming, Joseph 176 f.

Wang Tsching-wei 37, 43, 44, 51, 112 f.

Washington, George 48

Weltkrieg, Erster 14 ff., 24

Weltkrieg, Zweiter 110 ff., 118 ff.

Weltwirtschaftskrise 57, 70

Whampoa, Militärakademie 26, 27, 28,
36 f., 40

Wilson, Woodrow, Präsident 13, 63
Willkie, Wendell 136
Wu Pei-fu, General 28, 30, 34, 45

Yamaguschi, Konteradmiral 135
Yanagimoto, Kapitän 133 f.
Yanamoto, Großadmiral 129

Yang Hu-tscheng, General 65, 75, 78,
81 ff., 91, 94 f., 96, 97
Yen Hsi-schan, General 52, 83
Yoschida, Ministerpräsident 171
Yuan-pei, Kanzler 33
Yüan Schih-kai 10 ff., 16 f., 22

Inhalt

GESCHICHTE DES FERNEN OSTENS IV

Götterwind	
Harakiri des weißen Mannes	7
Der Vater der Revolution	27
Zwischenspiel in Mandschuria	55
Der Lange Marsch	66
Die dreizehn Tage von Sian	79
Es begann an der Marco-Polo-Brücke	98
Kamikaze	115
Die Ameisen kommen	154
Ein neues Zeitalter	176
Der fünfte Kontinent	
Legende vom Großen Ozean	201
Die Männer aus der Ferne	220
Bitterer Anfang	243
Das letzte Paradies	256
Australien	271

ANHANG

Anmerkungen	293
Begriffserklärungen	295
Zeittafeln	297
Historische Karten	306
Quellen und Literatur	313
Quellenangabe der Bilder	314
Personen- und Sachregister	315

